

eleg. g.

811.

20 Pfennig.

203 für
12 Kr. ö. B.

Universal-Bibliothek

3657

Baron Rebus

und

andere Novelletten

von

Franz Herczeg.

Aus dem Ungarischen überseht

von

Emil Kunklik.

Autorisierte Übersetzung.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch
jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Philipp Reclam's
Universal-Bibliothek.

Bis April 1897 sind 3660 Nummern erschienen.

Jedes Werk ist einzeln käuflich. — Preis: 20 Pfennig die Nummer.

Ein vollständiges Verzeichnis ist durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Neueste Erscheinungen:

- 3629/30. **Oesterreichische Civilprozeß-gesetze.** Dritte Abteilung. **Gerichtsorganisationsgesetz und Gewerbegerichtsordnung.** Textausgabe mit Anmerkungen, den in Kraft bleibenden zugehörigen Gesetzen und Verordnungen und einem ausführlichen Register. Herausgegeben von Dr. Edm. R. von Herzfeld, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien.
- 3631/32. **Rückert, Friedrich,** Liebesfrühling. Herausgegeben v. Ph. Stein.
3633. **Woenig, Fr.,** „Sei, die Pußta!“ Bilder aus der ungarischen Tiefebene.
3634. **Olden, Hans,** Die offizielle Frau. Schauspiel in fünf Aufzügen.
3635. **Reichsgesetze,** betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der **Binnenschifffahrt** und der **Flößerei.** Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben v. Karl Pannier.
3636. **Ingoldsby, Th.,** Legendes oder Spaß und Spuk. Übersetzt von Prof. Dr. Immanuel Schmidt.
3637. **Oskar Walther und Leo Stein,** Fräulein Doktor. Lustspiel in 4 Aufz.
3638. **Bipper, Dr. A.,** Erläuterungen zu Goethes **Iphigenie auf Tauris.**
- 3639/40. **Ferrn, Gabriel,** Der Waldläufer. Roman. Übersetzt von Prof. Dr. G. Th. Kühne. Erster Teil.
- 3641—45. **Friedr. Rückert,** Weisheit des Brahmanen. Herausgegeben und eingeleitet von Philipp Stein.
3646. **Ed. v. Bauernfeld,** Aus Gesellschaft. Schauspiel in 4 Aufz.
3647. **Paul M. Potter, Trilby.** Spiel in vier Aufzügen. In autorisierter Uebersetzung von E. Lederer nach G. de Mauriers Roman.
3648. **H. Bandlow,** Stratenfeste. Humoristische Geschichten. 2. Band.
3649. **A. Trinius,** Thauwind. andere Thüringer Geschichten.
3650. **Friedrich Halm,** Gris. Dramatisches Gedicht in fünf Aufz.
3651. **Meyerbeer,** Die Hugenoten. Opernbücher 35. Band.
3652. **Cavalotti, F.,** Jephthas Tod. Lustspiel in einem Aufzug. Nach Uebersetzung von Raffaele Penzler bearbeitet von Alfr. Halm.
- 3653/54. **Ferrn, Gabriel,** Der Waldläufer. Roman. Übersetzt von Dr. G. Th. Kühne. Zweiter Teil.
3655. **Bauernfeld, Ed. von,** Bismarck und romantisch. Lustspiel in 4 Aufzügen.
3656. **Macaulay's** kritische und historische Aufsätze. Deutsch von J. M. Hoff. Siebenter Bd.: Madame d'A.
3657. **Herczeg, Franz,** Baron S. und andere Novellen. Aus den ungarischen übersetzt von Emil Kunz.
- 3658—60. **Die Reden Kaiser Wilhelms II.** in den Jahren 1888—90. Gesammelt und herausgegeben Johs. Penzler.

Einband-Decken

in Ganzleinen zur Universal-Bibliothek (wie die kleinen zu Reclam's Miniaturausgaben) ohne Titeldruck in 9 Größen, für Bände im Umfang von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 u. 42 Bogen, sind, je nach Größe, zu 30 Pf., durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

12.056/3657

Baron Rebus

und

andere Novellen

von

Franz Herrzeg.

Aus dem Ungarischen übersezt

von

Emil Kumlitz.

Autorisierte Übersetzung.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

~~I. elg. g.~~
~~2. elg. g.~~
~~3. elg. g.~~
~~4. elg. g.~~
~~5. elg. g.~~
~~6. elg. g.~~
~~7. elg. g.~~
~~8. elg. g.~~
~~9. elg. g.~~
~~10. elg. g.~~
~~11. elg. g.~~
~~12. elg. g.~~
~~13. elg. g.~~
~~14. elg. g.~~
~~15. elg. g.~~
~~16. elg. g.~~
~~17. elg. g.~~
~~18. elg. g.~~
~~19. elg. g.~~
~~20. elg. g.~~
~~21. elg. g.~~
~~22. elg. g.~~
~~23. elg. g.~~
~~24. elg. g.~~
~~25. elg. g.~~
~~26. elg. g.~~
~~27. elg. g.~~
~~28. elg. g.~~
~~29. elg. g.~~
~~30. elg. g.~~
~~31. elg. g.~~
~~32. elg. g.~~
~~33. elg. g.~~
~~34. elg. g.~~
~~35. elg. g.~~
~~36. elg. g.~~
~~37. elg. g.~~
~~38. elg. g.~~
~~39. elg. g.~~
~~40. elg. g.~~
~~41. elg. g.~~
~~42. elg. g.~~
~~43. elg. g.~~
~~44. elg. g.~~
~~45. elg. g.~~
~~46. elg. g.~~
~~47. elg. g.~~
~~48. elg. g.~~
~~49. elg. g.~~
~~50. elg. g.~~
~~51. elg. g.~~
~~52. elg. g.~~
~~53. elg. g.~~
~~54. elg. g.~~
~~55. elg. g.~~
~~56. elg. g.~~
~~57. elg. g.~~
~~58. elg. g.~~
~~59. elg. g.~~
~~60. elg. g.~~
~~61. elg. g.~~
~~62. elg. g.~~
~~63. elg. g.~~
~~64. elg. g.~~
~~65. elg. g.~~
~~66. elg. g.~~
~~67. elg. g.~~
~~68. elg. g.~~
~~69. elg. g.~~
~~70. elg. g.~~
~~71. elg. g.~~
~~72. elg. g.~~
~~73. elg. g.~~
~~74. elg. g.~~
~~75. elg. g.~~
~~76. elg. g.~~
~~77. elg. g.~~
~~78. elg. g.~~
~~79. elg. g.~~
~~80. elg. g.~~
~~81. elg. g.~~
~~82. elg. g.~~
~~83. elg. g.~~
~~84. elg. g.~~
~~85. elg. g.~~
~~86. elg. g.~~
~~87. elg. g.~~
~~88. elg. g.~~
~~89. elg. g.~~
~~90. elg. g.~~
~~91. elg. g.~~
~~92. elg. g.~~
~~93. elg. g.~~
~~94. elg. g.~~
~~95. elg. g.~~
~~96. elg. g.~~
~~97. elg. g.~~
~~98. elg. g.~~
~~99. elg. g.~~
~~100. elg. g.~~



17.056/3657

M. N. MUZEUM KÖNYVTÁRA	
Nyomtatv. Névodéknapló	
1897. év.	512. sz.

Baron Rebus.

Man gab „Francillon“. Nach dem Theater zog die ganze Loge ins Gasthaus, um Zigeunermusik zu hören. Beim schwarzen Kaffee ging einer jungen Schwägerin, die man nicht ohne Malice den „Verstand der Familie“ nannte, das volle Herz beim Munde über und sie sagte: „Diese Frau hat recht!“

Sie dachte an Francillon. (Die Frau Schwägerin konnte übrigens ihrem Gatten nur den einen berechtigten Vorwurf machen, daß er vom Hochzeitstage angefangen rapid an Leibesfülle zunahm.)

Onkel Thomas bemächtigte sich dieses Gesprächsstoffes.

„Es ist ja auch sonderbar, wie sehr sich die Männer nach der Trauung verändern. Kein einziger hält, was er als Junggeselle versprochen hat. Aus dem feurigen, eleganten, immer wohlgelaunten Hofmacher wird ein unmutiger, fauler, kalter Gatte. Der wahre Mustergatte wäre aber jener, der bis zur silbernen Hochzeit so bliebe, wie er als Bräutigam gewesen.“

„Was sind das für unreife Reden?“ rief der dicke Schwager dazwischen.

„Ich kannte einen solchen Mann. Er hieß Baron Rebus. Ein wahrer Mustergatte!“

Onkel Thomas gab die Geschichte des Mustergatten zum besten.

1.

Es lebte in der alten Stadt Pest ein Bürgermädchen Namens Katicza Kelemen. Eine Waise, die sechs enorm große Zinshäuser geerbt hatte. Sie war keine heurige Häsin mehr. Mit Verlaub! Ich wollte sagen, sie war eine gereifte Schön-

heit, die bereits etwa sechs Faschinge durchgetanzt und den Freiern zu Dutzenden Körbe ausgeteilt hatte. Und sie hätte schon selbst gern geheiratet, denn ihre Schultern nahmen allmählich eine gewisse Rundung an, und die Kaufleute redeten sie seit Jahren als „gnädige Frau“ an.

Als ein Mädchen, das schon gewisse theoretische Erfahrungen besaß, traute sie aber keinem ihrer Hofmacher. Sie wußte, daß diese Kavaliere um Versprechungen nicht verlegen sind, und haben sie einmal dem Mädchen den Kopf verdreht — nun, dann ist das Unheil angerichtet!

Eine erfahrene Freundin gab Raticza Kelemen den Rat, sich an Eskinaz zu wenden. Wer Eskinaz war? Ein alter spanischer Jude, der hinter dem Herminenplatz in einer kleinen Winkelgasse hauste. In seinem Tröbderladen war alles zu bekommen: ausgerauchte Meerschaumpfeifen, alte Galagewänder, Plätteisen, antike Waffen, Corvinakodexe, Mahagonischränke, ausgestopfte Eulen, Ölgemälde, orientalische Teppiche, — kurzum alles.

Raticza Kelemen begab sich in den Laden Eskinaz'. Sie trat in einen finsternen, muffigen, engen Raum; hinter Barrikaden von alten Möbeln kauerte in phantastischem Halbdunkel der alte Spanier. Jede Linse seiner Brille hatte die Größe eines Maria-Theresien-Thalers. Als ihm das Mädchen ihr Begehren mitteilte, nahm der Alte einen großen Schlüssel vom Haken und führte sie wortlos über schmale Treppen und Gänge hinauf nach dem Dachbodenmagazin.

Hier standen, mit grünen Tüchern zugedeckt, die präsumtiven Ehemänner.

„Die leben ja doch nicht!“ bemerkte das Fräulein.

„Man muß sie aufziehen,“ erklärte Eskinaz.

Da stand ein Rechtsanwalt, den der Jude für dreißigtausend Gulden bot. Einen Husarenoberleutnant hatte er für sechzigtausend Gulden feil, wobei er bemerkte, daß dieser von Adel sei. (Als Rittmeister werde er einst für Vierzigtausend zu haben sein.) Für einen blirgerlichen Infanterie-

offizier verlangte er nur dreißigtausend Gulden. Einen jungen Abgeordneten hielt er auf Zweihundertfünfzigtausend, hinzufügend, daß derselbe nach drei Jahren, wenn sein Mandat abgelaufen, nur Fünfzehntausend kosten werde.

Dem Fräulein Katicza gefiel kein einziger. Sie wollte etwas ganz besonderes haben.

„Damit kann ich auch dienen, muß aber im voraus bemerken, daß er sehr teuer zu stehen kommt.“

Der Alte öffnete einen Schrank, das Fräulein blickte hinein und sagte sofort: „Das ist's, was ich suche!“

In dem Schranke stand ein auffallend eleganter Mann von hoher Gestalt. Er trug ein Monocle, war nicht mehr sehr jung, hatte jedoch imponierende, gewinnend seine Gesichtszüge.

„Baron Rebus,“ erklärte Eskinaz. „Ein wahres Kabinettsstück! Stattlicher Reiter, guter Tänzer und Schlittschuhläufer, ausgezeichnete Fechter, repräsentiert prächtig, ist zärtlich und aufmerksam und mit Engelsgeduld begabt.“

„Und der Preis?“ fragte Katicza pochenen Herzens?

„Dreimalhunderttausend Gulden.“

„Unverschämt! Er bekommt ja schon eine Glatze.“

„Trotzdem übernehme ich noch eine zwanzigjährige Gutsteherung für ihn.“

Eskinaz schloß gelassen den Schrank und fügte hinzu: „Sie werden es bereuen, wenn Sie ihn nicht nehmen. Einen so vollkommenen Gatten hat man noch niemals konstruiert. Der Künstler, der ihn verfertigte, hat sich damit selbst übertroffen. Ich sage Ihnen: ein vollendeter Mustergatte.“

„Sind sie denn nicht alle gleich?“

„Die Maschinerie ist bei allen die gleiche, allein in den haarfeinen Nädchen des Gehirns entstehen während der Arbeit winzige Abweichungen, die dann von Einfluß auf die Wirkung des Automaten sind. Ich erinnere mich, einst drei Gatten verkauft zu haben, alle drei hatte derselbe Meister nach dem gleichen Muster verfertigt. In der Konstruktion mußte

doch ein kleiner Unterschied sein, denn der eine Automat saß fortwährend im rauchigen Spielzimmer und rief ohne Unterlaß: „Schelle — und noch eine Schelle!“ Der andere aber konnte nichts Geistiges sehen, weder Wein noch Schnaps, ohne es in den Mund zu gießen. Der dritte endlich ließ auf der Straße seine Frau stehen, wenn er ein Stubenmädchen erblickte, und rannte diesem nach.“

„Entsetzlich!“

„Der Mechanismus des Baron Rebus dagegen ist tadellos. Sechs Jahre war er der Gatte einer Bankierstochter und benahm sich bis zum Schlusse so, wie am ersten Tag. Sie lebten sehr glücklich, bis die Frau im vorigen Jahre starb. Ihre letzten Worte waren: „Eskinaç war ein Ehrenmann!“

Raticza Kelemen fand den Baron dennoch zu teuer.

Tags darauf erschien sie wieder bei Eskinaç und bat ihn, ihr den Baron Rebus noch einmal zu zeigen. Der Alte lächelte verschmizt und sagte: „Kaufen Sie den Infanterielieutenant! Der ist billig!“

„Den mag ich wegen seines roten Bartes nicht.“

Zwei Wochen lang wurde so herumgefeilscht, bis endlich Raticza Kelemen erklärte, Baron Rebus kaufen zu wollen. Die Liebe zu ihm hatte ihr's angethan. Eskinaç gab dem Fräulein sodann folgende Gebrauchsanweisung: „Ich will jetzt den Baron aufziehen und Ihnen alsdann den Schlüssel übergeben. Jedes Jahr braucht er nur einmal aufgezo-gen zu werden, allein dies darf unter keinen Umständen versäumt werden, sonst entsteht großes Unheil daraus. Heute ist der 20. August, am nächsten Sankt Stephanstage müssen Sie ihn daher wieder aufziehen. Weiters haben Sie sich um nichts zu sorgen.“

Eskinaç knöpfte dann das Hemd des Barons am Halse auf, steckte den Schlüssel in eine kleine, auf der Brust sichtbare Öffnung und zog den Mechanismus sorgfältig auf. Hierauf übergab er den Schlüssel dem Fräulein, welches mit verhaltenem Atem den Automaten beobachtete. Der Baron schüttelte

sich erst ein wenig, dann ließ er einen wunderlichen Laut hören: Brrrrr! Langsam hob er die behandschuhte Hand, knöpfte an seinem Halse das Hemd zu, drückte das Monocle ins rechte Auge und begann das Fräulein prüfend zu fixieren.

„Gestatten Herr Baron,“ sprach Eskinaz voll Demut, „daß ich Sie Ihrer Braut vorstelle. Hochgeboren, Herr Baron Rebus — Fräulein Katicza Kelemen.“

Der Baron verneigte sich lächelnd und reichte dem Fräulein den Arm.

„Wenn es Ihnen beliebt, können wir zum Pfarrer gehen.“

Er nickte Eskinaz herablassend zu und geleitete seine Braut zu der vor dem Laden bereitstehenden Equipage. Katicza lud ihn ein, sich neben sie zu setzen, allein Rebus weigerte sich mit höflicher Entschiedenheit: „Ich darf Sie nicht kompromittieren!“

Dann winkte er einen Mietwagen herbei und sagte: „Zur Pfarre!“

2.

Diese Vorgeschichte — so fuhr Onkel Thomas in seiner Erzählung fort — habe ich nachträglich von Frau Baronin Rebus, geborener Katicza Kelemen vernommen. Den nachfolgenden Ereignissen wohnte ich selbst als unmittelbarer Augenzeuge bei.

Ich war ein junger Bursche, als dies geschah, und brachte den nächsten Sommer im Legender Bade. In dem kleinen Kurorte hatten sich zwei Gesellschaften gebildet, die einander tödlich haßten: die „Comme-il-faut-“ und die „Nicht-comme-il-faut-Gesellschaft“. Ich war leider genötigt, mich der ersten anzuschließen. Leider, sage ich, denn diese Gesellschaft, welcher meine zwei alten Tanten vorstanden, waren ebenso langweilig als anständig.

Eines Tages erschienen auf der Speiseveranda zwei neue Badegäste: eine hübsche, runde Frau mit lachenden Augen, und ein vornehmer Herr mit Monocle.

„Baron Rebus und seine Gemahlin,“ sagte der Doktor.

Das ganze Bad harnte mit fieberhafter Spannung, welcher Gesellschaft sich die interessanten Fremden anschließen werden. Wir siegten: sie traten unserem Zirkel bei. Der Baron bat mich im Parke eines Tages um Feuer, dann fing er ein Gespräch an und eine halbe Stunde darauf stellte er mich schon seiner Frau vor. Abends ersuchte er mich, ich möge ihn meinen beiden Tanten vorstellen, und er überreichte jeder eine prächtige Rose. Die Tanten waren entzückt von der Höflichkeit und Aufmerksamkeit des Barons und wurden nicht müde sein Loblied zu singen.

Ich muß gestehen, mich interessierte anfangs der Baron weniger als seine Frau. Sie war eine seelenvoll dreinblickende, hübsche und dazu schrecklich kokette Frau. Abends, wenn die Musik zu spielen begann, tanzten wir gewöhnlich miteinander die Quadrille, und der Baron pflegte da stets eine meiner Tanten aufzufordern, um unser Visavis sein zu können. Manchmal wurden Ausflüge veranstaltet. Ich abenteuerte dabei mit der leichtfüßigen Frau immer weit voraus, während der Baron, mit Hüllen, Jacken und Schirmen beladen, die Tanten begleitete.

An einem regnerischen Nachmittag befand ich mich in der Hotelwohnung bei Barons. Ich saß mit der Frau in einer Fensterbank, der Gatte hielt in einem Lehnstuhle Siesta. Er kehrte uns den Rücken zu und rauchte seiner Gewohnheit gemäß ruhig darauf los. Die Frau trug ein kurzärmeliges Sommernegligé. Eine gute Weile starrte ich ihren runden Arm an, dann neigte ich mich tollkühn nach vorwärts und küßte denselben.

Die Baronin lachte, ich aber blickte nach dem Gatten. Barmherziger Gott! Der Baron schaute uns im gegenüberliegenden Spiegel aufmerksam zu.

Ich erwartete nun, daß er sich gleich einem Tiger auf mich stürzen werde, der Baron aber rührte sich nicht. Gelassen rauchte er seine Cigarre weiter und zeitweilig erschien auf seinen Lippen ein geheimnisvolles, maliziöses Lächeln.

Mir genügte diese Lektion; tags darauf mied ich die schöne Frau. Zu meiner großen Überraschung suchte mich der Baron auf der Veranda auf. Ich dachte, er wolle mich provozieren.

„Ich bin viel älter als Sie,“ sprach er, „Sie werden daher gestatten, daß ich Ihnen das Du-Wort antrage.“

Ich war betroffen und gerührt zugleich. Wir stießen die Gläser zusammen und reichten einander die Hand. Baron Rebus unterdrückte ein feines, ironisches Lächeln.

Ich erschrak beinahe, als er mich am nächsten Tage abermals aufsuchte und mit honigsüßem Lächeln zu mir sagte: „Lieber Freund Thomas, ich möchte dich bitten, mir einen großen Gefallen zu erweisen. Die Baronin möchte Nachmittag zum Räuberbrunnen hinaufgehen, ich kann sie aber, da ich dringend zu thun habe, nicht dahin begleiten. Du wirst ihr den Ritterdienst sicher nicht verweigern.“

Jenes sonderbare Lächeln berührte mich ein wenig unangenehm, und verlegen stotterte ich eine Antwort.

Nachmittag begleitete ich die schöne Frau in den Wald. Allein! Unterwegs brachte ich das Gespräch auf ihren Mann.

„Ein Mustergatte!“ sagte die Frau, mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen.

„Liebt er Sie vielleicht nicht?“

„Er betet mich an.“

„Dann verstehe ich sein eigentümliches Benehmen nicht.“

„Sie verstehen Rebus nicht, weil er ein außergewöhnlicher Mensch ist. Gewöhnliche Menschen sind alle entweder närrisch eifersüchtig oder verlegend gleichgültig. Rebus ist weder das eine noch das andere. Rebus ist immer so, wie ich ihn haben will. Wenn ich will, flammt er vor Liebe, — wenn ich will, ist er eiskalt. Kurzum: ein Mustergatte!“

Der Ausflug wurde mir übrigens verhängnisvoll. Wir trafen nämlich mit Horthay zusammen, einem zigeunerfarbigen, eingeübten Raufbolde. Zudringlicher Weise schloß er sich uns ohne weiteres an. Ich wollte ihn damit strafen, daß ich ihn der Baronin nicht vorstellte, weshalb er dies einfach selbst besorgte.

Baronin Rebus trug hierauf ein Benehmen zur Schau, das einem Mitgliede der *Legender comme-il-faut*-Gesellschaft nicht wohl anstand. Sie reichte Horthay die Hand und erklärte ihm lachend, sie habe schon viel Schlimmes über ihn gehört. Als wir die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, bemerkte ich, daß ich überflüssig geworden. Die Baronin nahm die Impertinenzen Horthays viel freundlicher auf, als meine geistreichen Komplimente. —

Von diesem Tage an war alles anders geworden. Die schöne Frau kümmerte sich nicht mehr um mich, sondern ließ sich in geradezu empörender Weise von Horthay den Hof machen. Ich aber mußte mich bequemen, einen getreuen Begleiter des Barons und der Tanten abzugeben. Die Baronin kam in der ganzen Kurgesellschaft ins Gerede, nur die Tanten, die Rebus durch sein ausdauerndes Hofieren für sich gewonnen, nahmen sich des Rufes der Frau in leidenschaftlicher Weise an.

Ich vermochte mir das Verhalten des Baron Rebus auf keine Weise zu erklären. Er duldete Horthays Benehmen, ja nahm ihn noch entschieden in Schutz. Manchmal geriet ich in Zorn und wollte dem Baron zu verstehen geben, daß seine Haltung eines ritterlichen Mannes nicht würdig sei. Es wäre seine Pflicht gewesen, Horthay zum Zweikampfe zu fordern, und ich hätte ihm dabei mit Vergnügen sekundiert. Anstatt dessen trank er aber auch mit Horthay Brüderschaft.

Öfter saßen wir nachmittags beisammen auf der Veranda. Der Baron war bei solchen Gelegenheiten sehr wortkarg, rauchte ruhig seine Cigarre und blickte starr in die untergehende Sonne, welche rote Feuerpunkte in sein Auge zeichnete. Ich betrachtete da allemal sein eigenartig kaltes Gesicht und nahm öfter mit Betroffenheit wahr, daß dasselbe von den Ausdruck einer dämonischen Schadenfreude verunstaltet wurde. Wenn er dann meinen forschenden Blick auf sich gerichtet sah, hustete er verwirrt, wie jemand, den man auf böser That ertappt hat.

Am *Sankt Stephanstage* geschah es, daß die Baronin in

Begleitung Horthays und einer meiner comme-il-faut-Tanten, die sich aus Schwärmerei für den Baron sogar schon zur Elefantenrolle hergab, einen Ausflug ins Gebirg machte.

Der Baron kam nicht mit. Mittags traf ich ihn im Park; er war bleich, wie wenn er sich unwohl fühlte, und erkundigte sich mit einer gewissen Unruhe nach seiner Frau.

„Die Baronin hat mir versprochen, bis Mittag zurückzukommen. Wir haben etwas Wichtiges miteinander zu thun. Sie wird meiner doch nicht vergessen haben?“

Er speiste nicht, sondern ging im Park auf und ab. Ich blickte ihm von der Veranda aus nach und sah zu meinem Erstaunen, daß der stattliche Mann, dessen jede Bewegung sonst so abgemessen einherschritt, als ob er ein Uhrwerk im Leibe hätte, gebrochen war und sich nur schwerfällig, fast stoßweise fortzuschleppte.

Nachmittag sandte er seiner Frau durch einen Bauernjungen einen Brief. Der Junge kam in der Abenddämmerung zurück und brachte den Brief unbestellt wieder. Er habe von den Waldhütern vernommen, daß die Gesellschaft gegen die Tropfsteinhöhle abgebogen sei.

Der Baron war da schon entsetzlich bleich.

„Möchtest du nicht in dein Zimmer gehen?“ fragte ich ihn teilnehmend.

„Ja, — in mein Zi — Zimmer!“

Er stotterte. Ich mußte ihn am Arme führen; er vermochte sich kaum mehr aufrecht zu halten. Als wir im Hotel anlangten, wurde draußen das Sankt Stephansfeuerwerk abgebrannt und die Dienerschaft stürzt in den Garten. Mühsam schleppte ich den Baron die Treppe hinauf. Sein Arm lastete steif und bleischwer auf meiner Schulter.

„Mut, armer Freund, Mut!“

„Mu — Mu — Mut!“

Auf den starren Gesichtszügen erschien wieder jenes entstellende Dämonslächeln. Auf der Etage angelangt, war mir die Last zu schwer geworden. Ich lehnte den Baron an das

Geländer und wollte Hilfe requirieren. Raum hatte ich ihn losgelassen, da fiel er, starr wie ein Besenstiel, der Länge nach hin, purzelte dann plötzlich über das Geländer und stürzte mit höllischem Gepolter kopfüber auf das Pflaster des Treppenhauses.

Einen Augenblick stand ich wie zur Salzsäule erstarrt da, dann rannte ich die Treppe hinab. Da lag der Baron, mit verrenkten Gliedern und mit zerschmetterter Hirnschale. Ein entsetzlicher Anblick! Händeringend kniete ich neben ihm nieder, und da sah ich, daß durch den Spalt des Schädelknochens winzige Räder, Stahlfedern und Silberwalzen herausfielen. Der Kopf des Barons war aus Papiermaché. —

Ihr könnt euch meine Überraschung und meine Beschämung vorstellen! Ich duzte mich also mit einem gewöhnlichen Automaten! Der Glanzpunkt unserer *comme-il-faut*-Gesellschaft war eine dumme Maschine! Jetzt verstand ich plötzlich das sonderbare Benehmen des Mustergatten.

Mein erster Gedanke war, die Sache müßte vertuscht werden. Wenn das die *Nicht-comme-il-faut*-Gesellschaft erfährt, welch ein riesiger Lachstandal! — Ich ergriff den Baron wie einen Mehlsack und schleppte ihn in seine Wohnung hinauf. Draußen knallten indessen Raketen und prasselten Feuersonnen. — Als ich jetzt meine Last auf den Divan hinwarf, bemerkte ich auf seinem Gesichte das erstarrte Lächeln dämonischer Schadenfreude. O, jetzt wußte ich, weshalb diese Maschine immer so maliziös lachte: es machte ihr Spaß, daß ich sie für einen Herrn Baron hielt.

In diesem Augenblick stürzte die Baronin herein.

„Mein Gatte!“ rief sie, warf einen entsetzten Blick auf ihn und stürzte schluchzend neben dem Automaten nieder.

„O, Rebus, Rebus, wie konnte ich dich ganz vergessen!“

Mit zitternden Händen riß sie auf seinem Halse das Hemd auf, zog dann einen Schlüssel aus der Tasche und begann ihren Gatten wie ein Uhrwerk aufzuziehen. Atemlos harnte sie der Wirkung.

Da bewegte sich der Baron, riß die Augen weit auf und ließ ein zorniges „Krrrrr!“ hören. Dann fiel er auf den Divan zurück. Es war aus mit ihm!

„Gestorben!“ schluchzte die Witwe.

„Bloß verdorben!“ sagte ich.

Die Frau warf sich verzweifelt zu Boden und begann sich schluchzend das Haar zu raufen.

„Dreihunderttausend Gulden kostet er mich — und jetzt ist er tot! Und daran bin ich allein schuld! Einmal jährlich hätte ich ihn aufziehen sollen, und ich schlechtes Weib habe auch das versäumt!“

Ihr Schmerz rührte mich. Ich wollte sie trösten und sagte zärtlich zu ihr: „Aber Katicza, Sie können sich ja einen anderen kaufen! Ihre Mittel erlauben es Ihnen doch!“

Die Frau schluchzte weiter.

„Ja, kaufen kann ich mir wohl einen anderen, allein wer weiß, ob ich einen solchen bekomme. Wie, wenn ich einen erhalte, der mit der Faust in den Tisch schlägt und dazu fortwährend ausruft: ‚Eine Schelle — und noch eine Schelle!‘ Oder einen, der Wein und Schnaps schluckt und den Dienstmädchen nachläuft! Einen so vollkommenen Mann bekomme ich nicht wieder! Rebus war ein Mustergatte!“

* * *

Onkel Thomas schloß seine Erzählung, dann zog er daraus folgende Lehre: „Seht, diesen einen Mustergatten habe ich gekannt. Er war von vollkommener Konstruktion und hätte am Tage seiner silbernen Hochzeit sicher noch ebenso funktioniert, wie an seinem Verlobungstage — wenn ihn die Frau einmal jährlich aufgezo-gen hätte. Allein die Frau gab sich mit ihm auch diese geringe Mühe nicht. So sind einmal die Frauen: dem zänkischen Manne helfen sie jeden Tag beim Stiefelausziehen, für den friedfertigen Mann aber — — doch lassen wir das!“

Frau Lieutenant.

1.

Er war mehr als sechs Fuß hoch, seine gerade auseinanderlaufenden Schultern und sein Stiernacken ließen bei aller Schlankheit der Gestalt auf eine riesenhafte Muskelstärke schließen. Schlag er sich mit der Faust auf die Brust, so dröhnte es aus der mächtigen Wölbung wie aus einem Metallkessel heraus. Das in die Stirne gewachsene Haar und das blitzende Auge gaben dem Antlitz einen schier furchtbaren Ausdruck.

Das war Lieutenant Reögh — dem Alter nach ein Kind, an äußerer Erscheinung ein Riese. Sein Blut war hitzig und unbändig. Hätte er zur Zeit der Minotaurusse und der Vernaischen Schlangen gelebt, wäre vermutlich ein Heros aus ihm geworden; so aber beging er, wenn sich die überschäumende Lebenskraft orkanartig aus ihm heraus Luft machte, zumeist irgendeine große Dummheit. Bald bezte er ein Reitpferd zu Tode, bald ließ er sich in endlose Kneipereien ein, wobei er in seiner gefährlichen Trinkerlaune die umstehenden Möbelstücke in Stücke schlug, bald wieder zertriebte er sich mit seinen besten Kameraden.

Derartige Heldenthaten brachten ihm nun beim Regimentsrapport nicht die Unsterblichkeit der Heroen, wohl aber öfter ein paar Tage oder Wochen Zimmerarrest ein. Er trank gerne, in seiner Weinlaune aber war er das wahre Schreckenskind des Regiments. Gelang es ihm bei einer solchen Gelegenheit eines Vorgesetzten habhaft zu werden, so tischte er mit schonungsloser Offenheit all die Jakobinerstreiche auf, deren Idee im Gehirne eines ewig unzufriedenen Zugskommandanten entstanden waren.

Solche Dinge hätten anderen Menschenkindern längst den Hals gebrochen, Reögh aber genoß im Regimente eine Aus-

namensstellung — fürs erste, weil sein Vater Corpskommandant und Ritter des Maria=Theresa=Ordens war, und zweitens war Reögh, der jüngere, trotz seines zügellosen Temperaments ein ungemein gutmütiger Junge. Ich bin mir des Widerspruchs dieser beiden Eigenschaften bewußt, allein es war wirklich so, wie ich's behauptete.

Die Frauen liebte er auf seine Art. Hatte eine sein Gefallen erregt, so sagte er ihr dies, ohne Rücksicht auf den Gatten, Vater oder Hofmacher, mit unverschämter Naivetät sofort ins Gesicht. Über die Ehe hatte er wunderliche Ansichten.

„Ich bin unter einer Million nicht feil,“ sagte er einmal. „Soviel brauche ich gerade. Für eine runde Million nähme ich des Teufels Großmutter zur Frau, billiger nicht einmal die Venus von Milo.“

Viele entrüsteten sich ob dieser cynischen Rede, es gab aber auch Leute genug, die sich dessen sicher waren, Reögh werde früher oder später einen weiblichen Nabob finden, der ihn um diesen Preis aufkauft.

Auf dem Maifeste, das die Honoratioren des Komitats veranstalteten, trug sich das merkwürdige Ereignis zu, daß der Lieutenant mit Fräulein Uda bekannt wurde. Sie war die Tochter eines Regimentsarztes, arm, aber nach der Meinung Sachverständiger ein zum Anbeißen hübsches Kind. Das ganze Fräulein Uda maß übrigens samt den hohen Schuhabsätzen nicht ganz vier Fuß. Ihre winzige Gestalt wies Dimensionen von entzückender Kleinheit auf; Hand und Fuß waren geradezu lächerlich zart. Nur ein Ding war groß an ihr, das Auge. Im ganzen sah sie aus, wie jene wunderhübschen Puppenseen, von denen brave Kinder in der Christnacht zu träumen pflegen.

Als diese zwei Leute während der Quadrille einander gegenüber zu stehen kamen, blickten sie sich eine Weile betroffen ins Auge. Reögh sog in seiner Verwunderung die Luft zwischen den Zähnen ein, Fräulein Uda aber wandte mit würdevoller

Indignation das Köpfchen von ihm ab. Nach der Raftstunde wurden sie näher miteinander bekannt. Der Riese durchwalzte mit der Puppenfee den Saal und den Honoratioren bot dies ein höchst unterhaltendes Schauspiel.

Nach dem Majalis kamen die beiden noch öfter zusammen. Mit der Zeit entspann sich zwischen ihnen etwas wie ein herzliches Kameradschaftsverhältnis. Der Lieutenant behandelte Ada mit wohlwollender Nachsicht, wie der Bär eine Maus, die sich in seinen Käfig verirrt hat; Ada hingegen fühlte sich durch das Bewußtsein geschmeichelt, daß sie, die ohne Anstrengung nicht das große Ballagische Wörterbuch vom Schranke zu heben vermochte, über diesen monströsen Bären eine gewisse Macht erlangt hatte.

Was eintreffen mußte, blieb nicht aus.

Es war auf einem Ausflug im Gebirge. Ada hatte einen ziemlich hohen Felsen erklimmen, oben wurde es ihr ob der eigenen Kühnheit bange und sie konnte nicht mehr herunter.

„Reögh, Hilfe, Hilfe!“ rief sie und schlenkerte furchtsam mit den Armen.

Reögh stand ihr bei. Und als er die federleichte Mädchen-gestalt so in seinen Armen hielt — der Himmel weiß, wie ihm geschah! —, da küßte er sie ungezählmal ins Gesicht und auf den Mund, wie man ein Wickelkind zu küssen pflegt.

Die arme Ada glaubte vor Schrecken und Schande sterben zu müssen; blutroten Antlitzes, schluchzend und leuchend, wehrte sie den gewaltigen Bären von sich ab. Reögh kam im nächsten Augenblicke selbst zur Einsicht, daß er eine Dummheit begangen und bat höflich um Verzeihung. Auf sein Ehrenwort versicherte er, daß er selbst nicht wisse, wie das geschehen konnte, und als das Püppchen leise zu weinen fortfuhr, schrie er sie plötzlich in wütender Verzweiflung an: „Sie lieben mich also nicht?“

„Ja, ich hab' Sie lieb, sehr lieb,“ brachte das erschrockene Mädchen stotternd heraus, „aber erwürgen Sie mich deshalb nur nicht!“

2.

Seine Excellenz, der Herr Corpskommandant erklärte seinen Sohn ganz einfach für einen Esel, als ihm dieser in einem Musterbriefe (den der Junge mit Hilfe eines „Selbstbriefstellers“ verfaßt hatte) mittheilte, er wünsche ein armes, aber anständiges Mädchen Namens Ida zu heiraten.

Der Lieutenant schwankte sodann acht Tage lang zwischen zwei Entschlüssen hin und her. Sollte er sich eine Kugel in den Kopf jagen oder lieber diese ganze elende Welt in Trümmer und Splitter schlagen? Nach reiflicher Überlegung fand er einen Ausweg. Er schrieb einen zweiten Musterbrief und bat darin eine seiner Tanten, eine Sternkreuzordensdame, um die leihweise Überlassung von dreißigtausend Gulden zur Begleichung von Ehrensulden, widrigenfalls er sich erschießen müßte. Dem Familienrat fiel ein Stein vom Herzen. In der Hoffnung, daß sich der Lieutenant jene andere Dummheit schon aus dem Kopfe geschlagen habe, schickte man ihm den verlangten Betrag.

Reögh legte das Geld sofort als Deposit ein und — nahm Fräulein Ida zur Frau. Der telegraphisch eingelangte väterliche Fluch vermochte die ausgezeichnet gute Laune des Bräutigams nicht im mindesten zu stören.

Als Herr und Frau Lieutenant nach kurzem Urlaub in das Dorf, wo ihre Schwadron stationiert war, zurückkehrten, begann ein wunderliches Eheleben. Die Frau hing mit leidenschaftlicher Liebe an ihrem Manne und da sich zu ihrer Liebe ein gutes Stück kindlicher Furcht gesellte, erfüllte sie ihm blindlings alle seine Launen. Reögh dagegen fühlte sich in der Rolle des unbeschränkt herrschenden Familienoberhauptes sehr wohl und mischte sich, von seinem Placetrechte Gebrauch machend, naseweis selbst in die unbedeutendsten Fragen des Haushaltes. Der ganze Haushalt aber gemahnte lebhaft an die Wirtschaft zweier Kinder, die „Mann und Frau“ spielen.

Zur Zeit der Abenddämmerung traf man sie zumeist am

Dorfende. Der Lieutenant lag, mit der Uhr in der Hand, auf dem Rasen, während seine Frau, unter der Last einer unbarmherzig schweren Eisenstange keuchend, in der Allee hin- und herlief.

„Die kleine Puppe ist schwach auf der Brust,“ erklärte Reögh den Neugierigen, „wir wollen sie abhärten.“

Im Interesse der Abhärtung nahm er Ida auch zur Jagd mit, wo sie, zu Tode ermüdet, durchs Schilf ihm nachwatete und die fürs Abendmahl bestimmten Schnepfen nachschleppte, welche der Lieutenant mit unfehlbarer Sicherheit im Fluge herabschoß. Die Jagdbeute wurde sodann zu Hause mit vereinten Kräften zubereitet.

Die Küche war übrigens die schwächste Seite der Haushaltung. Aus Ersparnisrücksichten hielten sie neben dem Diener nur eine Magd, und da die kleine Puppe mit ihrer Kochkunst über das Versuchsstadium noch nicht hinaus war, nahm Reögh, der alles verstehen wollte, zum nicht gelinden Schrecken der Hausleute und Gäste seine Erfahrungen hervor, die er an den Kochkesseln der Feldküche gesammelt hatte.

Eines Tages hatte er den Einfall, seine Frau das Reiten zu lehren. Die arme Ida besaß absolut keine Sportanlagen und war die verkörperte Feigheit. Trotzdem ließ sie sich mit stummer Ergebenheit auf den Rücken des siebzehn Faust hohen Irländers heben, dessen bloßes Schnaufen sie allemal mit tödlicher Angst erfüllte.

„Kopf in die Höhe, kleine Puppe, Brust heraus!“ ertönte dann Wochen hindurch das Kommando. Reögh, der die Furcht nur dem Namen nach kannte, wollte seine Frau zu einer zweiten Oceana Renz erziehen.

Auf einem Jagdausfluge erkletterten sie einmal einen Heuschaber, um droben ihre Fause einzunehmen. Reögh behauptete, man müsse von dort aus eine schöne Aussicht auf die Kaserne haben. Als es zum Herabsteigen kam, verlor Ida angesichts der steilen Leiter plötzlich allen Mut.

„Spring herab, ich fange dich auf,“ rief ihr Reögh von

unten zu. Ada wagte es nicht. Der Lieutenant wurde allen Ernstes böse und stieß die Leiter um. Nun hieß es, entweder herabspringen oder bis zur silbernen Hochzeit oben bleiben.

Die kleine Puppe war dem Weinen nahe, als sie jedoch in die zornig blinkenden Augen des Gatten schaute, schloß sie die Lider und stürzte sich in Gottes Namen in die Tiefe. Ihr Gatte fing sie wie einen Spielball auf, küßte sie auf die Stirne und stellte sie auf den Boden. Kochenden Herzens und bleich vom ausgestandenen Schrecken, lächelte sie ihn dennoch glückstrahlend an.

Der Rittmeister war eben vorbeigeritten und so Zeuge der Scene gewesen.

„War's nicht eine Sünde, das arme kleine Närrchen diesem Bären zur Frau zu geben!“ brummte er und ritt kopfschüttelnd weiter.

3.

Reögh mußte mit dem Regimente zu den Herbstmanövern marschieren. Zum erstenmal in seinem Leben bezog er diesmal nicht gerne das Lager. Die arme Ada stand vor einer sehr kritischen Zeit, und Reögh war fest überzeugt, daß seine Anwesenheit zu Hause jetzt sehr nötig wäre.

Als die Schwadron zum Dorfe hinausritt, winkte er schweren Herzens zum Fenster hinauf, von wo ihm Ada mit thränendem Auge und beklommener Brust in den Morgennebel nachblickte. —

Drei Wochen später gab's in dem galizischen Lager einmal zur Nachtzeit einen wilden Alarm, als hätte ein Kosakenheer meuchlings die schlafenden Krieger überfallen. Es war indes nur Lieutenant Reögh, der, mit einer Depesche in der Hand, durch die Offiziersbaracke stürmte.

„He, meine Herren, auf, auf! Steht auf, Kinder, alles auf! — Ich bin Vater!“

Bald waren die Kerzen der Feldkantine angezündet, bis zum Morgen aber war der ganze Weinvorrat des Wirtes

aufgegangen — und als Daraufgabe ein paar Dutzend Gläser, Tische und sonstige zerbrechliche Sachen.

Nach weiteren drei Wochen waren die Manöver zu Ende. Während das Regiment langsam gegen die ungarische Grenze zog, hatte Lieutenant Keögh längst sein Urlaubscertifikat in der Tasche und schimpfte schon inmitten des Alköld der Reihe nach die Stationschefs wegen angeblicher Zugsverspätungen zusammen.

Spät am Abend traf er zu Hause ein.

Sein Säbelgerassel alarmierte das ganze Haus. Die kleine Puppe flog ihm lachend und weinend zugleich an den Hals. Um ihr näher zu sein, stellte sie der Lieutenant auf den Tisch. Das Frauchen war im Laufe der sechs Wochen erstaunlich schöner geworden. Sie schien gewachsen zu sein. Auch ihre Schultern hatten sich entwickelt, ihre Augen glänzten, ihre Lippen waren blutrot.

Im Interesse ihrer körperlichen Sicherheit mußte die Begrüßungsscene schließlich unterbrochen werden.

„Wo steckt denn der Balg?“ rief der Lieutenant aus.

Ada kam endlich zu Atem und legte den Finger auf die Lippen.

„Pst! Keinen Lärm!“

„Ei was! Ich will den Fragen sehen.“

Voll Schrecken beschwichtigte ihn Ada.

„Schweig, sag' ich dir! Dann später . . .“

„Weib, meinen Sohn will ich haben!“ brüllte der Lieutenant.

„Ob du den Mund halten willst, du Bär!“ platzte die kleine Puppe zornig heraus.

„Hoho!“

Verblüfft blickte der Lieutenant auf seine Frau, die ihm mutig wie eine Löwenmutter in die blitzenden Augen sah, während sie mit dem Daumen über ihre Schulter hinweg nach der Thüre des Schlafzimmers zeigte.

„Willst du das Kind töten?“

„Ist es krank?“ fragte der Gatte leise und ganz erschrocken.

„Nein, aber es schläft.“

Der Familienvater schwieg demüthig stille.

In diesem Augenblicke ahnte er bloß, was sich bald darauf als traurige Wahrheit erwies. Die ganze Hauswirtschaft, insonderheit aber die Position des männlichen Oberhauptes, machte eine gründliche Wandlung durch. Seine Rechte usurpierte fortan jener spannelange Tyrann, der tagsüber sechzehn Stunden schlief, vier Stunden Milch sog, vier Stunden aus Leibeskräften schrie, und dem zuliebe das ganze Haus auf den Fußspitzen einherging und nur flüsternd reden durfte.

Ein paarmal versuchte der Lieutenant wohl noch sich aufzulehnen, erntete aber immer kläglichen Mißerfolg. Entfuhr ihm auch nur ein lautes Wort, da wies Abas Hand auch schon warnend gegen das Kinderzimmer: „Willst du das Kind töten!“

Das machte Neögh völlig kleinlaut.

Abas fand nunmehr weder zum Reiten, noch zum Turnen Zeit. Sobald sich ihr Gatte abends ins Kasino zu gehen anschickte, unterließ sie nicht, ihm einzuschärfen: „Du, daß du mir nicht viel trinkst! Hübsch still nach Hause gekommen und keinen Lärm gemacht, sonst erschrickt das Kind!“

Ein Neögh aber pflegt im Gasthause nicht Kaffee zu schlürfen. Und so kam es, daß er, anstatt sich einen Zwang aufzuerlegen, zumeist lieber zu Hause blieb.

Ritt er auf die Jagd, so rief ihm seine Frau nach: „Du, brich dir nur nicht das Genick! Denk an die Zukunft des Kindes.“

„Ich breche mir, was mir beliebt,“ brummte der Lieutenant. Sobald er aber dann in der Hitze des Fuchstreibens gegen den Teufelsgraben galoppierte, kam ihm knapp vor dem Sprunge das Kind in den Sinn. Er lenkte das Pferd beiseite, und, da ihn ja hier niemand sah, führte er es hübsch am Halfter hinüber.

Nach Verlauf einiger Wochen gestattete ihm Ada endlich, das Kind zu berühren.

Später reichte sie es ihm oft von selbst hin.

„Da, schleppe dein Pätzchen nur selbst herum, mir ist's zu schwer.“

Der Rittmeister, der einmal eben angesichts einer solchen Familienscene zu Besuch kam, vergaß vor Überraschung die Klinker in der Hand, und von diesem Tage an verbreitete sich im Regimente das Gerücht, der arme, gute Neëgh stehe unter dem Pantoffel.

Der Rittmeister übernahm die Patenschaft. Während des heiligen Taufaktes erschlafften ihm beide Arme. Und als dann das geweihte Wasser die Stirne des neuen Gläubigen benetzte, da schrie dieser in einem Tone auf, als ob ein Trompeter aus voller Lunge das Marsch=Marsch blasen würde.

Unter den zahlreichen Geschenken, die man Ada bei dieser Gelegenheit verehrte, befand sich übrigens eine von unbekannter Hand stammende Dressierpeitsche. In den hübschen Silberknopf war folgende Inschrift eingraviert: „Der vortrefflichen Bändigerin.“

Neëgh forschte geraume Zeit nach dem Urheber des kühnen Scherzes. Schließlich fiel sein Verdacht auf den Rittmeister und da fand er es geraten, die ganze Sache totzuschweigen.

„Der Teufel hol's!“ sagte er zu Ada. „Werde mich doch nicht mit einem Familienvater in Händel einlassen.“

Der letzte Ball.

Mit blassen Wangen, verbüftertem Blicke und in dumpfer Verzweiflung saß sie neben ihrer Mutter. Das Schrecklichste, was einem jungen Mädchen zustoßen kann, hatte sie betroffen. Sie war auf ihrem ersten Balle sitzen geblieben.

Dummheit! so könnte jemand einwenden. Es ist aber keine Dummheit. Die Beschämung des ausgepiffenen Schau-
spielers, des Soldaten, der die Schlacht verloren, überwiegt nicht das Meer von Bitterkeit, das bei solchem Anlasse das Herz eines siebzehnjährigen Mädchens überflutet. Des ersten Balles Erfolg zaubert als sonnenhelle Erinnerung noch auf das Antlitz der späteren Hausmutter ein seliges Lächeln; die Qual des Mißlingens dagegen nagt noch am Herzen der vertrockneten alten Jungfer.

Die Zigeuner signalisierten die Quadrille. Die rauschende Einladung klang mit herausforderndem Spotte durch den Saal, und Olga hatte noch immer keinen Tänzer. Wie hatte sie sich auf diesen Ball, ihren ersten Ball, gefreut! Das Eintreffen des Ballkleides, das Anprobieren der Atlasschuhe, der Einkauf der bis zum Ellbogen reichenden Handschuhe — das alles bildete zu Haus ein Ereignis. Als dann alles beisammen war, schloß sie sich in ihr Zimmer ein, breitete all die Schätze auf dem Tische aus, öffnete den schwanbesezten Fächer und tanzte um den Tisch herum versuchsweise eine Polka.

Und welche Kämpfe hatte es gekostet, bis man ihr den Besuch dieses Ballfestes gestattete! Die Mama war dagegen, ganz besonders aber der Doktor. Er mochte wissen weshalb, obgleich er nichts verlauten ließ. Wenn er erst gewußt hätte, was Olga so sorgfältig vor ihm verheimlichte: daß sie tags vorher, nach einem kleinen Hustenanfall, auf ihrem weißen Battisttaschentuche einen winzigen Blutstropfen bemerkt hatte!

Die Paare rangierten sich zur Quadrille. Durch Olgas Herz ging da ein garstiger, schmerzvoller Riß. Furchtbare Bitterkeit überflutete ihr ganzes Wesen und wandte sich zuletzt voll brennenden Hasses gegen ihr eigenes Ich, gegen die besrachten Arrangeure, gegen die ganze Welt. Besonders aber gegen die Tarjanschen Mädchen!

Die dicken, kleinen Tarjanschen, wie sie da, von ihren Kavalieren umgeben, hochmütig und siegesbewußt vor ihr durch den Saal promenierten. Ja, die hatten leicht lachen! Ihr Bruder war Husarenlieutenant, die jungen Leute des Komitats rieben sich mit Vorliebe an seiner Uniform, und so brachte er seinen Schwestern Tänzer in Hülle und Fülle zu. Einst waren sie Olgas Freundinnen gewesen. Einst, als sie noch nebeneinander auf der Schulbank saßen und hinkende Gedekverse einander ins Stammbuch schrieben. Es waren Verse über die ewige Freundschaft und den Trennungsschmerz, den bekanntermaßen nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen zu lindern vermag.

Das hinderte sie indessen nicht, sich, sobald sie die Schuljahre hinter sich hatten, gegenseitig allen Ernstes zu hassen. Der Haß kam ohne Einleitung oder Übergang, plötzlich und instinktiv, wie das junger Mädchen Brauch ist, die zu fühlen beginnen, daß sie einander Konkurrenz machen werden. Die freischenden, untersehten Töchter Tarjans und die hübsche, tannenschlanke Olga!

Die Tarjansche Koterie hatte das Lösungswort ausgegeben, Olga dürfe nicht in die Gesellschaft aufgenommen werden. Unmöglich, hieß es; ihr Vater war ein in Konkurs geratener Kaufmann. Und die Kavaliers, jene netten, schalen Jungen, die mit fliegenden Frackschößen im Saal hin und her liefen, leisteten der Parole willig Folge. Es war geradezu rührend, wie sie hie und da selbst bejahrtere Gardedamen flehend bestürmten, in die Tanzkolonne einzutreten; — nur um Olga kümmerte sich keiner.

Die Quadrille begann.

Im selben Augenblicke kam Gyurka von Monday in den Saal geeilt. Soeben von der Jagd beim Grafen Leányfalvi zurückgekehrt, hatte er gerade noch Zeit gefunden, in aller Hast Toilette zu machen. Sein gerötetes Antlitz wies auf gute Gesundheit und außerdem wohl auch darauf hin, daß er sich dem Genuße des gräßlichen Cognac mehr als notwendig hingegeben habe.

Der Glanz der Lichter blendete sein Auge, als er in den Saal trat, doch entdeckte er sofort das sitzende Fräulein Olga, trat auf sie zu und bat sie um die Quadrille.

„Meine Cousinen sollen vor Zorn platzen, das wird mir ein lustiger Anblick sein,“ dachte er, während er durch sein Monocle nach den Tarjanschen Mädchen hinüberblickte.

Olga dankte ihm mit einem niedlichen Knicks und nahm mit gleichmütiger Heiterkeit seinen Arm. Ach, und wie gerne wäre sie ihm ohne weiteres um den Hals gefallen, oder zum mindesten in ein helles Freudenlachen ausgebrochen!

„Es wundert mich,“ sagte sie später zu ihrem Tänzer, „daß Sie sich meiner noch erinnern.“

Monday lachte.

„Wie sollte ich nicht? Sah ich Sie doch oft genug im Kloster, wenn ich meine Cousinen besuchen kam. Ein so hübsches Mädchen vergißt man nicht so leicht. Sehen Sie, ich erinnere mich sogar, was Sie auf der Schlußprüfung der vierten Klasse für ein Gedicht vortrugen. Es war ‚Das erfrorene Kind‘ — nicht wahr? Mit Ihrem aufgelösten blonden Haar, im kurzen weißen Röckchen und den schwarzen Strümpfen waren Sie zum Anbeißten hübsch — wie eine leidhaftige Puppe!“

Monday maß Olga mit einem langen Blicke vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann trocken: „Sie sind aber auch jetzt hübsch!“

Dieser Gyurka von Monday war mitunter unverschämt, im Grunde aber ein sehr guter Junge. Schon dreißig Jahre vorüber, neigte er ein wenig zur Fettleibigkeit und gefiel sich

oft in der Rolle des Protektoronkels. Im übrigen war er der einzige schuldenfreie Grundherr des Komitats und bekleidete die Kämmererwürde, welche zwei Eigenschaften ihm eine Ausnahmstellung unter der dortigen Jugend sicherten.

Der findige Ballarrangeur winkte den Zigeunern; die Quadrille endete mit einem Galopp. Monday, der nur zu tanzen pflegte, wenn er ein bißchen über den Durst getrunken hatte — dann aber tanzte er wie rasend darauf los — wollte nun Olga gar nicht mehr aus den Armen lassen.

„Sie tanzen feenhaft,“ wiederholte er fortwährend. „Feenhaft, wie Kalliope selbst.“ (Ich glaube, er meinte Terpsichore.)

Olga aber tanzte fast atemlos, mit flammend rotem Gesicht und aufgelöstem Haare. Die Musik klang auch gar zu nährisch und wirkte so erregend!

„Olga, um Himmels willen!“ rief ihr die Mutter einübers andere Mal zu.

„Nur noch eine Tour!“ antwortete Monday lachend.

Als dann der Walzer an die Reihe kam, umstanden die Tänzer schon reihenweise das Mädchen. Mondays Beispiel hatte das Eis gebrochen. Aus dem Tarjanschen Lager gab es fortwährend neue gelangweilte Überläufer.

„Ein reizendes Kind!“ sagten sie, Gyurka von Mondays Urteil wiederholend.

Das Mädchen war vom Genusse solchen Triumphes fast berauscht. Sie fühlte, daß sich die Aufmerksamkeit des Saales ihr zuwende — sie fühlte sich als Ballkönigin! Und dieses Bewußtsein machte sie gleichsam schöner, geistreicher. Boll kofetter Wohlthune verteilte sie ihre Touren, wobei sie die Gentryjugend vor den Beamten wohlweislich bevorzugte.

Während des Tanzes erfaßte sie manchmal ein Schwindel-anfall, dann wieder fiel ihr ein, ob es nicht besser wäre, nach Hause zu gehen und sich zu Bette zu legen, sonst werde es sich hier bald herausstellen, wie stürmisch und schmerzhaft ihr das Herz poche.

Ein Blick nach den Tarjanschen Mädchen genügte, sie zur Fortsetzung des Tanzes zu bewegen.

„Sie mögen sehen, wie ich mich unterhalte — sie mögen sich nur recht ärgern!“

Blonday erschien beim Esardas vom Speisesaal her wieder im Saale. Er hatte wieder stark getrunken, was man ihm sofort ansah.

Sie begannen miteinander einen langen, schier endlos langen Esardas. Alle anderen waren schon der Reihe nach auf ihre Sitzplätze zurückgekehrt, nur dieses eine Paar drehte sich noch wie rasend vor dem Zigeunerprimas.

„Olga,“ sagte Blonday leuchtend, „wie Sie mich da sehen, bin ich jetzt ein wenig angeheitert, weiß aber dennoch, was ich rede. — Sie sind ein so süßes, goldiges Geschöpf!“

„Herr von Blonday, Sie sind wirklich angeheitert!“

„Jawohl, wenn ich aber ein so süßes Frauchen hätte, wie Sie es sind, würde ich mich nie betrinken. Auf mein Wort: ich würde mich nie betrinken!“

„Aber Herr von Blonday!“

Während sie sich wieder im Tanze drehten, ließ sie ihr Haupt einen Augenblick auf die breite Schulter Blondays sinken. Nicht aus Koketterie, sondern weil sie wieder einen Schwindelanfall hatte. Der junge Mann drückte sie inniger an sich.

„Meine Mutter redet mir fortwährend zu, endlich eine Frau zu nehmen. Wen immer, meint sie, nur hübsch und gesund soll sie sein. Meine Mutter ist eine liebe, gute Frau.“

Olga drückte das Taschentuch auf die Lippen. Wieder der böse rote Fleck auf dem weißen Battist! Blut. Sie erbleichte und verbarg rasch das Tuch. Nicht aus Furcht, sondern, daß es die Tarjanschen Mädchen nicht bemerken. Sie ließ das Köpfchen sinken wie ein kranker Vogel und ließ sich drehen und umarmen.

Jemand nahm dem Zigeuner gewaltsam die Geige aus der Hand. Blonday hätte sonst noch immer fortgetanzt.

Beim Souper saßen sie nebeneinander.

„Ich bin bekneipt, ich weiß es,“ sagte Monday, „rede aber doch in vollem Ernst zu Ihnen.“

„Was fällt Ihnen ein? Ein Kämmerer und eine Kaufmannstochter!“

„Ei, als ob ich eine Familie brauchte! Die meine ist adelig genug. Ich spreche im Ernst. Morgen sollen Sie das weitere sehen.“

Olga lachte dazu. Sie sah, daß er berauscht war, wußte jedoch, daß er im Ernste redete. Es überkam sie ein nervöser, koketter Frohsinn. Zurückgelehnt und den Kopf leise wiegend saß sie da und lauschte den leidenschaftlichen Klängen, die ihr Monday aufspielen ließ. Von Zeit zu Zeit besuchte sie ihre Lippen mit dem Schaume des Champagners und machte sich nichts daraus, wenn Monday beim Anstoßen ihre Finger berührte. Sie war schön, bezaubernd schön, mit den roten Flecken unter den strahlenden Augen.

Nach der Raststunde wollte sie wieder tanzen.

„Olga, wird es dir nicht zuviel sein?“ fragte die Mutter besorgt.

„Nur dies eine Mal, Mutter, nur dies eine Mal möcht' ich mich nach Herzenslust amüsieren. An allem weiteren liegt mir nichts. — Sieh, auch die Tarjanschen tanzen!“

Sie ließ die weißverbräunte Entreehülle von den Schultern gleiten und eilte am Arme Mondays in den Saal. —

Als der Morgen graute, gelangte sie endlich ins Bett. Erfüllt vom Triumphe und von finsternen Ahnungen — glücklich und krank zugleich legte sie sich schlafen.

* * *

Im Vorjahre sah ich zuletzt meine Heimat wieder.

Das Wetter war regnerisch und übel gelaunt. Grau und ängstlich duckten sich die Häuser der kleinen Stadt um den Turm der gotischen Kirche. Ich begab mich trotz Nässe und

Kälte auf den Friedhof hinaus. Es geschah anstandshalber, um einige, die mir nahe gestanden, draußen zu besuchen.

Neben der Kapelle entdeckte ich eine neue Gruft. Als ich vor dem Marmordenkmal stehen blieb, brach aus den schwarzen Wolken ein warmer Sonnenstrahl hervor. Das Denkmal stellte jenen gewissen Marmorgenius dar, der, mit einer umgekehrten Fackel in der Hand, sich weinend über eine mächtige Steinurne neigt. Auf dem Sockel stand zu lesen: „Olga Monday de Monday — verblichen im dritten Jahr ihrer glücklichen Ehe.“ (Den Familiennamen hatte man nicht dazugesetzt; er hätte sich neben dem altadeligen Namen Monday nicht stilvoll ausgenommen.)

Sie war noch nicht lange begraben; die Gruft war von einem ganzen Hügel teilweise noch frischer Blumen bedeckt. Ein Kranz hing auf dem Hals der Steinurne. Die breiten Atlasbänder trugen die Inschrift: „Ihrer unvergeßlichen Freundin — die Familie Tarjan.“

Ein einsamer weißer Schmetterling führte über den feuchten Tubarosen des Kranzes närrische Tänze auf. Er mochte vom starken Duft berauscht sein.

Für einen Augenblick schien es mir, als ob dieser weiße Falter die Seele der armen kleinen Olga wäre, die noch nach dem Tode das Tanzen nicht lassen kann. Die Tarjanschen Mädchen mögen sehen, daß sie sich auch im Jenseits gut unterhalte!

Wechselfieber.

1.

Zwei Jahre hatten sie einander nicht gesehen. Dann trafen sie sich durch Zufall auf der Margareteninsel. Németh galt damals schon halb und halb als Anna Makós Bräutigam, Elsa hingegen war schon anderthalb Jahre verheiratet.

Anna Makó war mit ihrer Mutter nach Füzéd gereist. Németh langweilte sich insolgedessen und begab sich auf die Insel, um zu rudern. Den Nachmittag verbrachte er mit dem Riemen in der Hand auf dem Wasser, gegen Abend, als der Sonnenglanz von dem Schatten der riesigen Kastanienbäume verschlungen war, entfernte er sich aus der Gesellschaft, die so trefflich mit ihren Regattahenden Parade zu machen verstand.

Den Hut in der Hand, durchschritt er den tunnelartigen Laubgang, den die Kronen der Ahornbäume über seinem Haupte bildeten, und indem er sich die Lunge mit dem Hauche des Waldes vollzog, dachte er im Gefühle seiner Verlassenheit trauervoll an sie.

Nicht an seine Braut, sondern an Elsa. Er konnte die Erinnerung an sie noch immer nicht loswerden. Er kannte viele Frauen, die schöner und reiner waren als sie, nach keiner aber sehnte er sich mit einer so verzweifelten Hartnäckigkeit, wie nach Elsa — auch nicht nach seiner Braut. Bald war es brennender Durst, bald sanfte Schwärmerei, was ihn erfüllte; er wünschte sie zurück, wie sie war: mit all ihrer Wortbrüchigkeit, all ihrer Selbstsucht und all der reizenden Verlogenheit dieser unbeständigen Frauenseele.

Elsa galt ihm als das Urbild, das erhabene, das sündhafte Original der Frau. Die übrigen Frauen waren bloße

Nachbildungen. Gute Nachbildungen, wenn sie in ihren Fehlern dem Originale glichen, schlechte, wenn sie in ihren Tugenden vom Originale abstachen. Bei gehöriger Überlegung der Sache fand er, daß ihn seine Braut eigentlich nur deshalb so sehr an sich zu fesseln vermochte, weil er an ihrem Aeußeren manchen Zug entdeckte, der ihn an Elsa erinnerte. Sollte das die wahre Liebe sein?

Als durch die Bäume hindurch Zigeunermusik an sein Ohr drang, fühlte er Sehnsucht, wieder unter Menschen zu gehen. Vor dem Restaurant fand er deren genug. Herren mit Strohhüten, Frauen in hellen Kleidern und lärmende Kinder saßen in Gruppen um die Tische herum. Die Zigeuner spielten den Boulangermarsch.

Während er so, ein wehvolles Frühlingsahnen im Herzen, verlassen unter der Menge darsaß, erschien plötzlich Elsas Gestalt vor seinen Augen.

Das war keine Sinnestäuschung, sondern reizende Wirklichkeit. Mit ihrem kokettesten Lächeln auf den Lippen, kam sie leichten, schwebenden Schrittes die Stufen der Veranda herab. Sie erschien ihm schöner als je. Zwei Kavaliere begleiteten sie: ein aristokratischer Reichstagsabgeordneter und ein Offizier. Ihr bejahrter Gatte folgte nach. Mit vornehmer Gleichgültigkeit gingen sie durch die Menge und ließen sich, ohne den Maler zu beachten, an dessen Nachbartische nieder.

Die Frau hatte sich seit zwei Jahren sehr verändert. Vielleicht war nur das lange Kleid die Ursache, daß sie Németh jetzt größer erschien. Ihre Gestalt war besser entwickelt, die Schultern waren voller, die Taille schlanker geworden. Selbst die Augen schienen unter dem Schleier lebhafter zu glänzen.

Sein Herz pochte stürmisch, als Németh so die Frau betrachtete. Dann überkam ihn eine Art Beschämung. Er sah nicht mehr jene Elsa vor sich, die in seinen verliebten Erinnerungen verkörpert war. Diese von Frohsinn und Koketterie sprühende Frau erschien ihm, wie sie da mit ihren Hof-

Grau des Herbsthimmels lagerte über den traurigen Brachfeldern. Von den großen Lindenbäumen um das Kastell herum war das Laub abgefallen.

Und anstatt des heiter zwitschernden Mädchens von ehedem begegnete Németh einer kühl lächelnden, steifen jungen Dame. Alles war wie ausgewechselt. In das Kastell war eine unsichtbare fremde Macht eingedrungen. Németh getraute sich nicht, von Elsa Rechenschaft zu verlangen. Mehrere Tage lang wichen sie jeder Auseinandersetzung mit stolzem Mißtrauen aus. Die beiderseitige Erbitterung nahm fortwährend zu, bis endlich das Mädchen dem Maler alles mittheilte, was zu wissen nötig war.

Er schritt an ihrem Fenster vorüber; sie redete ihn an und erzählte ihm alles. Ein alter Regimentskamerad ihres Vaters hatte sich als Freier eingefunden. Kein junger Mann mehr, aber vornehm und reich.

Das war alles.

Sie erzählte es ihm mit bitterem Lächeln, doch mit ruhiger Stimme. Es schmerzte sie ja selber und sie bedauerte sich selbst, daß sie nun die Gattin eines alten Mannes werden solle und nicht die des geliebten jungen Menschen. Ganze lange Nächte habe sie darüber geweint, daß sie, um aus diesem verwahrlosten Kastell fortzukommen und die gestickten Kleider los zu werden, ein solches Opfer bringen müsse. Sie empfinde denn auch etwas wie bitteren Neid gegen Németh, der als freier Mann das Leben genießen und glücklich sein dürfe, während sie an der Seite eines alten Mannes ihre Jugend zu vertruern haben werde.

Mit einem Blicke gewann Németh plötzlich Einsicht in die Seele, welche ihm das Mädchen jetzt unbewußt offenbarte. Eine Seele, so leicht und verzweifelt beschränkt, daß sie ihn wohl nie hätte wirklich verstehen gelernt. Diese Seele enthielt auch kaum jemals mehr, als, was er ihr aus dem Poesieborne seiner ersten Liebe beigebracht hatte. Es erschien ihm sonach fast natürlich, daß sie sich von ihm abgewendet, sobald

ihr ein anderer die spießbürgerliche Konsequenz der Liebe, die Heirat, vor Augen gehalten hatte.

Es kam lange kein Wort des Vorwurfs über seine Lippen. Er nickte nur mit dem Kopfe.

„Natürlich — so ist es.“

Bald aber übermannte ihn dennoch die Bitterkeit.

„Sie handeln sehr vernünftig. Die Erinnerungen der Vergangenheit haben Sie nicht zu fürchten; sie sind begraben. Fürchten Sie nichts, wir werden uns im Leben nicht wieder erkennen. Sollten wir uns aber je einmal treffen, so seien sie unbesorgt — ich werde Sie mit meiner Bekanntschaft nicht kompromittieren.“

Und so konnte er wieder abreisen; er hatte im Kasten nichts mehr zu suchen. Die Komödie war zu Ende und Németh fand deren Ausgang sehr geschmacklos. Einige Monate mußte er sogar lachen, so oft ihm die Scene unter dem Fenster ins Gedächtnis kam, später aber fand er dieselbe nicht mehr lächerlich. Es verging ihm überhaupt alle Lust, sowohl zum Lachen, wie auch zur Arbeit. Es überkam ihn eine düstere, kalte Betrübnis, und er empfand, daß er diese Traurigkeit sein ganzes Leben hindurch werde schleppen müssen.

Er dachte wieder viel an Elsa, es fielen ihm ihre herzige Unbeholfenheit, ihre reizenden Unarten ein. Was sie ihm angethan, hatte er ihr längst verziehen, und wenn ihm Elsa, nicht das Mädchen, sondern die junge Frau, in seinen Fieberträumen erschien, da versetzte ihn der Haarduft des lebenswürdigen Gespenstes in einen Rausch von Wonne und er bedeckte ihre Füße mit Küssen.

Wie oft verfluchte er sein damaliges stolzes Auflobern! Warum hatte er Elsa nicht lieber an sich gezogen, sie mit Küssen zum Schweigen gebracht und ihr zugeflüstert: „Kleines Märchen! Glaubst du wirklich, daß wir ohne einander leben könnten?“ Hätte er so zu ihr gesprochen, wie leicht hätte sich alles zum Guten gewendet! Man soll sein Lebensglück nicht dem Stolze opfern. —

Unlängst hatte er sich mit Anna Mató verlobt. Ein süßes, reines Kind, das ihn mit hartnäckiger Schwärmerei verfolgte. Wußte er selbst, warum er das gethan? Vielleicht, um Elsa zu vergessen, vielleicht auch täuschte ihn die flüchtige Ähnlichkeit, welche das Mädchen mit Elsa hatte.

Auch als Bräutigam ließ er sich oft jenes Lied vorspielen, dessen gezogene, melancholische Accorde auch gegenwärtig wieder sein Herz mit Weh erfüllten.

3.

Dieses Lied rief indes nicht allein in Németh, sondern auch in jemand anderem traurige Erinnerungen wach. Am Nachbartische verstummte plötzlich der fröhliche Lärm und Frau Elsa schaute mit sinnendem, umflortem Blicke starr auf das Tischtuch.

Der Zigeuner wiederholte das Lied nun schon zum drittenmal. Da endlich regte sich in der Frau eine seltsame Ahnung. Sie wurde sichtlich unruhig, nahm das Vorgnon und spähte durch dasselbe unter den Gästen forschend umher. Als sich ihr Blick nach rechts wendete, begegnete er den Augen Némeths. Sie erkannte ihn.

Erst nach mehreren Minuten wagte sie unter dem Rande ihres Hutes hervor wieder aufzublicken. Wiewohl sie sich von der ersten Betroffenheit schon erholt hatte, war ihr Antlitz noch immer brennend rot. Sie schaute Németh mit einem langen, ernsten und schmerzhaften Blick ins Auge. Dann huschte ein mattes Lächeln über ihre Lippen und aus ihrem Auge blitzte ein warmer Glanz hervor. Ihr feuchter Blick umschmeichelte den Maler erst wie mit sanfter Furcht, dann heftete sich ihr Auge beständig auf ihn, als würde dieser Blick mit eigensinniger Ausdauer immer wieder eine Frage wiederholen. Und wie gut verstand Németh dieses sprechende Auge! Es redete, jawohl, es redete ganz vernehmlich zu ihm.

„Bist du noch böse? Bist du sehr böse? Vergieb mir, ich liebe dich ja so sehr. Ich war unglücklich, nun aber bin

ich wieder glücklich, denn wir haben einander gefunden. Hast du mich noch lieb? Nicht wahr, du liebst mich? Ich will von dir geliebt sein!"

Ein heißer Blutstrom drang Németh ins Gesicht, während er leuchtenden Auges Elsa betrachtete. Er hatte die Empfindung, nun mit einem Schlage alles zurückgewonnen zu haben, was er verloren, und dieses Bewußtsein erfüllte ihn mit stolzem Triumphgefühl.

Wer dächte jetzt noch an Anna, seine alberne kleine Braut? Die Blicke der verliebten Frau gossen schäumende Lebenslust in ihn. Alles erschien ihm mit einem Male so schön. Die Nacht, die Musik, die Menschen.

Als ahnte sie seine frohe Stimmung, und als wollte sie selbe mit ihm teilen, zwitscherte Frau Elsa wieder lachend mit ihrem Gatten und ihren Verehrern, wobei sie dem Maler fortwährend glückselige Blicke des Einverständnisses zuwarf.

„Die Affen ahnen gar nichts! — Siehst du?“

Sie wünschte ein Glas Champagner, wahrscheinlich, weil sie auch Németh Sekt trinken sah.

Sie hob das breite Glas bis an die Augen und trank es mit einer kaum merklichen Bewegung kühn dem Maler zu.

Es war spät nachts, als Németh die Insel verließ. Er sah das lichte Kleid der Frau noch lange am Ufer. Elsa hatte ihre Begleiter zu einem Spaziergang am Strande beredet. Auf ihren Schirm gestützt, blickte sie regungslos dem Schiffe nach, das sich von der Insel entfernte.

4.

Sie sahen sich auch am nächsten und auch am dritten Tage wieder. Als der Maler am vierten Tage abermals auf die Insel hinüberfuhr, traf er auf dem Schiffe einen alten Domherrn, der ihn manchmal im Atelier zu besuchen pflegte. Nachdem sie ans Land gestiegen waren, suchte er den Geistlichen loszuwerden, doch dieser hängte sich in seinen Arm und sagte: „Wenn es Ihnen nicht lästig fällt, möchte ich Sie mit

einem begeisterten Kunstfreunde bekannt machen. Eigentlich sind es ihrer zwei, ein Ehepaar. Namentlich die Frau schwärmt sehr für die Malerei.“

Németh zuckte unwillig die Achsel, als jedoch der Prälat den Namen des Ehepaares nannte, biß er sich in die Lippen, um vor Überraschung nicht aufzuschreien.

„Baron Bernath mit seiner Gemahlin.“ Die Baronin Bernath war Elsa. Mit einem Blick durchschaute Németh die feine Frauenintrigue, deren Werkzeug der Domherr unbewußt geworden war. Die Baronin schien also jenes trozigen Gelübdes eingedenk zu sein, daß Németh sie nicht mehr erkennen werde. Mit dem schlauen Takte der verliebten Frau fand sie nun einen Ausweg aus dem Dilemma.

Er traf das Ehepaar unter den Fichten. Der Domherr stellte Németh vor und dieser tauschte mit dem Baron einen Händedruck aus. Dann machte er vor Elsa eine höfliche Verbeugung. Man sprach von gleichgültigen Dingen, von der Schönheit der Margaretensinsel und von Budapest.

Die Stimme des Malers hatte einen unsicheren Klang und auch aus den Worten der Frau war das Beben der Erregung zu vernehmen. Inzwischen fanden sie Zeit, sich durch einen raschen, flammenden Blick ob dieser Komödie, die sie der Zuhörerschaft zuliebe spielen mußten, gegenseitig um Verzeihung zu bitten. Der Baron unterbrach das Gespräch: „Sie ahnen gar nicht, Herr Németh, wie sehr mein Frauchen für Ihre Kunst schwärmt. In den Katalogen der Ausstellungen fahndet sie immer nach Ihrem Namen und in den Zeitungen entdeckt sie jede Nachricht, die sich auf Sie bezieht. Wir haben auch zwei Ihrer Gemälde erworben, die ‚Erste Liebe‘ und die ‚Dämmerung‘.“

Frau Elsa zupfte einige Grashalme aus und machte sich damit zu thun. Der Baron hing seine Hand in Némeths Arm.

„Verzeihen Sie, wenn ich nach kaum fünf Minuten unergerer Bekanntschaft gleich mit einer Bitte an Sie herantrete.

Auf der letzten Winteraustellung sahen wir ein Porträt, eine weiße Frau mit weißem Vorhang im Hintergrunde —

„Die Gräfin Bilinska?“

„Ja wohl. Bis dahin wußte ich nicht, daß Sie auch Porträts malen.“

„Es geschah bloß versuchsweise.“

„Wären Sie wohl geneigt, es auch mit uns zu versuchen? Nicht mit mir, nur mit meiner Frau — natürlich nur, wenn Sie Zeit haben. Die Stunden zu bestimmen, würden wir ganz Ihnen überlassen, und wenn Sie nicht auf die Insel herauskommen wollen, würde Sie meine Frau, so oft Sie es für gut finden, im Atelier besuchen. Ich glaube, es kann eine Frau ebenso anstandslos zu einem Künstler gehen, wie zu einem Arzte. Ich hätte gerne, wenn sie Ihnen in dekolletiertem Kleide säße.“

Németh warf einen raschen Blick auf die Frau. Elsa war jetzt auffallend bleich und betrachtete die Spitzen ihres Schubes. Kein Zweifel, sie hatte das Ganze arrangiert. Nach längerer Pause wandte sie sich dann, verwirrt lächelnd, an ihren Mann.

„Herr Németh hat vielleicht gar nicht Zeit dazu.“

Diese schöne Frau mit ihrem liebevollen Erbleichen, mit ihren nackten Armen, sollte in sein Atelier kommen! Allein mit ihr hinter versperrten Thüren — dazu die lauschige Beleuchtung des Glasdaches, die Tropenpflanzen und die orientalischen Teppiche. Der Baron mußte entweder sehr ehrenhaft oder sehr dumm sein!

Als ob er die zweite Voraussetzung bekräftigen wollte, sah jetzt der Baron auf seine Uhr.

„Mein Kind, der Arzt hat Ihnen Bewegung verordnet.“

Er blieb mit dem Domherrn sitzen, während sich Elsa wortlos von der Bank erhob und mit einer Handbewegung den Maler zu sich winkte.

Sie promenierten unter den Baumriesen. Sie hätten einander so viel zu sagen gehabt und nun blieben sie recht lange

vor Nüßrung stumm. Als sie endlich zu sprechen anfangen, redeten sie nicht in der Sprache der Liebe.

„Sie sind Bräutigam?“ fragte Elsa, und ihre Stimme klang ein wenig bitter.

Némeths Antwort war eine geringschätzende Handbewegung. Er wollte damit beiläufig sagen: wenn ich will, so bin ich's, wenn nicht, bin ich's nicht. Ist es der Mühe wert, darüber zu reden?

Dann fing er, ebenfalls in bitterem Tone, zu sprechen an: „Sind Sie nun glücklich, Elsa?“

Die Frau ließ langsam den Kopf sinken.

„Glücklich!“ wiederholte sie leise und voll unendlicher Traurigkeit. In ihrem Auge erschien eine Thräne und lief ihr über das Gesicht.

Diese Thräne brachte das Blut des jungen Mannes mit einem Male wieder in Flammen.

„Elsa, was soll aus uns werden?“ fragte er leidenschaftlich.

Die Frau antwortete nicht. Der Maler wiederholte seine Frage. Da hob sie den Kopf empor und blickte Németh ins Gesicht.

„Sind Sie mir nicht mehr böse?“ fragte sie unter sanftem Lächeln.

„Sie wissen, daß ich dies nie imstande war.“

Sie mußten wieder schweigen, da sie in die Nähe des Barons kamen. Stumm schritten sie an den zwei munter plaudernden Alten vorüber. In der Nähe des jenseitigen Alleeausganges begann Elsa unter sonnigem Lächeln: „Ich habe viel an Sie gedacht, immer nur an sie. Manchmal befürchtete ich, Sie würden mich hassen, dann wieder glaubte ich zu fühlen, daß Sie sich nach mir grämten. Erst hatte ich Angst vor der Begegnung, seit einiger Zeit aber sehnte ich mich, Sie wiederzusehen.“

„Ich wußte, daß uns das Schicksal noch zusammenführen werde,“ sagte Németh ernst.

Als sie sich zur Umkehr wandten, sahen sie den Baron mit dem Geistlichen seinen Platz verlassen und sich ihnen nähern. Es erübrigte ihnen noch eine Minute, um sich ohne Zeugen miteinander auszusprechen. Diese Minute mußte rasch ausgenützt werden.

„Elsa, es kann nicht so bleiben. Wir können ohne einander nicht leben. Verlassen Sie Ihren Gatten und werden Sie ganz die Meine. Werden Sie meine Gattin. Ihre jetzige Ehe ist ja nur eine Lüge. Sie lieben Ihren Mann nicht. Ich will ihm das zu verstehen geben.“

Németh schwieg plötzlich still. Er bemerkte im Gesichte Elsas einen fremden Zug. Ubrigens hätte er ohnedies nicht weiter sprechen können, denn der Oberst war schon bei ihnen angelangt.

Sie begaben sich alle zusammen nach der unteren Insel und traten unterwegs beim Gärtner ein, da Elsa Blumen kaufen wollte. Zwischen den Kissenbeeten einherschreitend, blieben sie wieder einen Augenblick allein.

„Antworten Sie mir,“ sagte Németh leise. „Ich will wissen, was ich künftighin mit mir anfangen soll. Kann ich auf Sie zählen? Antworten Sie!“

Elsa beugte sich über einen Rosenstrauch und flüsterte rasch: „Dergleichen pflegt ohne Skandal nicht abzugehen. Und dann ist mein Gatte ein zu guter Mensch, er liebt mich sehr und gewährt mir jeden Wunsch. Ich habe Angst vor dem Skandal!“

Die Gesellschaft setzte den Weg zusammen fort. Németh war ein wenig bleich geworden, seinen Mund umspielte ein böses Lächeln.

Also die Baronin fürchtet den Skandal! In der von ihm ersehnten Verbindung, um die er in fieberhaften Nächten zum Herrn des Schicksals gebetet hatte, sah sie nichts als den Skandal. Und um den Skandal zu vermeiden, wollte sie nicht seine Gattin werden, sondern nur seine Geliebte.

Er blickte verstohlen nach der Frau und entdeckte auf ihrer niedrigen Stirne abermals jene ihm antipathische beschränkte

Hartnäckigkeit, die ihn seiner Zeit so oft mit Verzweiflung erfüllt hatte. Und er glaubte wieder in die tiefste Tiefe ihrer Seele hineinblicken zu können. Diese Seele war öde wie wüstes Haideland, so öde, daß sie nicht begriff, wie erniedrigend jene Lakaïenrolle war, die sie Németh zugebacht, als sie ihm ihre Hand verweigerte und dafür ihre Liebe anbot.

Ein erfrischender Lusthauch zog durch das Laub. Németh nahm den Hut ab und badete seine Stirne in dem kühlen Luftströme. Und bald schien es ihm, als hätte ihm der Wind alles Sinnenfieber mit sich fortgerissen. Er fühlte sich wieder beruhigt, wieder rein.

Es freute ihn jetzt sogar, daß er Elsa wieder begegnet war. Es war die Abrechnung mit dem lockenden Irrlichte. Was ihn mit so dämonischer Gewalt zu ihr hingezogen, war ja nur Irrlichtglanz. Er liebte in ihr nicht die Frau, sondern nur den morgenroten Widerschein der Jugend, die Poesie seiner ersten Liebe.

Das Gaukelspiel war zu Ende. Ohne Groll oder Bitterkeit, nur mit einer reinen Betrübniß im Herzen, nahm er von dem Ehepaare auf der Verandatreppe Abschied.

„Wohin so eilig?“ fragte der Baron überrascht.

„Zurück nach der Stadt. Ich reise mit dem Schnellzuge ab. Nach Füreß, zu meiner Braut.“

„Und das Bild? Was wird aus dem Bilde?“

„Ich bedauere sehr, allein es ist mir jetzt unmöglich. Ich bin mit Bestellungen überhäuft.“

Bleich und stumm berührte Elsa die ihr dargereichte Hand. Und am Arme ihres Gatten stieg sie dann die Stufen empor, ohne sich auch nur ein einziges Mal nach dem Maler umzublicken.

„Was mag dieser Mensch nur haben?“ grübelte der Baron. „Knapp vorher zeigte er die größte Lust, dich zu porträtieren, während er jetzt —“

Mit einem hochmütigen Achselzucken, aber in bitterem Tone antwortete Elsa: „Er hat eben Launen, wie jeder Künstler!“

Der Seeräuber.

1.

Die ganze Gesellschaft schiffte sich in die fackelbeleuchteten, lampionbesteckten Rähne ein und ruderte unter klingendem Spiel und fröhlichem Lärm in den von der Dämmerung umhüllten Teich hinaus.

Allen voran eine Barke mit weißem Segel, die würdevoll und geräuschlos gleich einem phantastischen Schwane die Bogen durchschnitt — dahinter ein ganzer Schwarm von Rähnen und Seelentränkern. Von der Veranda des Badehauses aus gesehen: ein musizierendes Ungeheuer mit feurigen Schuppen, das sich launisch das Ufer entlang schlängelt.

Des Herrn Nestor kleiner Dampfer „Melusine“ wiegte sich noch stille im Auslaufshafen. Sein Benzinmotor hatte plötzlich den Dienst versagt. Die Maschine knisterte ärgerlich, der Maschinist kraute sich den Kopf, Herr Nestor, dessen gedrungene Gestalt in einer Art goldbefranzter Admiralsuniform steckte, stampfte mit dem Fuße, und seine Gäste, Frau Isoltar und ihre Tochter Olga, bewegten mit nervöser Ungeduld ihre Fächer.

In diesem Augenblicke glitt eine schlanke Sandoline neben die Melusine. Auf dem Schnabel leuchtete ein roter Lampion, die zwei Ruder führte ein breitschulteriger junger Mann.

„Wenn es beliebt, meine Damen, nehmen Sie meinen Rahn; zwei Sitzplätze sind frei.“

„Ach, Horvath,“ sagte das Mädchen. „Was geschieht aber mit Herrn Nestor?“

„Wenn der Dampfer flott wird, mag Herr Nestor nachkommen, und Sie steigen dann auf die Melusine über.“

Das Mädchen warf der Mama einen fragenden Blick zu. Frau Isoltar klappte erschrocken den Fächer zu. Sie sollte

sich diesem schaukelnden Fahrzeug anvertrauen? Lieber noch warten.

Der Benzinmotor der Melusine ließ einen ohrzerreißenden Pfiff hören, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren.

„In der Schraube steckt der Fehler!“ rief Herr Nestor triumphierend aus.

Horvath wies auf den Sitz in seinem Rahne.

„Ist's gefällig?“

Draußen auf dem Teiche verstummte die Musik und eine weich tremulierende Männerstimme begann zu singen.

„Ledofsky, der Opernbariton,“ bemerkte das Mädchen.

Ohne selbst recht zu wissen, was sie that, stand sie schon oben auf der Brüstung des Dampfers und sprang, auf den muskulösen Arm Horvaths gestützt, in die schwankende Sandoline.

„Olga! Fräulein Olga!“ riefen Frau Zoltar und Herr Nestor zugleich aus.

Horvath aber legte sich in die Ruder und setzte das leichte Fahrzeug mit raschen, kräftigen Schlägen in Bewegung.

Als hätte Olga schon bereut, was sie gethan, sagte sie: „Führen Sie mich, ich bitte, zum Segelboot, zu Tante Lidi!“

Die kleine Sandoline mit dem roten Champion folgte der kleinen Flottille eine Zeitlang im Kielwasser nach, plötzlich aber änderte sie in raschem Bogen die Richtung und schoß pfeilschnell nach der Mitte des Teiches, blindlings in die Nacht hinaus.

„Wir haben uns verfahren — wohin bringen Sie mich?“ fragte das Mädchen betroffen.

„Sie werden schon sehen.“

Horvath erhob das Ruder und führte einen tüchtigen Schlag auf den roten Champion. Der glühende Feuerball sank zischend ins Wasser. Sie blieben im Finstern.

„Horvath, was soll das?“

„Jetzt gehörst du mir, kleine Hexe!“

Das Mädchen sprang vom Sitze auf.

„Sind Sie verrückt geworden?“

„Das fragen Sie noch? Haben Sie mich nicht lange genug zum Narren gehabt.“

2.

Vor etwa zwei Jahren hatte sich Horvath mit Olga Zsoltar verlobt.

Die Sache wurde, sozusagen ohne Wissen der Kinder, von den Eltern geordnet. Der alte Zsoltar benötigte einen Schwiegersohn von guter Herkunft. Geld hatte er in Überfluß; mit Getreidehandel, Baugründen, Militärlieferungen und Zweigbahnbauten hatte er ein ungeheures Vermögen erworben; allein sich einen guten Ruf zu erwerben, dazu fehlte es ihm schon an der nötigen Zeit.

Beim alten Horvath war das Gegenteil der Fall. Er war ein Mann von berühmtem Namen, Mitglied der Akademie und des Magnatenhauses, Universitätsprofessor und vielfacher „etcetera“. Seit früher Jugend verwendete er all seine Zeit zur Vermehrung seiner Ordenssammlung; er besaß deren etwa zwei Trakt voll, vom portugiesischen Erlöserorden bis zum persischen Löwenorden. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß er keine Zeit gefunden, sich ein Vermögen zu erwerben.

Ganz Budapest fand es natürlich, daß sich diese zwei Leute heirateten, und selbst die Verlobten hatten nichts aneinander anzusetzen. Der Bräutigam hatte jene gewisse stürmische Leidenschaft schon hinter sich, die angeblich jedem Manne einmal die Seele durchwühlt, das Mädchen aber hegte selbst während es noch die Schule besuchte, keine romantischen Schwärmerien. Es waren zwei nüchterne, vernünftige Menschen, die sich mit heiterer Ergebung in ihr Schicksal fügten. Sie wollten nicht Komödie spielen und gestanden einander offen, daß sie sich nicht lieben, dabei aber bestrebt sein werden, in erträglicher Weise miteinander auszukommen.

Das Mädchen war besonders flug. Echtes Armenierblut.

Ein braunemaiiliertes Gesicht, lockiges Haar, sanft gebogene Nase, durchdringende schwarze Augen, ein zeitweilig aufblitzendes Lächeln um die Mundwinkel, in welchem viel Liebenswürdigkeit, aber auch ein bißchen Impertinenz lag. Sie war von niederem Wuchs, rundlich und dabei dennoch schlank.

Der Bräutigam kam anfangs selten zu Besuch, später wurde er ein häufiger Gast, zuletzt blieb er fast ständig dort. Es entwickelte sich zwischen dem Paare eine Art herzlicher Freundschaft. Dieses Verhältnis gestattete ihnen gegenseitig allerhand schlechte Witze und Neckereien. Später kam es, wenn sie bei besonders guter Laune war, oft zu förmlichen Balgereien, und entsetzte sich dann Frau Zsoltar über Olgas Ungezogenheit, so strich sich diese keuchend ihr zerrauftes Haar glatt und sagte lachend: „Arpad ist ein Narr!“

Da trat ein unangenehmes Ereignis dazwischen. Der alte Zsoltar hatte sich in irgend eine waghalsige Eisenbahnspekulation eingelassen, wobei er Millionen zu gewinnen hoffte, während es sich schließlich herausstellte, daß er eine halbe Million verloren habe. Dieser Verlust war sein Ruin; es zeigte sich plötzlich, daß er zwar ein großes unbewegliches Vermögen besaß, selbes jedoch mit riesigen Schulden belastet war. Zsoltar geriet in Konkurs und durfte froh sein, daß er mit heiler Haut dem Kriminal entronnen war.

Die Verlobung wurde natürlich gelöst. Olga besaß Takt genug, hiez zu den ersten Schritt selbst zu thun.

„Ich will Ihnen nicht zur Last fallen. Übrigens hätte ja die Sache ohnehin keinen Sinn mehr. Keines von uns besitzt etwas und keines ist zur Armut geboren. Sie haben noble Passionen, ich liebe es, schön zu wohnen und teure Kleider zu tragen. An jenes gewisse Märchen von der glücklichen Armut glaube ich nicht. Suchen Sie sich eine gute Partie, Sie finden deren noch genug. Und was mich betrifft, seien Sie unbesorgt — ich bekomme schon, was ich brauche.“

Sie reichten einander die Hand und trennten sich. Sie schieden als gute Freunde. Dem Bräutigam that die ganze

Sache sogar ein wenig leid. Wie denn nicht! War er doch an die Neckereien Olgas und an die lustigen Nachmittagsbalgereien schon so sehr gewöhnt! —

Horvath ging auf Reisen, Olga aber begann mit ihrer Mutter Bälle und Badeorte zu besuchen. Ziemlich lange blieb das erfolglos (Frau Zoltar behauptete, daß daran nur Olga selbst schuld sei, indem sie ihre reichen Verehrer niemals ermutige); endlich aber lernte sie in einem Plattenseebade Herrn Nestor, den neugeabelten Millionär kennen. Es hing jetzt nur noch von Olga ab, ob sie Frau Nestor werden wolle oder nicht.

An jenem Abende, als Olga ihrem Bräutigam wieder begegnete, wurde der Annenball abgehalten. Horvath war ganz unerwartet aufgetaucht; niemand wußte, woher er gekommen. Lächelnd ging er zwischen den beschleppten Damen einher und forderte später das Mädchen, als ob zwischen ihnen nichts vorgefallen wäre, zum Tanze auf.

Während des Walzers flüsterte er ihr zu: „Olga, ich habe mir die Sache überlegt. Es ist so, wie es ist, nicht in Ordnung! Ich kann ohne Sie nicht leben; ich habe es versucht, aber es gelingt mir nicht. Sagen Sie diesen Nestor zum Teufel und werden Sie meine Frau!“

Später promenierten sie Arm in Arm im Saale.

„Seien Sie klug, mein Freund,“ suchte ihn Olga, die von seinem Begehren ganz betroffen war, zu beruhigen, „machen Sie sich nicht lächerlich. Was sollen wir zwei miteinander beginnen? Zwei Bettler! Verderben Sie mir die Sache nicht! Und dann, wenn ich auch an mich nicht dachte, ich könnte es schon Ihretwegen nicht thun. Mein Stolz verbietet mir das.“

„Reden Sie nicht so, ich weiß, daß Sie mich lieben!“

„Ich — Sie?“

„Jawohl — Sie, natürlich; — Sie leugnen vergebens!“

Olga lachte laut auf.

„Lieber Freund, bisher hielt ich Sie für einen gescheiten

Menschen, jetzt sehe ich aber, daß auch Sie zu jenen gehören, die jederzeit zu irgendeiner Dummheit bereit sind. Ein Glück für Sie, daß Sie eine vernünftige Freundin besitzen, die Sie vor der größten Dummheit Ihres Lebens bewahrt. — Ich suche meine Mutter auf. Gott befohlen!“

Horvath blickte ihr sichtlich unangenehm betroffen nach.

Nach der Quadrille beantragte Herr Nestor, die Gesellschaft möge auf dem Teiche eine venetianische Nacht veranstalten.

* * *

Das Mädchen sprang vom Sitze auf.

„Sind Sie verrückt geworden?“

„Das fragen Sie noch? Haben Sie mich nicht lange genug zum Narren gehabt? Übrigens setzen Sie sich und bleiben Sie ruhig, sonst kippt der Rachen um!“

Olga ließ sich mißmutig auf ihrem Sitze nieder.

„Sagen Sie mir wenigstens, was Sie mit mir vorhaben?“

„Ich halte Sie bis morgen früh gefangen und gebe Sie sodann Ihrer Mutter zurück. Bis dahin werden Sie derart kompromittiert sein, daß Sie kein Nestor der Welt mehr zur Frau nimmt.“

Olga suchte die Sache als Scherz zu betrachten, als aber Horvath in seinem stummen, ruhigen Ernste verharrte, wurde Sie ein wenig zornig.

„Halten Sie diese Handlungsweise für ritterlich?“

„Ich gedenke meinen Fehler gutzumachen und Sie zur Frau zu nehmen. Ich vergaß Ihnen mitzuteilen, daß ich gestern zum Badedirektor von Tópart ernannt worden bin — mit dreitausend Gulden Gehalt!“

Olga antwortete nicht.

Horvath zog die Ruder ein und überließ den Rahn der sanften Strömung. Dieselbe trieb sie gegen die Insel. Die über das Wasser ragenden Bäume bildeten einen Laubtunnel

über ihren Häuptern. Im Gesträuch des Ufers leuchteten Tausende von Johanniskläfern, aus der Ferne klang leiser Gesang herüber.

So verging etwa eine halbe Stunde. Olga stützte den Kopf auf die Hand und es kam ihr — sie wußte selbst nicht weshalb — die Lust zu weinen.

Die Ballhülle glitt von ihrer Schulter; eine Stechmücke ließ sich auf dem bloßen Arm nieder. Olga merkte es gar nicht. Die Mücke flog dann vergnügt summend weiter, gleichsam berauscht von dem süßen Blute.

Horvath nahm das Mädchen bei der Hand. Auch er war ein wenig bewegt.

„Weinen Sie nicht, Olga!“ Dann setzte er leiser hinzu: „Dreitausend Gulden, sechshundert Gulden Quartiergeld und Heizpauschale!“

Ein markerschütternder Pfiff durchschallte die nächtliche Stille. Die „Melusine“ näherte sich, mit einer grünen Lampe am Schnabel, der Insel.

Ein alter Hecht mit dichtem Schnurrbart fuhr erschreckt aus dem Schläse und erhob sich neugierig auf den Wasserspiegel empor. Erstaunt sah er da im Schatten der Bäume zwei Menschenkinder sitzen, im schaukelnden Rahne eng aneinandergeschmiegt und stumm wie die Mäuschen. An dem Rahne fährt ein grünäugiges Ungeheuer zischend und pfeifend vorüber. Auf dem Kopfe des Ungeheuers steht ein Admiral mit Spauletten und brüllt aus voller Kehle: „Ho, holla, ho!“

Das Mädchen aber scheint leise zu lachen . . .

Ein Schönheitsfehler.

Sehe ich einen verliebten Menschen, einen so recht verliebten, den seine Liebe glücklich macht und veredelt, da überkommt mich allemal ein schmerzlicher Reiz. Wie schön wäre es, wenn man noch einmal so ein Gefühl mitmachen könnte!

Niemals aber habe ich jemand um seine Liebe so beneidet, wie meinen Freund Andor. Dieser Mensch hatte mehrere Jahre in Petersburg als Vizekonsul zugebracht und als er wieder zurückkehrte, war er in puncto Blasiertheit an der Grenze des Nihilismus angelangt. Eine geraume Zeit hindurch ging er unter uns herum wie ein Prinz, der sich tödlich langweilt. Gähnend nahm er an unseren Vergnügungen teil, begleitete sie mit cynischen Bemerkungen und sprach von unseren Frauen in einem Tone, der uns manchmal ernstlich in Wut brachte.

Später — nun ja, später verliebte er sich bis über die Ohren in den erstbesten Backfisch, der es der Mühe wert fand, mit ihm zu liebäugeln. Er verliebte sich wie ein Gymnasialschüler und versiel noch einmal in all jene Albernheiten, die er schon längst vor der Maturitätsprüfung durchgemacht hatte. Er machte in sternhellen Nächten einsame Spaziergänge, versank bei den Klängen der Zigeunermusik in Träumerei, verschlang Heines Buch der Lieder und fand zu seiner Überraschung, daß all diese Lieder von Rechts wegen er hätte dichten müssen.

Ehedem hatten wir ihn für einen furchtbaren Frauenbändiger gehalten, jetzt, wenn wir ihn in Gesellschaft seines Herzensbackfisches sahen, empörten wir uns über sein unbeholfenes Auftreten.



Mitunter nahm er einen von uns hopp, zog ihn mit sich nach Hause und eröffnete ihm da sein Herz. Bei solchen Anlässen war er allemal dem Weinen nahe.

„Ich schaudere, wenn ich an meine Vergangenheit denke. Bisher lebte ich eigentlich wie ein Tier! Es war das sozusagen gar kein Leben. Ich lebe erst, seit ich sie kenne!“

„Warum heiratest du sie nicht?“

„Ach, Freund — dieses Mädchen wird mich doch nicht zum Manne nehmen!“

Dieses Mädchen? Sie besaß alles in allem zehntausend Gulden. Häßlich war sie gerade nicht, allein ich möchte sie auch nicht schön nennen. Eine mäßig hübsche Blondine mit einem Stumpfnäschen und klugen Augen. Besondere seelische Schönheiten entdeckte ich an ihr niemals. Sie zählte einfach zu jenen Duzendmädchen, deren größter Reiz in ihrer Jugend liegt.

Das halbe Komitat sprach schon von der Liebe Andors, als eines Tages Magdas Vater — ihre Mutter lebte nicht mehr — Andor im Kasino beiseite nahm und ihn über das Mädchen in ein Gespräch zog. Er sprach ehrlich und klug, wie es einem verständigen Manne geziemt.

„Sag es offen heraus, Bandi*), mein Junge, was du auf dem Herzen hast! Es ist ja kein so arges Verbrechen, daß du in meine Tochter verliebt bist. Soviel ich weiß, ist dir das Kind auch nicht böse, und wenn es dir um die Sache ernst ist, würdet ihr euch bald miteinander verständigen. Vor allem aber sieh dich nach einer ehrsamem Beschäftigung um. Mit deiner diplomatischen Laufbahn bist du wohl gänzlich zu Ende, und dein Vermögen hast du, wie es scheint, bei den Russen gelassen. Du bist Jurist; ich halte es für das Vernünftigste, du legtest die Advokatenprüfung ab. Bei der nächsten Komitatswahl würden wir dich dann zum Oberfiskal

*) Rosenname für Andor (Andreas).

machen. Wenn sich die Verwandtschaft ins Zeug legt, kann das nicht schwer fallen —“

Auf diese Weise kam es zur Verlobung. Von nun an trat bei Andor eine Art ständiger froher Erregtheit zu Tage. Sein Glück, dessen er sich so unwürdig dünkte, wollte ihm kaum glaubhaft erscheinen. Auch uns gegenüber gab er sich auffallend sanft, fast demütig. Immerwährend sann er nach, wie er uns kleine Freuden bereiten könnte. Er wollte jeden von uns glücklich sehen. Am liebsten hätte er seine Cigarren, sein Geld und alles, was er besaß, unter uns verteilt.

Später begab er sich nach der Hauptstadt. Seinem Schwiegervater gab er sein Ehrenwort, daß er dessen Tochter nicht wiedersehen werde, bevor er sein Abvoкатendiplom erhalten habe. Der Alte wollte seiner Tochter nicht vergebens den Kopf verdrehen lassen und bestand auf die Ablegung des Examins.

Meinerseits muß ich gestehen, daß ich wohl an die Liebe Andors, nicht aber an die Möglichkeit glaubte, daß er die Prüfung ablegen werde. Ein Mann, so dachte ich, richtet sich für seine Liebe zu Grunde, er stirbt für sie, allein er macht für sie kein Examen.

Bald darauf kam ich selbst nach der Hauptstadt. Als ich da Andor in seiner kleinen Vorstadtwohnung aufsuchte, mußte ich ihm insgeheim Abbitte leisten. Er lebte in strenger Zurückgezogenheit und verbrachte seine ganze Zeit über den Büchern und mit dem Schreiben von Liebesbriefen. Beim Studieren stand ihm ein armer jüdischer Jurist zur Seite, der mit zäher Ausdauer aus dem Acker das Unkraut jätete, das über Andors juristischem Wissen üppig gedieh; und so nötigten sie dem geistigen Brachfelde neue Reime ab.

Noch im Frühjahr erhielten wir aus unserem Komitate Nachricht von einem Unglücksfalle, der der armen kleinen Magda widerfahren war. Als sie sich eines Morgens mit dem Brenneisen das Haar krauste, explodierte die Spirituslampe in ihrer Hand und verursachte ihr im Gesicht und an

dem Halse Brandwunden. Die Nachricht versetzte Andor in entsetzliche Aufregung und er packte sofort seinen Koffer. Der grausame Schwiegervater erinnerte ihn jedoch telegraphisch an das gegebene Ehrenwort. Andor möge nur ruhig seine Arbeit fortsetzen; er könne ja dem Mädchen ohnehin nicht helfen. Übrigens sei Magda kein ernstlicher Unfall zugestoßen; alles in allem habe sie ein paar Brandwunden erlitten. Sie werde vier, fünf Tage das Bett hüten, und dann vom ausgestandenen Schrecken, wie auch von der Krankheit erholt sein . . .

Vier, fünf Tage gab's zwischen den jungen Leuten einen erregten Briefwechsel. Andor beruhigte sich erst, als er erfuhr, daß Magda das Bett schon verlassen habe. Als ich ihn eines Tages besuchte, fiel er mir, selig vor Freude, um den Hals.

„Ach, Freund, wie war ich erschrocken! Nun ist aber wieder alles in Ordnung. Der Alte schreibt mir, Magda habe einige rote Flecken auf dem Halse und im Gesichte — weiter nichts!“

Nachdenklich blickte Andor eine Weile vor sich hin, dann sagte er mit ernster Miene: „Weißt du, daß es mir sogar Freude machen würde, wenn sie häßlich geworden wäre?“

„Du bist, scheint es mir, übergeschnappt!“

„Ich rede in vollem Ernst. Magda ist schön, gut und edel; sie ist in allem so vollkommen, daß ich mich ihres Besizes unwürdig fühle. Es brächte uns einander näher, wenn sie irgendeinen Fehler besäße. Wozu brauche ich auch ihre Schönheit? Ich liebe ihre Seele, diese krystallreine, erhabene Seele; das schöne Antlitz ist ohnehin nur dazu da, daß sich fremde Leute unverschämterweise daran ergötzen.“

Ich hielt es für angezeigt, das Gespräch abubrechen; wußte ich doch, daß mit Verliebten nicht zu disputieren ist.

Im Herbst bestand Andor glücklich das Advokatursexamen. Ich erfuhr das Ergebnis im Eisenbahncoupé. In größerer

Gesellschaft reiste ich zu einem Freunde auf die Wachteljagd. Knapp vor Abgang des Zuges sprang auch noch Andor zu uns herein. Sein Gesicht strahlte vor Glück.

„Ich habe das Diplom. Ich fahre nach Hause. In sechs Wochen giebt es Hochzeit!“

Auf der ganzen Reise waren Jagdabenteuer der Gesprächsstoff. Andor saß dabei stumm in der Ecke und vertiefte sich immer wieder aufs neue in ein Päckchen Briefe. Erst als das Abenddunkel hereinbrach, unterbrach er die Lektüre.

Gegen neun Uhr langten wir im Heimatsorte an. Andor sprang als erster aus dem Coupé.

„Magda!“

Ein schlankes Mädchen lief in seine Arme. Die beiden hielten sich glücklich und bewegt lange umfangen, als wollten sie nie wieder voneinander lassen. Wir gingen dann unseren Wachtelhunden nach. Beim Ausgange trafen wir Andors Schwiegervater.

„Ihr wollt bei Tagesanbruch nach St. János hinausfahren? In der Stadt erhaltet ihr keine Unterkunft. Die Gasthöfe sind voll von Dorfnotaren, die morgen eine Versammlung haben. Geht ihr euch mit einem Strohsack zufrieden, so könnt ihr bei mir übernachten.“

Wir nahmen dankend an und gingen zu Fuß nach dem Hause des Alten. Das Brautpaar war uns schon vorausgeeilt. Als wir in das erleuchtete Speisezimmer traten, fanden wir dort Andor allein.

„Und deine Braut?“

„Sie ordnet sich nur ein wenig das Haar.“

Der alte Herr lachte.

„Die Begrüßung muß sehr gründlich ausgefallen sein, wenn sich dabei sogar ihr Haar zerraupte!“

Zwei Minuten später trat Magda, weiß gekleidet und verwirrt lächelnd, ins Zimmer.

Barmherziger Himmel! Was war aus dem Mädchen geworden! Die elende Spirituslampe! Von dem Unfall war

sonst keine Spur zu sehen, nur ein thalergröses Brandmal, bläulich rot, geschwollen und — mitten auf der Nase. Die raffinierte Bosheit des Zufalls hatte das Gesicht der Armen häßlich und lächerlich gemacht. Und die frische Farbe ihres Antlitzes, der fröhliche Glanz ihrer Augen erhöhte noch die Komik ihrer Erscheinung. Ein schlankes, zwitscherndes Mädchen, mit einer Nase wie ein alter Trunkenbold!

Beim Abendessen betrachtete ich Magda lange genau. Es überkam mich dabei ein Gefühl wütender Bitterkeit. Ich bemitleidete das Mädchen und ärgerte mich über mich selbst, daß ich die Wirkung des ersten Eindruckes nicht loszuwerden vermochte. Ich konnte mir nicht helfen: das Mädchen, das ja nur Bedauern und Achtung verdiente, erschien mir entsetzlich lächerlich. Ich mußte sie mit ganz anderen Augen betrachten, wiewohl nur eine kleine Veränderung an ihr zu bemerken war: ein winziges Stückchen Haut, früher weiß, jetzt rot. Ihr Gemüt, ihr Verstand sind die alten, und ich, in meiner rohen Selbstsucht, würde es lieber sehen, wenn ihr Gemüt, ihr Verstand sich verändert hätte und nur ihre Nase die frühere geblieben wäre!

Weber Magda, noch ihr Vater schienen sich der entsetzlichen Veränderung, die das Mädchen erlitten, voll bewußt zu sein. Sie mochten sich allmählich an den Anblick gewöhnt haben. Der Alte witzelte sogar darüber.

Andor, der seine Braut erst jetzt beim Lampenlichte genau sah, war bleich und fast starr geworden beim Betrachten dieser entsetzlichen Nase.

Wir suchten bald unser Nachtlager auf. Als der Tag anbrach, fuhren wir auf die Wiese von St. János. Im Abenddunkel kamen wir todmüde nach der Stadt zurück und eilten geradeswegs nach dem Bahnhofe.

Ich hörte lange Zeit nichts von Andor und seiner Braut. Später erfuhr ich, daß die Verlobung gelöst worden sei. Das Mädchen selbst hatte sie gelöst. Sie mochte die furchtbare Enttäuschung wahrgenommen haben, die sich Andors bemäch-

tigt hatte, und wollte daher wegen eines gegebenen Wortes nicht zwei Menschen unglücklich machen.

Ich sagte mir im stillen, daß mein Freund ein Schuft sei. Dabei aber hegte ich lebhafteste Dankbarkeit für das Schicksal, das an Stelle Andors nicht mich vor ein derartiges Fragezeichen gestellt hatte.

Miß Mill.

Die Hände in den Hüften, steht Eva auf der sonnigen Wiese und sieht den Schwalben zu, wie sie über dem schwefelgelben Rapsfelde jauchzend durcheinander jagen.

Einer plötzlichen Laune folgend, löst sie ihren großen, mit Klatschrosen geschmückten Strohhut vom Kopfe und wirft ihn hin in das frischgemähte Heu.

Als ob sie der Hut nach sich zöge, erfaßt sie ein angenehmer Schwindel, sie wirft sich in die Kniee und streckt sich dann im duftigen Heu der Länge nach aus.

Einen Grashalm zwischen den Zähnen blickt sie zum Himmel empor — zu dem dunkelblauen Himmel des Banats, in dessen Innerem sich glänzende weiße Nebelgestalten zu bewegen scheinen.

Eine unaussprechliche Befriedigung umfängt sie. Wie schön wäre es, wenn die kreisende Welt jetzt plötzlich stehen bliebe! Wenn es niemals Nacht, niemals Winter würde, wenn alles bliebe, wie es ist! Sie aber sollte sich allewig hier im Heu wälzen können, erfüllt von dem herrlichen Bewußtsein, vor der französischen Lektion geflüchtet zu sein und so den Geliebten zu erwarten.

Ein rasch näher bringendes, eintöniges Klappern scheucht sie aus der Ruhe. Auf dem schmalen, holperigen Riedwege trabt ein leichter Jagdwagen daher. Auf dem Boche sitzt, die Cigarette zwischen den Zähnen, ein Mann in tadellosem weißen Flanellanzuge, eine Oleanderblüte im Knopfloche.

Das Mädchen springt auf, schwenkt über dem Kopfe den großen Hut und eilt flammend roten Antlitzes auf den Wagen zu.

„Adam! Hier bin ich! Hier bin ich!“

Über das schöne, düstere Gesicht des Mannes huscht ein leichtes Lächeln. Er streckt ihr die Hand entgegen.

„Schon wieder ohne Sonnenschirm? Du bist ja schon so schwarz, wie ein kleiner Kongoneger.“

Mit dem Goldemail ihres Gesichtes gemahnte sie an die Andalusierin, welche Muffet besang.

Mit der Gewandtheit eines Wiefels erklettert sie den hohen Kutschbock, nimmt dem Manne die Blume aus dem Knopfloch, steckt sie in ihren lederen Gürtel und ergreift sodann voll Ungeduld die Zügel.

„Wohin fahren wir?“ fragt sie leuchtenden Auges.

„Vielleicht zu Miß Mill?“ neckt Adam.

„Nein, nein!“

„Zur Pumpe?“

„Ja, ja!“

Steif sitzt sie da, hält die Zügel fest in den zitternden Fäusten und schaut mit halb geöffnetem Munde aufmerksam zwischen die Pferde; zeitweilig schnalzt sie mit der Zunge. Pfeilschnell, oft holpernd und hüpfend rast das Gefährte weiter. Gerade vor ihnen, über dem fernen Damme, erhebt sich am Horizont eine graue Rauchlinie. Dort ist die Dampfpumpe.

Von Evas Stirne löst sich langsam eine Haarlocke los und gleitet ihr übers Auge. Herr Adam streicht dieselbe zärtlich beiseite und läßt dann seine Hand auf des Mädchens Schulter ruhen.

„Liebst du mich?“ fragt er leise, mit bewegter Stimme.

Das Mädchen winkt ihm, wie ein glückliches Kind, verstoßen mit den Augen zu und nickt mit dem Kopfe ein Ja.

„Wirklich? Einen so alten Mann?“

Eva neigt das Haupt zur Seite, um die Hand auf ihrer Schulter mit dem Gesichte berühren zu können.

„Fünfzehn Jahre sind kein großer Unterschied,“ sagt sie.

„Und jetzt habe ich auch keine Angst mehr vor Ihnen.“

„Vorher hattest du Angst?“

„Ein wenig. Sie sind ja mein Vormund. Mitunter schrieben Sie mir so strenge Briefe, wenn mich Miß Will verklagte, daß ich nicht Französisch lernen will.“

„Nicht wahr, du lernst auch jetzt nicht gerne?“

„Gewiß nicht,“ antwortete das Mädchen aufrichtig.

Plötzlich heiterte sich ihr Antlitz auf und lachend sagte sie: „Wissen Sie, daß ich voriges Jahr, als Sie zur Gesandtschaft nach Bukarest versetzt wurden, schon auf Sie eifersüchtig war. Ich hörte sagen, daß die Bojarenfrauen sehr schön und kokett seien.“

Auf dem Rasen pflog eine Herde schütter verstreuter Schafe der Mittagsruhe. Der Schäferhund stürzte sich mit heiserem Gebell den Rossen entgegen. Das Sattelpferd begann unruhig zu werden. Herr Adam erfaßte die Zügel und mit denselben zugleich auch die behandschuhte Kinderhand.

Sie langten bei der Pumpe an. Am Fuße des Dammes stand eine kleine Holzhütte, in welcher das Miniaturlokomobil keuchte. Der Maschinist mit der blauen Bluse schwenkte grüßend die Kappe. Sie sprachen mit dem Alten ein paar Worte, dann schauten sie sich ein wenig in der Gegend um. Unter den Weiden schreitet gravitatisch ein Storch in den giftgrünen Froschlinsen daher, jenseits des Teiches wogt das Schilfmeer, am Horizonte flattert mit steif gestreckten Halsen ein Wild-entenschwarm.

Später wendeten sie sich nach der Pusta um. Sie nahmen die Zügel vierhändig. Eva fand den Sitz unbequem und sie lehnte das Haupt an die Schulter des Mannes.

„Soll ich es Miß Will heute sagen?“ fragte er das Mädchen.

„Noch nicht; erst nächste Woche. Es ist gut, so zu leben.“

Später fügte sie hinzu: „Ich weiß nicht, weshalb, allein ich glaube, Miß Will wird sehr böse sein, wenn sie alles erfährt.“

„Also gut: nächste Woche.“

Der Wagen rollte die rauschende Pappelallee entlang. Beim Gemüsegarten hielten sie an. Das Mädchen sprang vom Boote und verschwand, den Hut auf den Arm gehängt, zwischen den Weinlauben. Der Wagen rollte vor den niederen Säulenhof des schindelgedeckten Kastells. Herr Adam begab sich in die Empfangsstube. Das Stubenmädchen stieß die Jalousien der Gartensenster auf. Draußen, im Laube der Platanen, pfiff eben eine neugierige Goldamsel.

Später trat Miß Will herein. In rauschender Seide, mit durchscheinenden Spitzenärmeln und jener königlichen Haltung, die sie sich zu eigen machte, als sie einmal drei Monate lang eine Prinzessin Esterhazy unterrichtete.

„Guten Tag, Miß Will! Nichts neues im Hause?“

Die Miß bot ihm würdevoll Platz an.

„Es freut mich sehr, Sie zu sehen. Es ist an der Zeit, Ihnen zu sagen, was ich bisher aus Zartgefühl verheimlicht habe: das Kind macht in den Studien gar keine Fortschritte!“

„Um, und sie ist doch schon achtzehn Jahre vorüber!“

Die Miß bewegte langsam ihren Fächer.

„Sie gehört zu jenen unglücklichen Geschöpfen, die ich, im Gegensatz zur Aristokratie des Geistes, die Plebejer des Geistes zu nennen pflege. Es wäre vergeblich zu leugnen, daß das Kind sehr beschränkten Geistes ist. Durch eiserne Ausdauer würde sie vielleicht diesen Mangel wettmachen können, bei ihrer jetzigen Nachlässigkeit aber wird sie nicht vermögen sich für ihren künftigen Lebensberuf vorzubereiten.“

„Lebensberuf?“

„Ja wohl. Als Sie mir in der Erziehung des Mädchens freie Hand gestatteten, beschloß ich, sie zur Erzieherin auszubilden. Meines Wissens besitzt sie kein Vermögen. Auch diese kleine Puzta haben Sie angekauft, als sie unter den Hammer kam. Vorläufig halten Sie Ihr Mündel wohl noch aus Gnade hier, allein das kann nicht lange so bleiben. Heute

Herr Adam winkte Eva heran. Ermutigt kam sie herab, stellte sich, gleichsam Schutz suchend, hinter seinen Stuhl und legte beide Hände auf seine Schultern. Der Mann ergriff ihre Hand; sie war warm und etwas feucht, wie jene Dämonas. Und mit ernster Miene wendete er sich zur erstaunten Miß Will: „Berehrte Miß, gestatten Sie, daß ich Ihnen die Sache vom Anfang erzähle —“

Frühlingsfieber.

In der Dämmerung eines Frühlingsabends kehrten sie zum erstenmal in diesem Jahre von der Insel zurück.

Sie hatten sich mit Sonnenschein, Ozon und Akazienduft vollgesogen und lehnten jetzt ermattet an der Brüstung des Verdecks. Die schlanke „Fecse“*) erzitterte unter den regelmäßigen Stößen der pustenden Maschine. Pfeilschnell flogen sie das in Schatten gehüllte Ufer entlang. Hoch über ihren Häuptern glitt, wie ein riesiger Triumphbogen, die Wölbung der Margaretenbrücke vorbei.

Das Schiff hatte viele Fahrgäste. Frauen mit bunten Hüten, elegante Herren saßen oder lehnten, zu stummen Gruppen zusammengedrängt, umher. Auch die Gesprächigen redeten nur mit leiser, gedehnter Stimme. Auch ihre Sinne waren förmlich erstarrt in jener wohligen, andachtsvollen Trägheit, die sich auf die Nerven Kanuths gelegt hatte. Als er so zwischen den duftigen Batistkleidern umherging, mochte er sich wie ein junger Kater vornehmen, der in lauer Sommernacht geräuschlos über die steilen Dachkämme schleicht und sich schnurrend an der Schornsteinmauer reibt.

Die Militärkapelle fuhr aus dem unteren Gasthause der Insel auf demselben Schiffe nach der Stadt zurück. Sie hatte sich's um den hohen Rauchfang des Dampfers bequem gemacht und begann zu spielen. Das Knistern des Dampfkessels mischte sich zu wundervoller Harmonie in die fröhlich prickelnden Rhythmen.

Es fielen Kanuth seine übernommenen Pflichten ein und er begab sich zu seiner Cousine zurück. Am Schnabel des

*) Schwalbe.

Schiffes stand sie, auf einen langstieligen Sonnenschirm gestützt. Sie war in ihrem etwas kühn geschnittenen Frühjahrskleide überaus hübsch. Er fragte sie um den Text des Marsches.

Leise wie ein schläfriges Vöglein zwitscherte sie: „Frisch drauf, voran, mein Liebchen!“

Ihre Stimme zitterte wie vor Rührung. Sie schwieg still und deutete mit dem Kopfe nach Ruhn, der in sich zusammengekauert auf dem Feldstuhle Cigaretten rauchte.

„Hör' mal,“ sagte sie ohne jede Einleitung, „die Frühlingsluft ist Ruhn zu Kopf gestiegen und er will mich heiraten.“

Ranuth wunderte sich hierüber nicht sehr, er sah indes ein, daß er die beiden nicht hätte allein lassen sollen. Er hatte ja längst befürchtet, daß ihre Feiertagsausflüge zu etwas ähnlichem führen werden.

„Eine Dummheit, nicht wahr?“ fragte Irma, ihre Zähne zeigend. „Ruhn und ich — was sollte aus uns werden?“

Sie sagte dies in einem Tone, als ob es ihr sehr lieb wäre, wenn ihr jemand widerspräche. Auch leuchteten ihre Augen in so feuchtem Glanze.

„Und was wird so aus euch werden?“ fragte Ranuth, nur um Zeit zu gewinnen.

Das Mädchen zuckte die Achseln. Ruhn warf seine Cigarette weg und beugte sich näher.

„Ich will es dir sagen, was aus uns werden soll. Nichts! Irma bildet sich vorderhand noch ein, eine große Künstlerin zu sein. Ihre Stimme ist freilich gut, ihr Spiel recht lieb, jedoch nur zu Hause. Auf der Bühne nimmt es sich schlecht, falsch, ungeschickt aus. Das wird immer so bleiben, sie wird ihrer Begabung niemals Geltung verschaffen können, was auch ihre Lehrer und Kolleginnen sagen mögen. Die Equipe, die Brillanten, die Villa — aus all' dem wird nichts!“

Er beugte sich ganz nahe zum Gesichte des Mädchens, während er kurz und bündig erwiderte: „Nichts wird aus ihr, höchstens eine gute Hausfrau!“

Irma blickte mit halb geschlossenen Augen auf ihn und hörte mit sichtlichem Vergnügen seinen Grobheiten zu.

„Was aber mich betrifft,“ setzte Ruhn in mehr galligem Tone fort, „bin ich auch mit mir schon im reinen. Ich habe Talent, bin aber kein Genie. Etwas wahrhaft Bedeutendes werde ich nie schaffen. Ich weiß geschickt zu malen, mein Pinsel richtet sich nach dem jeweiligen Geschmacke der Leute, das ist alles. Man wird mir emporhelfen, mich in Mode bringen, nur zu bald werde ich aber wieder aus der Mode kommen. Ruhm und Reichthum wird mir niemals werden, ebensowenig wie Ihnen. Wenn wir vernünftig sein wollen, versuchen wir es mit dem Glücke. Werden wir anspruchslose Spießbürger, arm, aber glücklich!“

„Arm, aber glücklich!“ sagte Irma leise.

Ein schmetternder Accord verschlang ihre Worte. Das wunderliche Paar nahm von der Anwesenheit eines Dritten gar keine Kenntniss. Stumm standen sie jetzt nebeneinander. Ranuth schien es, als fühlte er, wie ihre Gedanken mit parallelem Flügelschlage in die Zukunft streiften. Nach einer kleinen Vorstadtwohnung, die für eine schlichte Plüschgarnitur, eine Malerstaffelei, ein Klavier und zwei arme glückliche Menschen Platz bietet.

Es war völlig dunkel geworden. Die Umrisse der Donauufer und der Kettenbrücke zeichneten sich als punktierte Feuerlinien auf dem schwarzen Hintergrunde ab.

Ein rasch näher kommender Schrei ertönte, dann glitt ein schwarzer Knäuel aus der Höhe hinab und verschwand klatschend im Wasser. Im Nu war das Schiff alarmiert: jemand war von der Brücke in die Donau gesprungen.

Die Passagiere drängten sich an die rückwärtige Brüstung, einige Matrosen sprangen polternd auf das untere Verdeck hinab. Die Maschine hielt inne. Auch auf dem Ufer liefen die Spaziergänger zusammen, sie riefen und winkten von den Laternen her dem Schiffe zu, aber vom Dampfer aus war nichts zu sehen wie Wasser, schwarzes Wasser.

„Fecste“ fuhr später stromabwärts weiter, langsam, fast betrübt darüber, daß sie nicht zu helfen vermochte. Das Publikum debattirte erregt, einige junge Leute schimpften auf den Kapitän, weil er das Rettungsboot nicht flottmachen ließ. Die arme Irma war sehr bleich geworden. — Warum hatte dies jetzt geschehen müssen? Gerade jetzt!

Auf Ruhns Antlitz erschien ein saures Lächeln.

„Jrgend ein verkommenes Talent,“ murmelte er.

Auf dem Schwurplatze stiegen sie aus. Irma hängte ihre Hand müde in Kanuths Arm, zog ihn aber dann trotzdem nach dem Korso hin. Es lockte sie das elektrische Licht des Caféhäuses an; sie empfand ein kindliches Vergnügen an dieser weißen, vornehmen Beleuchtung.

Vor der Reboute entstand eine Menschenansammlung. In dichtem Knäuel drängten die Neugierigen nach der schmalen Treppe, die zur Schiffsstation führte. Auf dem unteren Quai bewegte sich eine wimmelnde Menge um einen auf der Erde liegenden unsichtbaren Gegenstand. Irma blieb plötzlich stehen.

„Man hat ihn also herausgezogen!“

Ein ihnen bekannter alter Polizeibeamter grüßte ihnen von weiten zu.

„Man hat den armen Teufel doch erwischt!“

„Ein reines Wunder bei dieser Finsternis!“

„Unsere Bootsleute sind sehr geschickt, sie fanden ihn bei Laternenlicht.“

„Lebt er?“ fragte das Mädchen.

„Dort liegt er zähnelappernd. Die Schutzleute haben ihn mit Köden zugebedt, bis ihn die Retter abholen.“

„Und warum hat er das gethan?“

„Er sagt, er habe fünf Kinder.“

„Damit hat er freilich alles gesagt.“

„Der Himmel mag es wissen, weshalb gerade die armen Leute so unsinnig darauf los heiraten. Sie bilden sich ein, ohne einander nicht leben zu können, und nach ein paar Jahren kommt so etwas heraus.“

Sie hörten dem entrüsteten Alten nicht länger zu.

„Gehen wir nach Hause,“ sagte Irma, „Mama wird schon ungeduldig sein.“

„Freilich, die Mama,“ warf Kanuth hin. „Schauen wir morgen nicht zum ‚Fasan‘ hinauf?“

„Nein,“ erwiderte Irma leise. „Ich habe morgen Gesangsstunde und bisher ohnehin schon genug versäumt.“

„Auch ich könnte nicht gehen,“ sagte Ruhn, „ich muß endlich einmal mein Bild fertig machen.“

Vor dem Thore verabschiedeten sie sich kurz voneinander. Kanuth ging mit Irma ins Haus hinein. Ruhn aber blieb noch eine gute Weile stehen und horchte sinnend ihrer auf dem Korridor verhallenden Schritte. Dann fiel eine Thür ins Schloß und es wurde totenstille.

Ruhn begab sich ebenfalls nach Hause. Anfangs ging er langsam und zögernd vorwärts, als ob er die Schwelle dieses Hauses ungern verließ. Als er aber in die Waiznergasse eingelenkt hatte, eilte er mit seinen gewohnten langen, wiegenden Schritten zwischen den glänzenden Auslagen und der eleganten Menge hindurch.

Er mochte bei guter Laune sein, denn er piffte das Marschlied vor sich hin: „Frisch drauf, voran, mein Liebchen!“

Fräulein Iza.

Aus dem Tanzsaale drangen die gedämpften Klänge eines leichtblütigen Walzers in den Wintergarten hinaus.

Unter den zackigen Blättern einer Palme saßen die beiden traulich beisammen. Niemand störte sie. Die ganze Badegesellschaft war längst überzeugt, daß dieses Paar keine menschliche Gewalt voneinander zu trennen vermag, und ließ sie daher großmütig allein. Tauchte auch zuweilen hinter dem Thürvorhange ein echauffierter Mädchenkopf auf, so verschwand er, mit einem vielsagenden Lächeln auf den Lippen, im nächsten Augenblicke sicher wieder.

„Nächste Woche reise ich also ab,“ wiederholte Herr Beni wohl schon zum drittenmal. Diesmal fügte er hinzu: „Ist's Ihnen nicht ein wenig leid, Iza?“

Iza warf ihm einen verwunderten, lächelnden Seitenblick zu, der zu sagen schien: „Erwartest du am Ende, daß ich dir eine Liebeserklärung mache?“

„Ein wenig ist's mir leid,“ erwiderte sie zögernd.

„Ach, Iza, Sie wissen gar nicht, wie schwer es mir ankommt, Sie zu verlassen.“

Herr Beni war übrigens nicht immer so dumm; nur die Liebe hatte ihn dazu gemacht. Er hatte sie sehr lieb, dieses schöne, sanfte Mädchen; seit Beginn der Saison schon machte er ihr den Hof. Sein Hofmachen bestand eigentlich nur darin, daß er sich täglich eine halb aufgeblühte Maréchal-Niel-Rose ins Knopfloch steckte. Das Mädchen unterließ es keinen Tag, die schöne Blume zu bewundern. Herr Beni bot ihr hierauf allemal die Rose höflich an und Iza trug dieselbe sodann bis zum Abend an ihrem Busen. Das war alles. Für warmblütigere Menschen eine Kleinigkeit, für sie, sanftblütigere, eine Liebesintrigue.

„Iza, Sie wissen gar nicht, wie schwer es mir ankommt, Sie zu verlassen.“

Wieder dieser verwunderte, lächelnde Seitenblick. Jetzt aber schien dieser Blick sagen zu wollen: „Närrchen, brauchst du mich denn hier zu lassen? Nimm mich doch mit dir!“

Das Mädchen hatte heute, wie man zu sagen pflegt, einen sehr hübschen Tag. Bei dem milchweißen Lichte der elektrischen Lampe war sie noch netter als gewöhnlich.

Jetzt glitt ihr der schwanbesezte Fächer vom Schoße auf den Parkettboden hinab. Herr Beni bückte sich danach, wobei sein Auge auf dem Atlasschuhe des Mädchens haften blieb. Wohlgeformte, hübsche Füßchen. Die Schuhsohle dünn wie ein Papierblatt. Eigentlich nur die des einen Schuhs. Aber die des zweiten —?

Herr Beni schauderte zusammen. Die Sohle des anderen Schuhs, ach, die ist ja fast so dick, wie sein kleiner Finger! Sie hinkt!

Kennen Sie das Gefühl, das einen durchschauert, wenn jemand mit der Gabel ritzend über den Porzellanteller fährt? Nun, eine derartige unausstehliche Disharmonie durchschritt Herrn Benis Herz. Iza hinkt!

Wortlos übergab er ihr den Fächer. Die arme Iza mochte etwas ahnen, denn sie zog die Schuhspitze rasch unter das Kleid zurück und schaute ihrem Verehrer verstohlen ins Gesicht. Sie mochte sicher in diesem düsteren Gesichte etwas gelesen haben, denn sie erbleichte plötzlich. Eine Weile blieb sie feuchten Auges beschämt auf ihrem Platze sitzen, dann erhob sie sich verwirrt und ersuchte flüsternd Herrn Beni, sie zu ihrer Mutter zurückzuführen.

Beim Nachtmahle sprach Herr Beni dem Champagner ein wenig übermäßig zu. Trotzdem aber sah er den schrecklichen orthopädischen Schuh fortwährend vor sich. Daß er diesen Fehler Izas nicht früher bemerkt hatte! Und er hätte ihn doch längst bemerken können, denn das Mädchen tanzte niemals und nahm auch an größeren Fußpartien nie teil. Wenn

die übrigen Mädchen mit flammendem Antlitz und aufgeschürztem Kleid im Kurparke den Croquetkugeln nachjagten, schaute sie ihnen unter den Arkaden der Villa mit schmerzlichem Reide zu. —

Nach Mitternacht begaben sie sich nach Hause. Herr Beni konnte es nicht vermeiden, Iza seinen Arm anzubieten. Jetzt fühlte er erst, welch eigentümlichen, wiegenden Gang sie hatte. Früher hatten sowohl er, als auch die übrigen Izas seltsamen Gang hübsch gefunden. Junge Mädchen versuchten ihn sogar nachzuahmen. Jetzt aber machten ihn diese leisen, taktmäßigen Erschütterungen nervös.

Herr Beni ging in seinem Zimmer noch lange auf und ab. Nachdem er seinen ganzen Cigarettenvorrat verbraucht hatte, war er sich darüber klar, daß er Iza keinesfalls zur Frau nehmen könne. Er bedauerte das Mädchen und ärgerte sich auch über sie. Iza war ihm gegenüber nicht ehrlich vorgegangen. Sie konnte doch wohl ahnen, daß er ernste Absichten habe, und hatte ihm gleichwohl ihren Defekt verheimlicht.

Jetzt sah er schon ganz klar, daß Iza und ihre Mama eine systematische Treibjagd nach ihm veranstaltet hatten.

* * *

„Freilich hinkt sie, die arme Iza,“ sagte am nächsten Tage der alte Badearzt. „Eine ungeschickte Magd hat sie als Baby auf die Erde fallen lassen.“

„Diese Magd hätte man ins Zuchthaus sperren sollen,“ murkte Herr Beni.

„Jetzt ist es ja noch nicht so arg, wenn sie aber 'mal älter wird, dann wird sie erst recht lahm werden, die Arme!“

* * *

Die Gesellschaft machte einen Ausflug ins Gebirge zu dem Meerauge. Als die jungen Leute, die an der Spitze der kleinen Karawane gingen, am Fuße des Berges anlangten, sahen sie droben, auf dem serpentinartigen Felsenstege, winzige, mit

Baßgeige und Zimbel beladene Gestalten klettern. Es war die vorausgesandte Zigeunerbande.

Herr Beni ging mit Terka, der jüngeren Schwester Iza. Terka, ein koketter Bockfisch, hatte kaum erst die Schule verlassen. Sie war hübsch, sehr beweglich und machte gerne Lärm; die Verkörperung blühender Kraft und duftiger Jugend. Mit der wilden Anmut einer Waldnymphe und der Sicherheit einer Gemse erstieg sie den steilen Felskegel und stand nun mit flatterndem Kleide jauchzend am Rande der Tiefe.

Herr Beni ergötzte sich an ihrem Anblicke. Dann schaute er sich bedauernd nach Iza um, die am Arm des alten Arztes noch irgendwo unten im Thale ging. Es war ihm nicht angenehm, daß das Mädchen wider ihre Gewohnheit an dem Ausfluge teilnahm. Er ahnte, daß dies feinetwillen geschehe.

Am Meeraruge angelangt, empfingen sie die Klänge der Zigeunermusik. Die jungen Leute wollten zeigen, daß sie von den Beschwerden des Weges nicht ermüdet seien und begannen in dichtem Anäuel zu tanzen.

Terka drehte sich leuchtenden Auges auf dem Rasen, Herr Beni schloß sich den Zuschauern an. Anfangs von Bewunderung erfüllt, später sichtlich betroffen, sah er dem tanzenden Mädchen schließlich entschieden mißgestimmt zu. Sie tanzte den Esardas mit Feuer, beinahe mit Leidenschaft. Ihr Antlitz war gerötet, ihr Haar aufgelöst, das Kleid zerknittert. Wie sie sich so mit zurückgeworfenem Haupte, ein frauenhaftes Lächeln auf den Lippen, von ihrem Tänzer umarmen ließ, hätte sie als Modell einer jungen Bacchantin dienen können.

Iza spazierte unterdessen in ihrem roten Leinentkleide und mit ihrem großen Strohhute unter den Tannenriesen am Waldesrande ruhig umher. Der Gedanke, daß dieses Mädchen niemals einen solchen Tanz getanzt hat, erfüllte Herrn Beni mit wunderbarer Beruhigung.

Später begann die Gesellschaft, auf Terkas stürmisches Drängen, am Seeufer ein Ballspiel. Beni wollte nicht mit-

halten, da befahl ihn Terka einfach zu sich. Dem Mädchen gefiel es überaus, daß sich endlich ein ernst zu nehmender Kavalierr für sie gefunden habe, und auch sonst empfand sie, gleich den meisten jüngeren Schwestern, entschiedene Neigung, ihrer älteren Schwester den Hofmacher wegzuerobern.

Jemand hatte den Ball zu kräftig in die Höhe geschlagen; selber flog in langem Bogen über die Köpfe dahin und verschwand zwischen den Baumkronen des Waldrandes.

„Iza, lauf ihm nach, wenn du kannst!“ rief Terka herausfordernd.

Iza stand an einen Baumstamm gelehnt und sah dem Spiel zu. Einen Augenblick zögerte sie jetzt, dann hob sie den Kleiderrand ein wenig in die Höhe und eilte mit kurzen, doch gewandten Schritten in den Wald hinein. Niemand folgte ihr. Man überließ ihr gerne den Ruhm, daß sie selbst den Ball zurückbringe.

Einige Minuten verstrichen. Die Gesellschaft begann die Körbe mit den Mundvorräten zu stürmen, während Herr Beni langsam dem Walde zuschritt. Es bangte ihn um Iza. Nach seiner Berechnung konnte der Ball nicht weit gepflogen sein. Das Mädchen hätte ihn längst finden und auch schon zurückbringen können.

Zwischen den Bäumen dahinschreitend, hörte er ein leises Stöhnen. Bald darauf sah er, kaum einige Schritte von dem farbigen Balle entfernt, Iza, mit dem Ausdrücke des Schmerzes und der Verzweiflung im Gesichte, auf dem Boden knien.

Herr Beni wußte, was geschehen war. Das Mädchen wollte beweisen, vielleicht gerade ihm beweisen, daß sie keineswegs der Krüppel sei, für den man sie allgemein hält, und war dem Balle mit voller Anspannung ihrer schwachen Muskeln nachgelaufen. Nahe am Ziel hatte sie die Kraft verlassen; sie war niedergebroschen wie ein totgekehrter Hirsch. Zu Tode erschöpft, verzweifelt, beschämt!

„Iza!“ rebete sie Herr Beni mit bewegter Stimme an. Er trat auf sie zu, um ihr aufzuhelfen.

Die lange Jahre hindurch aufgehäuften Bitterkeit machte sich nun mit elementarer Gewalt aus ihrem Herzen Luft.

„Ich Krüppel, o, ich Krüppel!“ schluchzte sie.

Herr Beni nahm sie sanft in den Arm, um sie aufzuheben.

„Weinen Sie nicht, Zsa!“

Das bleiche Haupt des Mädchens sank kraftlos auf seine Schulter.

„Ich Krüppel!“ wiederholte sie trostlos.

„Ich liebe Sie ja eben deshalb!“

Bewundert und ungläubig blickten ihn Zsas thränenumflorte Augen an. Herr Beni aber konnte ihr Weinen nicht anders stillen, als daß er ihre Thränen aufküsste.

Das Ballkleid.

Es war spät am Abend. Der alte Kastanienbaum vor der Villa streute einen dichten Blütenregen auf die Erde.

Lisa stellte die zierlichen Atlasschuhe, die man soeben gebracht hatte, auf den Tisch des Speisezimmers, dann schlug sie ihren schwanbesezten Ballfächer auseinander und umtanzte im Polkaschritte den Tisch, wozu sie sich einen mutwilligen Marsch pfiß. Sie verstand das Pfeifen wie ein Lehrjunge.

„Suchhei, Onkel Beni,“ rief sie mir zu, „du wirst sehen, heute verdrehe ich ein paar Leuten den Kopf! Ein weißer, glatter Rock, eine ausgeschnittene Faltentaille, dazu Puffärmel bis zum Ellbogen — das ist alles. Lächerlich einfach, aber zum Anbeißen hübsch!“

Ich war überzeugt, daß sie ihre Drohung in Bezug auf die „paar Leute“ ausführen werde. Die Kleine begann in der letzten Zeit gefährlich hübsch zu werden. Sie war zart, schlank, beweglich, ein wenig launenhaft, ein wenig übereilt, im ganzen aber überaus liebenswürdig. Mich selbst kostete es bisweilen einige Selbstüberwindung, die Rolle des hors concours-Onkels weiterzuspielen, wozu mich unsere Verwandtschaft, noch mehr aber meine zunehmende Kahlköpfigkeit verurteilte.

Inzwischen stürzte Arpad, der ältere Bruder Lisas, herein. Er trug zum erstenmal in seinem Leben einen Frack. Er war unbeholfen, wie ein junger Jagdhund, und erregt, als stünde er vor seiner Maturitätsprüfung.

„Nun Lisa, bist du noch nicht bereit?“

„Wie sollt' ich, wenn mir die Schneiderin noch nicht mein Kleid gebracht hat?“

Arpad zog die große goldene Uhr heraus, die er für diesen Abend von mir geborgt erhalten.

„Dann wirst du dich auch verspäten — es ist schon neun Uhr!“

„Jesus Maria!“ Das Mädchen zischte auf und lief auf den Balkon hinaus. Drüben glänzten die Fenster des Kur-salons wie leuchtende Feuerwürfel in die Nacht hinaus; der Wind wehte verworrene Musikklänge herüber.

Arpad bekam plötzlich das Ballfieber; erregt zwängte er seine großen Hände in die weißen Handschuhe.

„Daß ihr Frauen doch nie rechtzeitig fertig werden könnt!“ sagte er in einem, vom Vater abgelauschten Poltertone.

„Das Kleid muß ja gleich hier sein,“ behauptete Lisa, der sich allmählich große Angst bemächtigte.

„Ich warte keinesfalls auf euch!“ fafelte der Junge. „Ich bin Mitglied des Empfangskomitees und muß die schöne Frau Maróthy in den Saal führen!“

Er ging fort. Lisa war dem Weinen nahe.

„O, diese schöne Frau Maróthy! Daß sie sich nicht schämt, mit einem so grünen Jungen zu liebäugeln!“

Sie ärgerte sich über die Schneiderin, lästerte jedoch Frau Maróthy. Wie jedes kokette Mädchen, konnte auch sie die koketten Frauen nicht leiden.

Später zog sie ihre Handschuhe an, dann ihre Schuhe, bestrich ihr Gesicht, das den Sommer über angebräunt war, mit ein wenig Reismehl, und setzte sich in ihrem Hauskleide mir gegenüber. Sie wartete. Sie wartete mit voller Anspannung ihrer Nerven, in qualvoller Ungebuld. Ihre Mutter ging, mit einem baumelnden Federbusch im Haare, die rauschende Seidenschleppe nach sich ziehend, im Speisesaal auf und ab; auch sie wurde immer erregter. Das Kleid wollte noch immer nicht aus der Stadt anlangen. Selbst meiner bemächtigte sich schon eine quälende Nervosität.

„O, diese Schneiderin!“ wiederholten die beiden Frauen fortwährend, und hoben die Augen zum Himmel.

Lisa war ein gutmütiges Kind, allein ich traue ihr zu, daß

sie in diesem Augenblicke die säumige Mamsell ohne Gnade der inquisitionellen Folterkammer überantwortet hätte.

„Und ich bin sogar engagiert!“ rief später das Mädchen verzweifelnd aus.

„Mit dem Doktor?“ fragte ich.

Wenn ich sonst den Doktor erwähnte, errötete sie allemal und begann ohne Ursache zu zanken; jetzt antwortete sie nur mit einem traurigen Nicken des Kopfes.

Arpad kam aufs neue hereingestürzt. Sein Haar war emporgezaust, die Krawatte war ihm fast bis zu den Ohren hinaufgeglitten, seinem Frack entströmte Moschusgeruch.

„Das Kleid ist also noch immer nicht hier? Drüben wird schon aufs beste getanzt. Jetzt kommt die Quadrille. Pantalón! Etée!“

Er machte Tanzbewegungen und ruderte mit seinen langen Beinen im Zimmer herum.

„Lieber Arpad,“ sagte Lisa mit beklommener Stimme, „sage dem Doktor, er möge warten, nur ein wenig warten — mein Kleid wird gleich da sein.“

Arpad zog seine Schwester in die Ecke und begann ihr ernstlich zuzuschnurren. Es mochte sich um Geld handeln, denn Lisa suchte ihre Perlmutterbörse hervor. Sonst war sie nicht so freigebig, jetzt aber wollte sie sich Arpad wahrscheinlich verpflichten, daß er dem Doktor ins Gewissen rede.

Als Arpad wieder fort war, trat das Mädchen abermals auf den Balkon hinaus und blickte mit feuchten Augen nach den Fenstern des Ballsaales hinüber. Von dem nahen Wintergarten her sandten die Heliotropen einen Duftstrom, der, wie Orgelbrausen auf das Trommelfell in heißen, berauschen- den Wellen an den Geruchssinn schlug.

Drüben wurde soeben das Zeichen zur Quadrille gegeben. Lisa ließ den Kopf sinken und beantwortete den kurzen Tusch, der wie eine musikalische Frage in die laue Nacht hinaus- klang, indem sie plötzlich laut zu weinen begann. Ich ergriff ihre Hand.

„Sei kein Kind, Lisa!“

Auch die Mutter streichelte den Kopf ihres Lieblings.

„Nie soll dich ein ärgeres Übel treffen!“

Wieder trat Arpad ein. Diesmal war er wütend.

„Eine Frechheit!“ rief er. „Ich werde den Doktor fordern! Seit zwei Wochen bin ich mit Frau Maróthy engagiert. Sie aber macht mir nun weiß, daß sie dem Doktor schon länger die Quadrille versprochen habe. Wir aber möchten sie Fräulein Malesi aufnötigen, diese Schulgans; — wenn man ernst zu ihr spricht, lüchelt sie, hehe!“

Lisa erblickte. Frau Maróthy tanzt mit dem Doktor — mit ihrem Doktor!

Die Quadrille begann. In die heiter prickelnden Takte der Musik mischte sich die schmetternde Stimme des Ordners. Lisa starrte finster vor sich hin. Vermutlich dachte sie an die schöne Frau Maróthy, die sich lächelnd in den Hüften wiegt und herausfordernd mit dem Doktor kokettiert. Mit ihrem Doktor!

In diesem Augenblicke kam auf der Landstraße im Trab ein Wagen angefahren. Lisas Augen funkelten. Das Kleid!

Ich griff nach meinem Hute und eilte hinunter, dem Wagen entgegen. Es war nicht das Kleid; ein paar Offiziere waren zum Ballé angelangt.

„Nun?“ fragte Lisa bleich, als ich zurückkam.

„Nichts!“

O, ich fühlte, wie dem Mädchen ein häßlicher, schmerzhafter Stich durchs Herz und durch das ganze Wesen ging. Die viele Bitterkeit, die sich in ihrer Seele angesammelt hatte, wandte sich mit glühendem Hass gegen Frau Maróthy, gegen den Doktor, die Mamsell und gegen die ganze Welt.

Stumm lehnte sie in der Fensternische und drückte die heiße Stirne an die kühlen Glasscheiben. An dem Pochen ihrer Schläfen zählte sie die verstreichenden Sekunden.

In meiner Langweile begann ich vor dem Spiegel eine Monocleprobe vorzunehmen. Der Zeiger der Wanduhr durchlief mit beängstigender Schnelligkeit seinen Kreis.

Schließlich trat die Mutter zu Lisa hin. Sie war schon im Hauskleide.

„Das beste wird sein, du legst dich zu Bette, mein Kind!“

„Zu Bette?!“ schluchzte Lisa auf.

„Es ist ein Viertel Zwölf; nun können wir keinesfalls mehr gehen, selbst wenn dein Kleid ankäme.“

Gesenkten Hauptes nahm sie den Fuß der Mutter entgegen, dann reichte sie mir ihre kleine kalte Hand und ging in ihr Zimmer. Eine Weile hörten wir sie noch leise weinen, dann wurde es stille.

„Sie hat sich in den Schlaf geweint,“ sagte die Mutter. „Sie that auch als Kind immer so.“

Ich verließ nun die Villa, von einem wilden Rachegefühl wider die Mamsell erfüllt. —

Was weiter geschah, weiß ich nur vom Hörensagen.

Man erzählt, daß nach Mitternacht, als drüben der Cotillon an die Reihe kam, plötzlich ein wilder, gewaltsamer Knall durch den stillen Schlummer der Villa drang. In Lisas Zimmer krachte ein Schuß!

Erschrockenes Geschrei tönte durch die lange Zimmerreihe. Entsetzt dreinschauende Frauen liefen hin und her. Man sprengte schließlich die Thüre von Lisas Schlafzimmer auf.

Das Mädchen wand sich schluchzend und mit verdecktem Gesichte auf dem Diwan. Auf dem Teppiche lag der Bullboggrevolver, den Arpad leichtsinnigerweise an seinem Bette bereit liegen hatte, um die seinem Schutze anvertrauten Damen vor etwaigen Angriffen kühner Räuber zu schützen.

Einen Arzt, rasch einen Arzt!

Der Arzt erschien. Er kam geradeswegs vom Balle. Im Knopfloche seines Fracks steckte eine weiße Aste, unter dem Arm hielt er den Claque. Ein stattlicher junger Mann.

Er warf einen raschen Blick auf Lisas Arm, auf dem eine rote Abschürfung sichtbar war, und überzeugte sich, daß hier keine Gefahr sei. Er wandte daher seine Aufmerksamkeit der Mutter des Mädchens zu, die vor Schreck krank geworden war.

Dann schickte er die Magd um ein Stückchen Karbolwatte in die Apotheke. Inzwischen blieb er mit Lisa allein.

„Warum haben Sie das gethan?“ fragte er düster.

Das Mädchen antwortete nicht. In ihrer leidenschaftlichen Seele hatte nun schon der Trotz die Oberhand gewonnen. Jetzt will sie erst recht sterben! Ohne sich zu rühren, ohne zu reden, wird sie auf einem Flecke liegen bleiben, bis sie irgendwie von selbst stirbt.

„Warum antworten Sie nicht?“

Nun gerade nicht!

Der Doktor hob energisch Lisas Kinn empor. Das Gesicht des Mädchens war blutrot, die Augen hielt sie fest geschlossen.

Jetzt aber machte der Doktor seinem unterdrückten Arger Luft. Mit jener Grobheit, welche die Doktoren als ihr Privilegium betrachten, rief er: „Wissen Sie, daß Sie ein albernes Kind sind?“

Lisa zischte ein wenig auf, doch rührte sie sich nicht; nur um ihre Mundwinkel zuckte es, als ob sie in Weinen ausbrechen wollte.

„Sie wollten sterben, weil Ihr Kleid nicht angelangt ist? Mit was für einer Miene wären Sie da vor Ihrem Schöpfer erschienen? Ich würde Sie lächerlich finden, wenn Sie nicht gar so bedauernswert wären!“

Lisa vergaß ihr Gelübde. Sie redete wieder.

„Was wollen Sie von mir? Gehen Sie tanzen!“

„Lisa!“

„Gehen Sie, gehen Sie — die schöne Maróthy erwartet Sie ja!“

„Lisa! Was geht mich Frau Maróthy an?“

„Meinetwegen können Sie mit ihr Quadrillen tanzen, soviel Sie nur wollen!“

„Ich — eine Quadrille — mit Frau Maróthy?“

„Die erste haben Sie auch mit ihr getanzt!“

„Ich habe überhaupt nicht getanzt, denn ich erwartete Sie. Frau Maróthy tanzte mit dem Assistenten.“

Also mit dem anderen Doktor!

Meine Quellen beginnen sich hier zu widersprechen. Die eine, Arpad, behauptet, daß er, als er zu Lisa eintrat, den Doktor auf dem Teppiche knieend angetroffen habe; die Magd hinwiederum, die eben zur selben Zeit aus der Apotheke zurückgekehrt war, meint, der junge Gelehrte sei in die Untersuchung der Wunde vertieft gewesen.

Sicher ist, daß, als ich am Morgen atemlos nach der Villa eilte, die Verwundete eben damit beschäftigt war, an den Girardihut ein neues Band zu nähen.

„Lisa, ist's wahr, was ich hörte?“

„Was hörtest du?“ fragte sie mit dem unschuldigsten Gesichte.

„Was heute Nacht vorgefallen ist —“

Das Mädchen zeigte ihre weißen Zähne.

„Es ist wahr. Der Doktor hat um meine Hand gehalten.“

Damit biß sie gelassen den Zwirnfaden ab, obgleich auch die Schere zur Hand war.

„Ich wundere mich über den Doktor. Ich würde dich nicht heiraten.“

Es war wirklich hoch an der Zeit, daß Lisa einen vernünftigen Mann bekam.

Der Sekretär.

Die Hausfrau winkte den schwarzstrümpfigen Kommandanten des Bedientenheeres zu sich und flüsterte ihm einige Worte zu. Dann wechselte sie einen Blick des Einverständnisses mit Sr. Excellenz, ihrem Herrn Gemahl, und erhob sich mit neckischer Geste vom Tische.

Die Gräfin war keine junge Frau mehr, um ihre hübschen Augen zeigten sich schon kleine Krähenfüße; zu der königlichen Erscheinung paßte aber noch immer vortrefflich die reizende Entschiedenheit ihrer Bewegungen.

Der heitere Lärm verstummte, die Stühle wurden von der langen Tafel zurückgeschoben. Die Bedienten öffneten die nach dem Salon führende Flügelthür.

Die jungen Leute dort unten am Tafelende wollten indes noch immer nicht zu trinken aufhören. Sie kamen erst jetzt in die richtige Stimmung. Der kleine Graf hantierte mit der tuchumhüllten Sektflasche so gewandt, als ob er nicht ein Zögling der Ralksburger Jesuitenpatres, sondern mindestens ein Schüler des Jean vom Restaurant Palkovics gewesen wäre. Die übrigen tranken wacker darauf los. Sogar der Sekretär, der Gesandtschaftssekretär, den man trotz seiner vierzig Jahre noch immer unter die jungen Leute setzte, blieb — während er überlaut in einem fort bekräftigte, er trinke nicht, weil er niemals zu trinken pflege — unerschütterlich wie ein Felsen auf seinem Platze; sein Schnurrbart aber war schon ganz weiß vom Champagnerwein.

Dieser Diplomat hatte nicht ein bißchen Ähnlichkeit mit Talleyrand oder auch nur mit Metternich. Wenn er überhaupt jemand ähnlich sah, so konnte dies nur Bismarck sein. Er hatte dieselbe robuste Gestalt und denselben kräftigen Nacken

— obwohl anderseits sein Gesicht viel vertrauens-erweckender erschien, als dasjenige des ränkevollen eisernen Kanzlers. Unter seinen erstaunlich dicken, polsterförmigen Augenlidern blickte es so offen und mittheilsam heraus, daß er die konfidenten Späße der jungen Leute geradezu herausforderte.

Die Hausfrau sagte ihrem Sohne einige englische Worte, der junge Graf wollte sie jedoch nicht verstehen. Der Excellenzherr aber bekümmerte sich prinzipiell nicht um den Sohn; dieser war ja bloß sein Adoptivsohn. Die hübsche, rothaarige Baronin macht dem Streit bald ein Ende. Sie trat hinter seinen Stuhl und streifte mit ihrem Ellbogen die Schulter des gräßlichen Jungen.

„Kommt lieber in den Salon,“ sagte sie, „dort bekommt ihr Cognac!“

Der Sekretär bekräftigte laut lachend, er trinke nie Cognac, auf die anderen aber übte die Prophezeiung der Baronin ihre Wirkung.

Sie nahmen im Salon Platz.

Ihre Excellenz, die gräßliche Hausfrau, war den jungen Leuten ein wenig böß und ignorierte sie daher. Mit verschleierter Stimme plauderte sie im Kreise ihrer Freundinnen und bewegte mit unnachahmlicher Grazie ihren mächtigen Fächer. Der Excellenzherr sprach wie gewöhnlich mit niemandem (er war ja ohnehin taub wie ein Mörser), sondern ließ mit einem tiefen Seufzer seine verfettete Gestalt in einen Lehnstuhl sinken und blickte verzweifelt um sich. Er beruhigte sich erst und lächelte freundlich, als man ihm eine torpedo-förmige Cigarre in den Mund steckte und eine Tasse schwarzen Kaffee vor ihn hinstellte.

Die rote Baronin hatte am Kamine Platz genommen und verteilte unter den jungen Leuten, die sich um sie her niederließen, kleine Gläser. Am meisten ließ sie beim Einschenken einem Husarenrittmeister zukommen, der, auf einem winzigen Fauteuil sitzend, die hübschen Füßchen der Baronin bewunderte. Den Rittmeister hatte man von der durch den Ort

marſchierenden Schwadron hinweg einfach hopp genommen und hierher gebracht; man wußte ſozusagen kaum, wer er ſei, und er ſelbſt hatte nur eine dunkle Ahnung, weſſen Cognac er hier trinke.

„Und der Sekretär?“ fragte jemand.

„Ja, der Sekretär? Wo iſt der Sekretär?“ riefen die jungen Leute.

Er kam ſoeben herbei. Draußen hatte er ſeinen Schnurrbart ſo kühn aufgedreht, daß er wie eine Seespinne ausſah.

„Ein Glas Cognac, Sekretär?“

„Oho, ich trinke ja niemals!“

Und ſchon hatte er ausgeſtrunken. Das erſte und auch das zweite Gläschen.

„Nun, noch eins,“ häſelte ihn der kleine Graf. „Siehſt du, ich habe ſchon vier im Leibe.“

„Ja, du, das iſt was anderes! Du kannſt es thun, ich aber darf's nicht. Ein Diplomat muß immer nüchtern ſein, ſonſt geht ihm leicht der Mund über. Ein Diplomat hat gar viele Geheimniſſe zu bewahren. Und einmal habe ich mich ſchon verplaudert —“

„Wirklich?“ ſtaunte die rote Baronin.

„Zarwohl, Baronin, ſonſt wäre ich jetzt nicht auf Urlaub.“

Plötzlich ſchwieg er ſtill, knöpfte ſeinen Frack zu und ſchnitt eine ernſte Miene. Er fühlte, daß er eine Dummheit geſagt habe. Er ſah beinahe aus wie Bismarck, als er den Nikolaburger Frieden unterzeichnete. Die übrigen lachten, der kleine Graf aber blinzelte ſchelmisch mit den Augen und ſchenkte dem Diplomaten fortwährend aufs neue ein.

„Erzähle uns den Hergang der Sache!“

„Nein, nein, daraus wird nichts!“

Trotzdem erzählte er alles. Er wollte nicht loslegen, allein die neugierig auf ihn gerichteten Augen ſetzten ſeine Zunge in Bewegung. So erging es ihm allemal, wenn er beim Trinken des Guten zu viel that. Da fühlte er immer deutlich, daß er eigentlich nicht ein einzelner Menſch, ſondern aus

zwei Menschen zusammengesetzt sei. Der eine, der Sekretär, bewahrt seine offizielle Nüchternheit und schaut zu seinem Leidenwesen, was jener andere treibt. Der andere, ein leichtfertiger Kumpen, sitzt mit gekreuzten Beinen auf dem Divan, spricht überlaut, ja schreit beinahe und bewegt beide Hände wie die Flügel einer Windmühle. Der nüchterne Mensch entsetzt sich, auf seiner Stirne perlt kalter Schweiß, als er bemerkt, daß die Herren ringsum verwirrt an ihrem Schnurrbarte nagen, die Frauen erregt ihre Fächer bewegen. Der andere redet indes trotzdem mit schwerer Zunge weiter, denn er will beweisen, daß er nüchtern sei.

„Erzähle uns den Hergang der Sache,“ drängte der kleine Graf, schelmisch mit den Augen blinzeln.

Der Sekretär erzählte.

„Um, es ist eine recht eigentümliche Geschichte. Sie fängt damit an, daß ein hoher Herr heiraten wollte. Er wollte eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz oder eine von Lippe-Detmold oder eine von Ich=weiß-nicht-wo heimführen. Bevor er aber heiratete, mußte er verschiedene Dinge in Ordnung bringen. Zu diesen verschiedenen Dingen gehörte auch eine schöne Frau.“

Ihre Excellenz dort drüben in dem Palmenwinkel legte plötzlich den Fächer weg und erhob den Kopf.

„Wie hieß die schöne Frau?“ fragte der Rittmeister mit unschuldiger Miene.

Der Sekretär maß ihn mit einem Talleyrand-Lächeln.

„Das sage ich nicht. Wir Diplomaten erwähnen niemals Namen.“

Dann setzte er gemüthlich hinzu: „Ich kenne ihn übrigens gar nicht.“ (Er sagte dies so aufrichtig, daß man es ihm aufs Wort glauben konnte.) „Es genüge zu wissen, daß die schöne Frau auf dem Territorium unserer Gesandtschaft wohnte, weshalb wir betraut wurden, ihr einen Gatten zu suchen.“

Im Salon herrschte Totenstille, nur Seine Excellenz rührte gelassen in der Kaffeeschale. Die Baronin barg das Gesicht

hinter ihrem Fächer und ihre runden Schultern gerieten allmählich in eine Bewegung, als ob sie Esardas tanzten.

„Fand sich einer?“ fragte sie.

„Jawohl. Irgend ein Baron Dieppe.“

Das Gesicht der Hausfrau wurde totenbleich.

„Er war ein waderer Bursch,“ erzählte der Sekretär, dem das allgemeine Interesse sehr schmeichelte, weiter. „Die schöne Frau hatte nur eins an ihm auszusetzen; sie meinte, er sei ihr zu jung.“

„Jugend ist also ein Ehehindernis?“ fragte der Rittmeister.

„Natürlich, denn er sollte ja den Sohn der schönen Frau adoptieren, der beinahe so alt war, als er selbst.“

Der kleine Graf, der schon nicht mehr trank, sondern nachdenklich vor sich hinstarrte, wurde allmählich kreidebleich. Der schreckliche Sekretär streckte seine Beine bequem aus und fuhr selbstzufrieden fort: „Baron Dieppe nahm unsere Bedingungen an. Es hieß, er bekomme mit der Frau eine halbe Million und das Komturkreuz des Sankt-Johannes-Ordens. Wenn er sich einige Jahre anständig aufführe, erhalte er den Geheimrathstitel.“

Die rote Baronin warf einen raschen Blick auf Seine Excellenz, der freundlich lächelnd dasaß, und zog dann den Fächer wieder vors Gesicht.

„Alles war in Ordnung. Der Botschafter lud nun den Baron Dieppe in sein Palais, um uns mit ihm bekannt zu machen. Dies war der erste offizielle Schritt. Da geschah jenes Unheil. Wir waren in größerer Gesellschaft und hatten viel getrunken —“

„Aha!“ sagte der Rittmeister.

„Ja. Mir stieg der Wein zu Kopfe. Wie es kam, weiß ich nicht mehr — genug an dem: ich erhob mich und brachte auf Baron Dieppe einen Toast aus. Ich beglückwünschte ihn in meinem eigenen, sowie im Namen jener Macht, welche zu vertreten wir die Ehre hatten, daß wir unsere Unterhandlungen so schön zu Ende geführt hatten —“

Der Rittmeister bekam einen Lachkrampf, Seine Excellenz lächelte stillvergnügt, obwohl er nicht wußte, wovon die Rede war, und der Sekretär lachte ebenfalls.

Plötzlich schwieg er still. Der offizielle Mensch gewann in ihm wieder die Oberhand. Nun machte er schon eine Miene wie Bismarck in Versailles. Düster sprach er: „Ich glaube, es wurde ein Skandal daraus. An die Details erinnere ich mich nicht mehr. Soviel aber weiß ich, daß aus der Heirat nichts wurde und daß ich einen sechsmonatlichen Urlaub bekam.“

„Und die schöne Frau bekam keinen Mann?“ fragte der Rittmeister, den die Sache närrisch amüsierte.

„Ja doch. Irgend ein altes Nilpferd, das ich aber schon nicht mehr kenne —“

In diesem Augenblicke gewann Seine Excellenz die Stimme wieder. Es gab Leute in der Gesellschaft, die seine Stimme heute zum erstenmal hörten. Er ließ ein wunderliches, launiges Schnauben vernehmen, dann sagte er: „Jean, bringen Sie Wasser, viel kaltes Wasser!“

Der Sekretär knöpfte sich den Frack zu und sprach mit seinem Lächeln: „Seitdem mir dies passierte, trinke ich nicht mehr. Ich trinke niemals. Ein Diplomat darf nicht trinken!“

„Ein Glas Cognac ist noch gestattet,“ meinte der Rittmeister.

„Meinetwegen, es sei. Aber wo sind denn die anderen hingekommen?“

Die anderen waren inzwischen fast alle aus dem Salon verschwunden. Die Hausfrau war plötzlich unwohl geworden; ihre Freundinnen brachten sie auf ihr Schlafzimmer, wo sie sich unter entsetzlichen Krämpfen wand. Dem kleinen Grafen war der Wein unerwarteterweise zu Kopfe gestiegen. Er suchte einen Revolver, um jemand niederzuschießen. Seine Freunde machten ihn unschädlich und hielten ihn nun im dritten Zimmer fest.

Im Salon befanden sich außer dem Sekretär nur noch

Seine Excellenz und der Rittmeister. Seine Excellenz starrte mit sanftem Lächeln in den Rauch seiner Cigarre, der Rittmeister aber wollte von der Cognacflasche nicht lassen. Er konnte im Trinken schauerhaftes leisten.

Der Sekretär hatte jetzt die Vision, er befinde sich im Caféhause. Er klopfte mit seinem Löffel an die Schale.

Der Diener kam herein und meldete ihm, sein Wagen sei vorgefahren.

„Mein Wagen? Ich habe ja noch nicht soupiert!“ wunderte sich der Diplomat.

Die rote Baronin trat ein. Sie kam in Walzerschritten daher und befand sich in mutwilligster Laune; wie wenn ihr ein großes Glück widerfahren wäre. Sie flüsterte dem Rittmeister einige Worte zu, der dann den Sekretär am Arme nahm und ihn hinausführte. Die Baronin eilte ihm ins Vorzimmer nach.

„Herr Sekretär, Sie sind ein Goldmensch! Ein Mensch zum Küssen! Nicht wahr, Sie besuchen mich im Herbst auf meinem Schlosse? Die Hand darauf, daß Sie mich besuchen!“

Der Sekretär dachte nach.

„Ich bedauere, aber ich werde hierzu nicht die Zeit finden. Im Herbst muß ich wieder meine Stellung antreten —“

„Nein, nein, Sie werden schon Zeit haben! Ich weiß bestimmt, daß Sie Zeit haben werden — im Herbst und auch im Winter.“

Der Sekretär, in dem wieder der offizielle Mensch die Oberhand gewann, knöpfte sich den Frack zu, drückte seinen Hut schief aufs Ohr und entfernte sich mit Schritten, wie einstmals Bismarck vom Berliner Kongreß.

Die bequeme Frau.

„Du willst also Frau Mariska allen Ernstes heiraten?“

„Im vollsten Ernste. Du wirst mein Brautführer sein.“

„Es wäre mir lieber, wenn sich die Sache noch ein paar Jahre verschieben ließe. Ich bin schon zu sehr an deine Eigarthen und an deine Freundschaft gewöhnt.“

„So etwas soll man nicht verschieben.“

„Nicht wahr, du bist närrisch verliebt?“

„So verliebt wie diesmal war ich gewiß schon fünfmal in meinem Leben. Aber zur Frau hätte ich keine der frühern nehmen mögen.“

„Und Mariska magst du? Was du doch für unglückselige fixe Ideen hast!“

„Es ist keine fixe Idee, sondern Prinzip. Ich habe mir vorgenommen, nur eine bequeme Frau zu heiraten — nämlich eine für mich bequeme. Und aus Mariska wird die denkbar bequemste Gattin werden. Ich weiß das, denn ich kenne die Frauen und weiß in ihren Herzen zu lesen.“

„Ei, was hast du denn im Herzen der Frau Mariska gelesen?“

„Erstens, daß sie mich liebt —“

„Das ist nicht immer bequem.“

„Bei einer leidenschaftlichen, eifersüchtigen Frau nicht; Mariska aber liebt mich mit warmem Herzen und nüchternem Verstande. Aus ihr wird eine sanfte, kluge, geduldige Frau. Eine echte Gattin, die ihrem Manne alles verzeiht, und ihn um so mehr liebt, je mehr sie ihm zu verzeihen hat. Wenn ich zu Hause bin, habe ich eine Frau; gehe ich auf die Straße hinaus, so bin ich wieder Junggeselle. Ist das etwa nicht bequem?“

„Ximonade!“

„Will man gerade Champagner, so findet sich dieser auch außer dem Hause.“

„Wirst du dich in Frau Mariska nicht täuschen?“

„Nein, denn ich habe sie erprobt. Als ich mich mit ihr zu beschäftigen begann, gab sie sofort allen ihren Hofmachern den Laufpaß. Ich handelte nicht so; ich hofierte weiter und hofiere heute noch jeder schönen Frau, der ich begegne. Besonders aber Frau von Szentirmay. Mariska weiß das, sie sieht es, sie sagte mir aber mit keinem Worte und keinem einzigen Blicke, ich möge es nicht thun. Siehst du, darin erblicke ich schon die Allegorie unseres künftigen Ehelebens!“

„Dieses erbauliche Zwiegespräch führten zwei junge Männer. Der Schöpfer der Theorie von der bequemen Frau, Gyurka Tarjan, lag der Länge nach auf dem Diwan; sein unzertrennlicher Freund, der kleine Demjen, rauchte im Schaukelstuhle Cigaretten.“

„Siehst du,“ begann Gyurka Tarjan wieder, „ich habe meine Prinzipien. Gestern beispielsweise, als ich mit Mariska unter den Lindenbäumen spazieren ging, wurde ich ein wenig warm und gab ihr einen Kuß —“

„Rief sie es geschehen?“

„Ein wenig wehrte sie sich, jedoch nur anstandshalber. Als ich sie fragte, wann ich zu ihnen kommen könnte, um mit ihrer Mutter über eine für mich hochbedeutsame Frage zu sprechen, da sagte sie, ich möge heute Abend zum Thee kommen. Darauf küßte ich sie wieder.“

„Du wirst also heute um sie anhalten?“

„Keineswegs! Damit, daß ich mich gestern so schwach zeigte, machte ich ihr eine Konzession, welche mir für die Zukunft leicht gefährlich werden könnte. Diese Scharte muß ausgewetzt werden. Heute besuche ich sie nicht, sondern schreibe ihr, daß ich auf den Rennball gehe, weil ich mit Frau von Szentirmay die Quadrille tanzen muß. Und erst morgen Vormittag werde ich mit ihrer Mutter sprechen.“

„Höre, Gyurka, das ist etwas zu arg! Du bist eigentlich ein Narr!“

„Das bin ich nicht, ich ziehe mir nur eine bequeme Frau heran.“

Gyurka Tarjan setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb Frau Mariska, er könne heute ihrer freundlichen Einladung nicht nachkommen, da er mit Frau von Szentirmay tanzen müsse. Er schickte seinen Burschen mit dem Briefe ab.

* * *

Der Bursche bestellte den Brief und Frau Mariska las das Schreiben. Dann erbleichte sie, knüllte das Papier zusammen und warf es weg. Sie riß ihr Taschentuch entzwei, schickte ihr geängstigtes Stubenmädchen barsch aus dem Zimmer, schlug hinter ihr die Thüre zu und warf sich, wie ein trotziges Kind, mit einem schmerzlichen Schrei auf das Kanaapee. Ein sich herumwälzender brauner Spitzenknäuel, von welchem eine rötliche Haarmähne auf den Teppich herabfließt.

Später kauerte sie sich zusammen, nahm ihr Haupt in beide Hände und erwartete nun regungslos, mit geschlossenen Augen, daß geschehe, was geschehen müsse. Gleich wird etwas Entsetzliches vor sich gehen. Das Himmelsgewölbe wird einstürzen, unter betäubendem Krachen, die Sonne wird zum letztenmal auflobern, die Leute werden wehklagend in der Finsternis umherlaufen. Kurzum: die Welt wird untergehen.

Nach einer guten Weile erhob sie den Kopf. Der Sonnenglanz beschien fröhlich den Teppich, draußen pffte sich irgend ein Lehrlinge ein lustig Lied. Alles war so alltäglich, so nüchtern, als ob Gyurka Tarjan gar nicht mit Frau von Szentirmay tanzen wollte. Die Möbel des Zimmers hatten ihr gewöhnliches Aussehen, auch die Majolikakrüge, die Porzellanpagoden, die Malartsträucher und die hunderterlei bunten Kleinigkeiten, die eine launige Frau aus allen vier Richtungen der Windrose hatte zusammentragen lassen. Das Weltall wollte nicht aus Rand und Band gehen.

Sie erhob sich und setzte sich an ihren winzigen Schreibtisch. Den Kopf in die Hand lehrend, begann sie aufs neue zu weinen.

Die Bitterkeit, der tobende Zorn waren vergangen, ihr Herz war nur noch von Schmerz erfüllt und von heißer Teilnahme für das eigene Selbst. O, wie bedauerte sie sich! So jung, so schön und schon sterben zu müssen! Denn sie wird sterben, so viel ist gewiß. An Selbstmord dachte sie gar nicht, aber sie fühlte, daß sie sich nur hinzulegen brauche, um von selbst, ohne jede Anstrengung zu sterben und in dem Meere ihrer Thränen zu ertrinken.

Sterben? Damit Frau von Szentirmay eine Freude habe? Gerade nicht! Mit blitzenden Augen sprang sie auf. Sie riß vom Tische ein Duzend Bronze- und Porzellannippes herunter und schritt dann mit stürmisch pochendem Herzen im Zimmer auf und ab, wobei sie sich mit ihren weißen Zähnen die Lippen nagte. Nervös streichelte sie die Spitzen auf ihrem Busen.

Ei, diese Frau muß getötet werden! Und er, der Ungetreue, ebenfalls. Kann er nicht ihr gehören, so gehöre er niemandem. Sie nahm vom Tischchen ein türkisenbesetztes bosnisches Messer und betrachtete lange dessen gekrümmte Klinge. Sie stellte sich vor, wie das rote, dampfende Blut hervorquellen würde, wenn sie das Messer in jenes flatterhafte Herz versenkte — und erbleichend warf sie das Mordwerkzeug von sich. Nein, dazu ist sie zu feig! Sie konnte keinem Huhn ein Leid anthun.

Im Gefühle ihrer Ohnmacht fing sie wieder zu weinen an. — O, wie liebte sie diesen Gyurka Tarjan!

Ihre Mutter trat ins Zimmer. Mit feuerrotem Gesichte und hastigen Schritten.

„Mariska, schnell, stelle dir vor —“

Betroffen blickte die Frau ihre Tochter an.

„Was ist mit dir geschehen? Dein Negligé ist zerknüllt, dein Haar zerraut. Hast du wieder geweint?“

Eine stumme, trozige Kopfbewegung war die Antwort.

„Du solltest dich aber mit der Toilette beeilen. Gyurka Tarjan ist schon hier. Stelle dir vor: er hat sich erklärt! Er sagte, er werde dich auf Händen tragen und sein Vater habe die Besetzung Gelle auf ihn schreiben lassen. Ich sagte, du seiest Witwe und ich hätte kein Recht, mich in eure Sachen zu mengen.“

Mit großen Augen blickte Frau Mariska auf ihre Mutter, die mit außerordentlicher Wichtigthuerei fortfuhr: „Beeile dich, denn er kann nicht lange warten. Er muß auf den Rennball gehen. Er sagt, er habe dort unangenehme Verpflichtungen und könne nicht in Frieden hingehen, wenn du ihn nicht beruhigen würdest.“

Die Mutter eilte wieder zu dem Freier hinaus und ließ ihre Tochter allein.

Frau Mariska blieb eine gute Weile regungslos, mit leuchtendem Auge auf einem Flecke stehen, dann ließ sie einen leisen Aufschrei hören und begann zu lachen, ohne Unterlaß zu lachen, bis ihr die Thränen in die Augen traten und bis sie auf das Kanapee hinsank.

„Was bin ich doch für ein ungeschicktes, albernes Ding! So albern, so ungeschickt!“ wiederholte sie fortwährend, dann preßte sie sich plötzlich das Taschentuch in den Mund, damit sie niemand höre.

Es fiel ihr ein, daß sie sich ankleiden müsse. Vorher aber riß sie einen Japaneserfächer von der Wand, klappte ihn auf und tanzte damit solange um den Tisch herum, bis sie einen ihrer Schuhe verlor.

Dann stürzte sie nach dem Knopfe der elektrischen Glocke und drückte ihn solange, bis das erschrockene Stubenmädchen vor ihr stand.

Zwanzig Minuten später trat Frau Mariska ruhig in das Empfangszimmer. In tadelloser Toilette, modern frisiert, auf ihrem Gesicht mit jenem ceremoniösen, sanften Lächeln, welches, wie sie gut wußte, Gyurka Tarjan so sehr lieb hatte.

Die Heilige.

Es war an einem jener Spätherbsttage, da im Schatten schon Reiskrystalle erglänzen, während die Sonnenstrahlen noch ihre wärmende Kraft besitzen.

Auf dem großen, kahlen Gottesacker stand eine schwarze, stumme Menschengruppe um ein offenes Grab. Zum größten-
 teil Männer, meist Künstler und Journalisten.

Der Priester hatte sein Gebet beendet. Ein glattrasierter junger Mann brach sich zum Grabe Bahn. Er hielt eine Rede. Nur wenige kannten ihn. Er sprach mit ärgerlich falschem Pathos, doch seine sammetweiche Stimme that ihre Wirkung: so mancher zog vor Rührung sein Taschentuch hervor.

Ban aber, der großbärtige Ban, der bisher voll stumpfer Verzweiflung in die schwarze Grube gestarrt hatte, brach in bitterliches Weinen aus. Er schluchzte wie ein Kind.

Auch das nahm sein Ende. Einige der jungen Leute begaben sich nach der anderen Seite, um ein neu errichtetes Grabmal zu bekritteln, die übrigen schritten, durch das knisternde Laub der langen Platanenallee watend, langsam dem Aus-
 gange zu.

Einer seiner Freunde führte Ban zum Fiaker. Als er schon drinnen saß, eilte ein junger Journalist herbei und schüttelte ihm beide Hände.

„Ich hatte noch keine Gelegenheit — mein herzlichstes Beileid!“

„Meine arme Lida!“ flüsterte Ban mit schluchzender Stimme.
 „Sie war so gut, so schön und rein wie eine Heilige —“

Mit emporgezogenen Brauen und schier einfältigem Gesichtsausdruck sah er seinen Freund, der neben ihm saß, an,

als wollte er ihn zum Zeugen anrufen, daß er die Wahrheit spreche.

„Lida war eine Heilige,“ sagte der Freund bewegt.

* * *

Ich will nun von dieser Heiligen erzählen.

Es war zur Zeit, als es Van sehr schlecht ging. Er war herabgekommen, wie nur ein Künstler herabkommen kann. Man wies seine Bilder von den Ausstellungen zurück, die Kritik verhöhnte ihn, er selbst begann an seinem Talente zu zweifeln. Eine wunderliche Art von Trägheit legte ihm die Flügel seines Genies lahm. Er hörte auf zu arbeiten, interessierte sich für nichts mehr, vernachlässigte sein Äußeres und ging einher wie ein Menschenfeind. Als ihm dann das Geld ausging, nährte er sich wochenlang von Kaffee, den ihm die Kellner kreditierten.

Um die Vorwürfe seiner ungedulbigen Mietsfrau nicht anhören zu müssen, verbrachte er oft die Nächte wie ein Landstreicher auf den Bänken der öffentlichen Gärten. Hätte seine Mutter, die in einer kleinen Provinzstadt wohnte, das Elend ihres Sohnes sehen können, den sie in seiner Kindheit so gehätschelt, so verzärtelt und vor jedem Lufthauch geschützt hatte, sie würde sich beide Augen ausgeweint haben.

Eines Tages trat Lida in sein Atelier. In zierlichen Polkschritten, heiter gelaunt wie immer. Entsetzt ob der greulichen Unordnung, eilt sie zur Mietsfrau hinaus und kam mit einem Besen wieder zurück. Trillernd und zwitschernd stäubte sie die Skizzen an den Wänden ab und begann hierauf unter den herumliegenden Studien zu kramen.

„Du Einfaltspinsel!“ sagte sie zu Van. „Da liegt das Geld umher und du hast nichts zu essen.“

Sie trug ein paar Studien zum Kunsthändler. Im Rückwege kaufte sie Gewürze und Tabak.

Sie kochte Thee, brannte sich dann eine Cigarette an und blies den Rauch Van ins Gesicht.

„Was willst du hier?“ fragte der Maler.

„Soll ich dich am Ende verhungern lassen?“

Diese Lida kannte das ganze Künstlervolk, von den Professoren angefangen bis herab zu den fausthohen jungen Klectfern. Niemand wußte, woher sie war; es mochte recht tief her sein, denn sie war wunderbar anspruchslos, immer wohl-gelaunt und ein wenig ungezogen. Eines Tages erschien sie in der Künstlerkneipe mit einem Blumenkorbe in der Hand, die schöne Gestalt hin- und herwiegend und ihre weißen Zähne zeigend. Wer ihr gefiel, den duzte sie, mit den Zubringlichen war sie grob. Die Künstler rissen sich um das prächtige Modell, und von diesem Tage an gehörte auch sie, gleich so vielen rätselhaften Existenzen, zum Inventar der Ateliers.

Lida blieb bei Van.

„Warum malst du nicht?“

„Was soll ich malen?“

Das Mädchen löste sich die braune Haarmähne auf, nahm eine Palette und wirbelte damit in die Mitte des Zimmers hinein. Da stand sie in einer Pose, wie sie ein diplomierter Professor der Bildnerei nicht schöner hätte zu stellen vermocht. Sie hatte herrliche Arme.

Van malte sein bestes Bild: „Das Mädchen mit der Tamburine.“

Das Bild erhielt die goldene Ausstellungsmedaille. Van war mit einem Schlage, was er sein wollte. Der unverhoffte Erfolg zerstreute den Nebel, der auf seiner Seele lastete, und es strahlte wieder sonnige Wohllaune im Atelier.

Diese zwei Leute wirtschafteten auf eine seltsame Weise. Lida verstand alles, wußte aber eigentlich gar nichts rechtes. Vom Nähen zum Beispiel gerade so viel, daß sie Van einen Knopf an den Rock nähen konnte; ihre Haushaltung aber bestand darin, daß sie jeden Abend zum Selscher oder zum Krämer lief und dann mit Zeitungspapier den Tisch deckte.

Gewöhnlich befand sie sich in rosigster Laune. Sie konnte dann riesig viel Dummheiten zusammenplaudern, oder sich

mit Van herumtummeln. Gerieten sie aber in Streit, was mitunter vorkam, so vermochte sie ganz wunderbarlich grob werden. Nicht selten wurde Van sogar eifersüchtig. Wenn unten auf der Straße ein Säbel vorüberfahnte, war Vida mit einem Sprunge am Fenster.

„Ich habe das Militär außerordentlich gern, fast so gern wie dich.“

Ein hoher Kunstfreund besuchte eines Tags das Atelier. Van warf verwirrt einen Rock um. Vida, die wie gewohnt am Tische saß und mit einem großen bosnischen Messer eben Nettich schnitt, schlenkerte mit den Füßen gleichgültig weiter.

Van kramte in seinen Studien herum und warf dabei Vida wütende Blicke zu.

„Sei doch höflich!“ flüsterte er ihr zu. „Das ist ein großer Herr!“

Höflich? O, Vida verstand auch das. Sie schnitt eine Spalte Nettich ab, steckte sie auf die Messerspitze und überreichte sie in Begleitung eines artigen Knickses dem hohen Herrn.

Eines Tages wieder kam eine alte Frau in das Atelier. Eine weißhaarige, schöne alte Frau, mit strengen Mienen, ganz in Trauer gekleidet. Im Garten wartete ein Dienstmann mit einer Reisetasche in der Hand.

Mit weit geöffneten Augen durchforschte die Frau den von exotischem Kram so bunten Raum, dann redete sie Vida hochfahrend an: „Ich scheine den richtigen Weg verfehlt zu haben. Ich suche Van, Herrn Van, den Maler, den Künstler —“

„Van ist nicht zu Hause. Vielleicht abends —“

„Er wohnt also hier? Und Sie, was suchen Sie hier?“

Vida ahnte in der zornig dreinschauenden, alten Frau instinktiv eine Feindin. Herausfordernd hob sie das Haupt mit dem wirren Haare empor: „Ich bin zu Hause, denn ich wohne hier.“

„Sie wohnen hier?“ fragte die Frau empört. „Sind Sie denn Vans Frau?“

Eine seltsame Bitterkeit bemächtigte sich des Mädchens.

„Ich bin mehr als seine Frau. Ich bin sein Modell, seine Magd, seine Pflegerin, sein Alles. Und mich wird von hier niemand verjagen.“

Die Frau machte eine feindselige Geste mit dem Sonnenschirm; sie schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber und verließ plötzlich wortlos das Zimmer.

Das Mädchen aber warf sich der Länge nach auf das Bärenfell und wartete voll Ungeduld auf Van. Als die Dämmerung heranbrach, überkam Vida in dem grobstenstrigen Raume das Gefühl arger Verlassenheit; Sie hätte weinen mögen, ohne recht zu wissen weshalb.

Endlich trat Van ins Zimmer. Wortlos warf er seinen Hut auf den Tisch.

„Meine Mutter war hier,“ sagte er nach einer längeren Pause in düsterem Tone.

„Und nun willst du mich davonjagen?“ rief das Mädchen aufspringend.

Der Maler blieb eine Weile die Antwort schuldig.

„So darfst du nicht sprechen,“ sagte er endlich. „Ich jage dich nicht weg; dazu waren wir viel zu gute Freunde. Wir werden es auch künftighin bleiben. Allein, du weißt, meine Mutter ist eine Provinzfrau. Dann hat sie auch recht: ich muß ein ordentliches Leben beginnen —“

„O, mich braucht man nicht davonzujagen, ich kann auch selbst weggehen.“

Van ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Nicht so, Vida. Sprechen wir heute gar nicht davon — morgen wird sich das weitere finden.“

Der Gedanke, daß sie die Nacht noch hier verbringen sollte, trieb ihr das Blut ins Gesicht.

Sie blieb keine Stunde länger. Nachdem sie ihre Sachen zusammengesucht hatte, ging sie. —

Ihre sämtlichen Habseligkeiten hatten in einem großen Tuche Platz. Ihren neuen Hut (es war der erste, den sie

in ihrem Leben getragen) packte sie auch in das Tuch. Um den Kopf band sie sich ein weißes Foulardtuch.

„Nun gehe ich —“

Ban erhob sich von seinem Sessel.

„Halt, Lida. Du hast so viel für mich gethan, hast dich so viel für mich geplagt — es wäre mir lieb, dir alles das mit etwas erwidern zu können. Ich hätte gern, daß du etwas von mir annähmest —“

Er suchte in seinen Taschen. Was er darin an Banknoten fand, knüllte er zusammen und drückte es Lida in die Hand.

„Sei vernünftig, Lida. Du machst mich böse, wenn du es nicht annimmst.“

Lida machte ihn nicht böse. Gesenkten Hauptes verließ sie mit dem Gelde in der Hand die Wohnung. Ban wollte ihr noch etwas nachrufen, er besann sich aber eines Besseren. Wenn es schon sein muß, ist es gescheiter, man macht es kurz.

Der Maler verbrachte die Nacht sehr unruhig. Möglicherweise schlief er überhaupt nicht. Gegen Morgen fiel ihm seine Mutter ein. Er stand auf und kleidete sich an, um sie im Gasthose zu besuchen. Als er die Thür öffnete, die aus dem Atelier nach dem kleinen Garten führte, blieb er betroffen stehen.

„Lida!“

Lida saß auf der Treppe, das Haupt auf die Hand gebeugt. Zusammengekauert saß sie da, in dumpfer Verzweiflung, krank, und zitternd vor Kälte, wie ein frierender Vogel, der den Wanderzug versäumt hat. Ihr Gesicht war erschreckend fahl.

„Lida, Lida, du bist doch nicht die ganze Nacht hier gesessen?“

„Ich dachte, du würdest mich schon zurückrufen. Ich wartete und wartete —“

Sie sprach in leisem Tone und ihre Stimme klang so schwach, als ob sie aus einem tiefen Keller käme.

Ban half ihr auf, umfaßte sie und geleitete sie langsam ins Zimmer. Ihr Antlitz hatte sich während dieser Nacht sehr verändert. Ban fand es beinahe fremd.

„Meine Kleider sind draußen auf der Treppe; bringe auch sie herein, daß sie niemand davonträgt.“

Was an warmen Decken nur im Hause war, das breitete Ban alles über sie. Und trotzdem fror sie. Dazu sagte sie fortwährend: „Die Nacht war so lang! Ich habe bisher nicht gewußt, daß eine Nacht so lange währen kann —“

Zu Mittag wollte sie aufstehen, um das Mahl zu bereiten, sank aber kraftlos auf den Diwan zurück. Bisher hatte sie immer über Kälte geklagt, gegen Abend brannte ihre Stirn in Fieber und ihre Augen glänzten.

Ban wich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite. Wohl zehnmal fragte er sie: „Du bist mir nicht böse, nicht wahr, Lida, du bist mir nicht böse?“

„Nein — aber laß mich nicht ins Spital bringen!“

Vor dem Spital hatte sie große Angst. Sie kannte es als ein großes, düsteres Haus, in das man die Leute lebend hinein- und tot heraus trägt.

„Ich lasse dich nicht mehr von mir, nie, nie mehr!“ versicherte ihr Ban.

Lida zwinkerte glücklich mit den Augen. Bald darauf versank sie in fieberisches Träumen. In ihrer Phantasie erschien ihr eine zornig blickende, alte Frau, die sie auf die Straße hinausjagen wollte.

Zeitweilig fuhr sie aus diesen Träumen empor. Da sagte sie dann allemal zu Ban: „Nicht wahr, ich bin dumm?“

Einmal bei Nacht erklärte sie, daß sie sich schon wohler fühle. Sie fühle keine Schmerzen, nur noch ein wenig Mattigkeit. Ban atmete erleichtert auf. Nach langem Nachtwachen legte er sich dann endlich auch einmal nieder.

Als er beim Morgengrauen zu Lida hinging, lag das Mädchen, die Arme auf die Decke gestreckt, regungslos in ihrem Bette. Die arme Lida sah aus wie eine Tote.

„Lida, Lida!“

Sie rührte sich nicht. Ihre Hand war kalt und starr. Lida war gestorben.

Der Maler empfand etwas, wie wenn ein schwerer Schlag auf seinen Kopf herniedersauste. Er fiel auf die Kniee und rief unter erstickendem Schluchzen das Mädchen beim Namen.

Als er aus seiner ersten Verzweiflung erwachte, betrachtete er lange aufmerksam das Gesicht Lidas. Eine edle, reine Ruhe lag auf demselben, um ihre Lippen spielte das geheimnisvolle Lächeln der Toten.

Damals sagte Van zum erstenmal, was er später, zur Verwunderung seiner Freunde, über diese von der Straße aufgelesene, kleine Landstreicherin so oft wiederholte: „Sie war so gut, so schön und rein wie eine Heilige!“

Die räthelhafte Witwe.

1.

Dobozy und Angyal saßen beim Scheine der rotschirmigen Lampe auf dem Diwan des Rauchzimmers und unterhielten sich über eine blonde Frau. Die nächtliche Stille, die seltsame Beleuchtung, welche auf die Schilde und Streitärzte an der Wand einen purpurnen Widerschein warf, dann der starke syrische Tabak, dessen Qualm das Zimmer erfüllte, übten auf beide eine solche Wirkung, daß sich ihre Phantasie nach geheimnisvollen Regionen zu sehnen begann.

Angyal besaß hierzu ein Recht, sein Freund Dobozy, der Grundbesitzer, schon weniger. Sie unterhielten sich von recht abstrakten Dingen, wiewohl von einer blonden Frau die Rede war, die mit ihren hübschen Füßchen gar sicher auf dem Boden des Realen stand.

„Ich will dir etwas sagen,“ sagte Dobozy nach einer langen Pause. „Du wirst mich nicht für indiscret halten und sie deshalb nicht geringer schätzen; sie ist ja eine tugendhafte Frau —“

„Tugendhaft! Sonst nichts? Was ist Tugend, was ist Sünde? Ein Wort, eine Vorstellung — Ansichtssache.“

„Schon gut. Du weißt, daß ich ihr hofiere. Das heißt, so weit man einer solch unzuverlässigen, unberechenbaren Frau hofieren kann. Ich liebe sie zum Verrücktwerden, beobachte jedoch ihr gegenüber eine zuwartende Haltung. In dem Augenblicke, da sie es will, werfe ich mich ihr zu Füßen, aber nur, wenn sie es will. Blamieren mag ich mich nicht.“

„Richtig. Und dann?“

„Vorgestern schien es mir, daß sie es nun schon wolle. Wir machten einen Ausflug zur türkischen Ruine, und als wir zurückkehrten, war es dunkel geworden. Wir beide gingen

der Gesellschaft voraus und machten auf der Steinbrücke Halt, um die übrigen zu erwarten. Es war schon ganz finster, die Fichten am Ufer verhüllten den Mond und unter uns erglänzte nur zeitweilig der weiße Schaum des rauschenden Wildbaches. Am Brückengeländer standen wir nebeneinander — da fühle ich auf einmal, wie die Frau ihre Hand auf meinen Arm legt. Leise sagte sie zu mir: „Ich sehe Ihnen jetzt in die Seele hinein, lieber Freund, als ob sie aus Glas wäre. Und auch Sie lesen in der meinigen, nicht wahr? Sprechen Sie nicht — es ist alles gut!“

„Eine sonderbare Rede, nicht wahr? Ich erwiderte nichts. Die anderen hatten uns indessen eingeholt. Später saßen wir im Kurhotel beim Abendmahl beisammen. Die Frau nahm kaum etwas zu sich und war auffallend still. Eine Art süßer Schlassheit bemächtigte sich ihrer sonst so lebhaften Schelmenlaune. Sie lächelte zuweilen und blickte mich verstohlen an. Aus all dem durfte ich wohl mit Recht folgern, daß sie nun schon wolle, nicht wahr?“

„Was geschah weiter?“ fragte der Schriftsteller.

„Für gestern verabredeten wir einen neuen Ausflug und zwar ins Bocksthal. Die Gesellschaft machte sich in sechs Wagen auf den Weg. In einem derselben saß ich mit der schönen Frau. Sie war unterwegs entzückend lieb. Auch draußen war sie bis zur Faule in der prächtigsten Laune. Da begannen die Zigeuner ein dummes ekliges Lied zu spielen:

„Meine Mutter ist an allem schuld —“

Die Frau lauschte lange träumerisch dem Liede. Sie lauschte und gab auf meine Fragen nur kurze traurige Antworten.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte ich teilnehmend.

„Nichts!“

Ihr Gesicht war bleich, nervös nagte sie an ihren Lippen. Ich wagte sie nicht mehr anzureden, denn ich fühlte, das sich ihre Seele allmählich mit unendlicher Bitterkeit füllte. Es verletzte sie meine Stimme, jede meiner Bewegungen; sie

findet mich unausstehlich, albern und hassenswert. — Sie erhob sich, verließ die Gesellschaft und setzte sich allein auf einer entfernten Bank nieder. Ich folgte ihr und sah betroffen, daß ihr Thränen in den Augen standen und ihr Gesicht in namenlosem Schmerze zuckte.

„Irma, um Himmels willen, was ist Ihnen?“

„Lassen Sie mich!“ zischte sie erregt.

Sie stand auf und brach zu meiner großen Überraschung in Weinen aus. Ich nahm sie bei der Hand, sie stieß mich zurück. Nun gewann der männliche Stolz in mir die Oberhand und ich näherte mich ihr nicht mehr —“

„Und dann?“ forschte der Schriftsteller.

„Eine halbe Stunde später bestieg sie auf einmal ihren Wagen und fuhr, ohne von jemand recht Abschied zu nehmen, allein nach Hause. — Aber das ist noch nicht alles. Als wir abends zurückkehrten, fuhren wir an ihrer Villa vorbei. Die Frau war mit ihrer Schwester auf dem Balkon und lachte uns fröhlich entgegen. Als sie meines Wagens ansichtig wurde, warf sie mir eine Handvoll Rosen nach und rief mir heiter zu: „Gute Nacht, Dobozy!“ — Nun, Freund, was sagst du dazu? Was soll ich von dieser plötzlichen Veränderung halten, was verursachte dieselbe? Sie dürfte ein Geheimnis haben, das sich mir vielleicht niemals enthüllen wird. Ihre Mutter ist an allem schuld. Woran mag sie schuld sein?“

Erregt sprang Dobozy von dem einen Diwan auf, um sich auf dem anderen niederzulassen. Ungyal bewahrte indessen seine Gelassenheit. Nachdenklich sagte er: „Zedensfalls ist sie eine sehr interessante Individualität. Ein Einblick in ihre Seele würde sich lohnen. In dieser Seele sind geheimnisvolle Kräfte thätig, die der Frau selbst unbekannt sind. Diese seelischen Strömungen leiten sie und sind auf sie von größerem Einfluß, als die Eindrücke der äußeren Welt und ihre natürlichen Instinkte. Sie haben mehr Einfluß auf sie als Hunger, Liebe, Kälte und Hitze. Hast du

noch nicht bemerkt, daß zeitweilig auch ihr Antlitz müde und traurig ist wie ein Herbstabend, ein andermal wieder frisch und jungfräulich wie ein Frühlingsmorgen? Auch ihr Haar ist einmal goldgelb, dann wieder ganz fahl. Und erst ihre Augen? Ich habe ihre Augen beobachtet und fand sie bald gütig und rein, bald wieder bössartig und gefährlich. Diese Augen sind übrigens einmal grünlich-gelb, dann wieder grau oder blau. Auf der Iris schlängeln sich bisweilen winzige Goldreptilien hin, ein andermal ist sie wieder glanzlos und kalt wie ein Glasauge. Was ist das? Weshalb ist das so?"

Verstimmt unterbrach ihn Dobozy.

„Sie hat Launen, das ist alles.“

„Nur das glaube nicht“, sagte Ungyal. „Wie in allem, so herrscht auch in dieser Frauenseele Logik, nur verstehen wir sie nicht. Würde ich sie näher kennen, so fände ich vielleicht den Schlüssel ihrer Seele und könnte dir das Problem lösen.“

2.

Hier die Lösung des Problems.

Als die Gesellschaft am Tage vorher sich zum Ausfluge nach dem Bocksthal vorbereitete, wartete die blonde Frau voll Ungeduld auf ihren Schuster. Der Schuster erschien auch, und die blonde Frau fiel ihm vor Freude fast um den Hals.

„Sie kommen gerade zurecht, Herr Meister; wenn Sie sich noch um eine halbe Stunde verspäteten, hätte ich in den Strümpfen nach dem Bocksthal fahren können; der Buda-
pester Halunke hat mir die Schuhe nicht geschickt, mein letztes Paar aber ist gestern zu Grunde gegangen, als ich in den Bach hineinpatzte. Lassen Sie mich das Meisterwerk sehen!“

Für Provinzschuhe waren sie hübsch genug. Die Frau zog sie an und spazierte mit geräuschvollen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Na, sie sind nicht einmal so schlecht! Ob sie aber nicht zu kurz sein werden?“

Der Meister drehte sich den Schnurrbart und sagte: „Sie

passen Ihnen so gut, gnädige Frau, als ob sie Ihnen auf den Fuß gegossen wären. Ein gut zugeschnittener Schuh kann die Zehen auch später nicht klemmen, denn der Fuß steht darin fest und gleitet nicht nach vorne.“

Dann wollte er der gnädigen Frau noch ein Kompliment zu ihrem Fuße machen und noch ein paar Bissigkeiten auf die hauptstädtischen Schuster sagen, die blonde Frau eilte indes schon zu ihrem Wagen, der unter dem Fenster bereit stand.

Bis zur Pause ging alles gut, dann aber — nun ja, dann fühlte die blonde Frau auf einmal, daß sie sich kaum auf den Füßen zu erhalten vermag, so sehr drückten sie die neuen Schuhe. Der linke begann ihre Zehen auf einmal grausam zu pressen, der andere aber wollte hinter seinem Genossen nicht zurückstehen, so daß die blonde Frau die Empfindung hatte, als säße sie am offenen Krater eines Vulkans, ihre armen Füßchen in der glühenden Lava badend. Sie vermochte vor Schmerz kaum Atem zu holen und es fehlte nicht viel, so wäre sie in Thränen ausgebrochen. Sie hätte den elenden Pfuscher, der sich den Schustertitel beizulegen wagte, ermorden mögen — am liebsten aber hätte sie die Schuhe sofort von den Füßen gezogen.

Die Leute mochten ihrem Gesicht etwas angesehen haben, denn man begann sie alsbald mit Fragen zu quälen. Vor allen Dobozzy. Ob sie sich unwohl fühle? Ob ihr etwas fehle? O, die blonde Frau fühlte, daß man sie mit diesen entsetzlich albernen Fragen töten werde, wenn diese mörderischen Schuhe dieses traurige Werk nicht schon früher vollbringen.

Sie vermochte diese theilnahmsvollen Gesichter nicht länger anzusehen. Sie stand auf und schleppte sich zu einer entfernten Bank hin. Unterwegs kam ihr ein Bild in den Sinn, das sie im Saale des Budapester Schwurgerichtes gesehen hatte: man läßt eine barfüßige Dame über glühende Eisenplatten spazieren. — Das mag auch nicht sehr angenehm gewesen sein!

Mit schmerzvollem Reide sah sie den jungen Leuten zu, wie

sie sich in ihrem bequemen Schuhwerk auf dem Rasen herumtummelten. Dann malte sie sich, wiewohl sie sonst ein Herz voll Erbarmen hatte, mit grausamer Wonne die Strafe aus, die sie dem niederträchtigen Schuster angedeihen lassen würde, wenn es in ihrer Macht stünde. Eiserne Schraubenstiefel ließe sie ihm anlegen und selbe aufs engste zusammenziehen.

Und wieder kam ihr Dobozy auf den Hals. Die Frau brach in nervöses Weinen aus, bestieg dann rasch entschlossen ihren Wagen und fuhr nach Hause.

Nach Hause! Als sie sich da die beiden Folterinstrumente durch das Stubenmädchen von den Füßen ziehen ließ, breitete die blonde Frau die Arme aus und rief in wonnigem Kausche: „Aaah!“

3.

Drei Tage später promenierte die blonde Frau, lächelnd und reizend wie immer, im Parke. Ihre Füße steckten in hübschen, beschnallten Lackschuhen; auf den ersten Blick konnte man daran das Werk des hauptstädtischen Künstlers erkennen. Es waren schmale, anliegende Schuhe, aber dennoch so bequem, daß man darin mit den Zehen hätte Klavier spielen können.

Vor dem Musikpavillon traf die blonde Frau mit Dobozy zusammen. Der junge Mann wagte sich ängstlich in ihre Nähe, das sonnige Lächeln der Frau verlieh ihm aber bald seinen gewohnten Mut.

Sie gingen eine gute Stunde miteinander spazieren. Danach suchte Dobozy, mit einer Rose im Knopfloche, die des Morgens an dem Busen der blonden Frau geduftet hatte, seinen Freund auf. Geraume Zeit sprachen sie über gleichgültige Dinge, endlich aber rückte Dobozy mit seinem Geheimnis heraus: „Wir sind schon in Ordnung, ich und Irma. Sie hat eingewilligt, meine Frau zu werden.“

„Ich gratuliere.“

Das Problem der jungen Witwe aber hatte dennoch keiner gelöst.

Baron Rebus und andere Novelletten.

Inhalt.

	Seite
Baron Rebus	3
Frau Lieutenant	14
Der letzte Ball	23
◀ Wechselfieber	30
Der Seeräuber	43
◀ Ein Schönheitsfehler	50
Wiß Will	57
Frühlingsfieber	64
Fräulein Iza	69
Das Ballkleid	75
Der Sekretär	82
Die bequeme Frau	89
◀ Die Heilige	94
Die rätselhafte Witwe	102



Humoristische Werke

aus Ph. Reclams Universal-Bibliothek.

- Balázs, Alexander**, Heitere Lebensbilder. Humoresken. Aus dem Magyarischen von Dr. Adolph Kohut. Preis 20 Pf.
- Bandlow, H.**, Stratenfegels. Humoristische Geschichten. 2 Bde. à 20 Pf.
- Berczik, Arpád von**, Ehestandsgeschichten und andere Humoresken. Deutsch v. Dr. A. Kohut. 20 Pf.
- Berger, Ernst, L. M.**, Ehe man Chemann wird und andere Humoresken. 20 Pfennig.
- Berges, Americana.** Humoristische Skizzen aus dem amerikanischen Leben. 4 Bände. à 20 Pf.
- Beetschen, Alfr.**, Flegeljahre der Liebe. 20 Pf.
- Blumauer, Alois**, Virgils Aeneis. Travestie. 40 Pf. — In elegantem Leinenband 80 Pf.
- Bögh, Erik**, Humoristische Vorlesungen. Aus dem Dänischen von Wilhelm Lange. 2 Bände. à 20 Pf.
- , Der Theaterkobold. Humoreske. 20 Pf.
- Bornstein, A.**, Der Theaterarzt und andere Humoresken. 20 Pf.
- Böttcher, Georg**, Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Neue Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Bunte Reihe. Humoresken. 20 Pfennig.
- , Schurrige Kerle und andere Humoresken Mit drei Illustrationen von Jul. Kleinmichel. Preis: 20 Pf.
- Brentano, Frik**, Heitere Geschichten. 4 Bde. à 20 Pf.
- Bürger, G. A.**, Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Preis: 20 Pf. — In Leinenband 60 Pf.
- Crome-Schwiening, C.**, Allerhand Humoristische Kleinigkeiten. Novelletten und Skizzen. Preis: 20 Pf.
- Cronheim, R.**, Fähnrichsgeschichten. Humoresken. 20 Pf.
- Daudet, Alphonse**, Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon. Preis: 20 Pf.
- Degen, Alex. von**, In der Kaserne. Aus den Memoiren eines Reservisten. Preis: 20 Pf.
- , Aus dem Militärleben. 4 Bände. à 20 Pf.
- Denison, M. A.**, So'n Mann wie mein Mann. Eine Ehestands-Humoreske. Preis: 40 Pf. — In Leinenband 80 Pf.
- Detmold, Joh. Herm.**, Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerschaft. Satiren. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Eckstein, E.**, Humoresken. 2 Bände. à 20 Pf.
- , Besuch im Carcer. Humoreske. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Fischart, Johann**, Die Flohhaß. Humoristisches Gedicht. Erneut und erläutert von Karl Pannier. Preis: 20 Pf.

- Fischart, J.**, Das Jesuiterhülftlein. Satirisches Gedicht. Erneut und erläutert v. Karl Pannier. Preis: 20 Pf.
- , Das glücklichste Schiff von Zürich, nebst dem Schmachspruch und Rehrab und einigen verwandten Gedichten. Erneut und erläutert von Karl Pannier. Preis: 20 Pf.
- Fließ, Erich**, Außer Reich und Glied. Humoresken 20 Pf.
- Gandy, Fr. Frhr.**, Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. 20 Pf. — In eleg. Leinenband 60 Pf.
- , Schülerliebe und andere Humoresken. Preis: 20 Pf.
- Habberton, John**, Helene's Kinderchen. Humoreske. Deutsch von M. Greif. 40 Pf. — In eleg. Leinenband 80 Pf.
- , Andrer Leute Kinder oder Bob und Teddi in der Fremde. Deutsch von M. Greif. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- (Beide vorgenannte Werke in einem höchst eleg. Ganzleinenband mit Goldschnitt 2 M.)
- , Frau Marburgs Zwillinge oder Mütterchens Leiden und Freuden. Deutsch v. M. Greif. 20 Pf. Geb. 40 Pf.
- Jahn, Ernst Reinh.**, Humoristische Erzählungen. Pr.: 20 Pf.
- Jerrold, Douglas**, Frau Raubels Gardinenpredigten. Deutsch von Dr. Carl Tornow. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- Junggesellenbrevier**. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Kunige, Adolph Freiherr**, Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman. Preis: 20 Pf.
- Kock, Paul de**, Der bucklige Laquinet. Komischer Roman. Deutsch von S. Denhardt. Preis: 40 Pf.
- , Herr Krautkopf sucht seine Frau. Roman. Pr.: 20 Pf.
- Köhler, Br.**, Dies und Das. Humoresken. Preis: 20 Pf.
- Kortum, Dr. Carl Arnold**, Die Jobstade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen. Mit einer literarhistorischen Einleitung von Friedrich Schnettler. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- Kracowizer, Dr.**, Naturgeschichte des österreichischen Studenten. Gymnasial-Humoresken. Preis: 20 Pf.
- Krahnigg, Rudolf**, Militär-Erinnerungen eines österreichischen Artilleristen. Skizzen und Bilder. Pr.: 20 Pf.
- Kraus, Oskar**, ΜΕΤΡΙΑΣ. Die Metriade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben. Preis: 20 Pf.
- Lennig, Friedrich**, Etwas zum Lachen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Lenz, Philipp**, Militärische Humoresken. 5 Bände. à 20 Pf. — Zus. in 1 eleganten Leinenband 1 M. 20 Pf.
- Lichtenberg, Georg Christ.**, Ausgewählte Schriften. Herausgegeben u. mit Anmerkungen von Eugen Reichel (Eugen Leyden). Preis: 80 Pf. — In eleg. Leinenband 1 M. 20 Pf.
- Liebesbrevier**. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

- Mark Twain**, Ausgewählte Skizzen. 5 Bde. à 20 Pf.
- Maurit jun., J. van**, Ein Journalistenstreich u. andere Humoresken. Aus dem Holländischen übersetzt von C. Otten. 20 Pf.
- Märzroth, Dr.**, Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Geschichten. 4 Bände. à 20 Pf.
- Merth**, Volksschullehrers Freud und Leid. 20 Pf.
- Meschtscherzki, W. P.**, Einer von unsern Moltkes. Skizzen aus dem serbisch-türkischen Krieg. 40 Pf.
- Mikulitsch, W.**, Mimis Badereise. 20 Pf.
- Müller, Joh. Gottw.**, Siegfried von Lindenberg. 20 Pf.
- Nötel, Louis**, Vom Theater. Humoristische Erzählungen. 5 Bände. à 20 Pf.
- Pohl, Rob.**, Poppis Soldat und andere heitere Bilder und Geschichten. 20 Pf.
- Pauli, R.**, Theater-Humoresken. Mit 5 Illustrationen. 20 Pf.
- Pözl, Eduard**, Kriminal-Humoresken. Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichtssälen. 3 Bändchen. à 20 Pf. Alle 3 Bde. mit 8 Abbildungen zus. in 1 Bd. gebunden 1 M.
- , Der Herr v. Niglerl u. andere humor. Skizzen. Preis: 40 Pf.
- , Rund um den Stephansturm. Preis: 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- , Wien. 1. Bd. Skizzen von E. Pözl. 2. Bd. Alt-Wiener Studien von E. Hoffmann. 3. Bd. Neues humoristisches Skizzenbuch von E. Pözl. 3 Bände. à 20 Pf.
- , Die Leute von Wien. Neue Folge ausgewählter Skizzen. Preis: 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- Rákosy, B.**, Mein Dorf und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
- Roe, Edwin P.**, Wie sich jemand in seine Frau verliebt. Eine amerikanische Dorfgeschichte. Preis: 20 Pf.
- Roehl**, Freilichtbilder. Humoresken. 20 Pf.
- Saphir**, Meine Memoiren und anderes. Preis: 20 Pf.
- , Humoristische Vorlesungen. 3 Bände. à 20 Pf.
- , Humorist.-satir. Novelletten u. Bluetten. Preis: 40 Pf.
- Schlicht, Frhr. von**, Militaria. Heitere Soldatengeschichten. Preis: 20 Pf.
- Schnadahüpfel, Tausend**. Gesammelt u. mit Einleitung, erklärendem Wörterverzeichnis und acht Singweisen herausgegeben von Fritz Gundlach. Geb. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- Schonthan, Franz und Paul von**, Kleine Humoresken. 4 Bände. à 20 Pf.
- , Paul von, Kindermund. Gesammelte Aussprüche und Scenen aus dem Kinderleben. Preis: 20 Pf. — In elegantem Leinenband 60 Pf.
- , Paul von, Der Ruß. Gereimtes und Ungereimtes über den Ruß. Pr.: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

- Schröder, Willem**, De Plattdüdsche Sprüchwörder=Schatz, d. i. Duſend plattdüdsche Sprüchwörders van A — Z, Oſtfreſſiſche, Oldenborgiſche, Hannoversche, Holſteeniſche, Mecklenbörgiſche u. A. En ſpaſig un lehrriek Boek för lütje un groote Lühbe. Preis: 20 Pf.
- , Plattdüdsche Leeder un Döntjes. 20 Pf.
- , W. und A., Humoresken. 7 Bände. à 20 Pf.
- Sienkiewicz, S.**, Die Dritte. Eine heitere Erzählung aus dem Künſtlerleben. 20 Pf.
- Stell, Luſtigi Thurgauer Geſchichte.** Humoresken in Thurgauer Mundart. Preis: 20 Pf.
- , Studentenrache und andere heitere Geſchichten. 20 Pf.
- Sterne, Laurence**, Empfindſame Reiſe durch Frankreich und Italien. Dſch. v. Fr. Hörſek. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Leben und Meinungen des Herrn Triſtram Shandy. Dſch. v. A. Seubert. Preis: 1 M. — In eleg. Zubd. 1 M. 50 Pf.
- Tagebuch eines böſen Buben.** Geb. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- Tann-Bergler, Ottokar**, Alt-Wiener Ränke u. Schwänke. Ein Duzend Hiſtorietten. Preis: 20 Pf.
- Tewſik, Mehemed**, Die Schwänke des Naſr-ed-din und Buadem. Deutſch von Dr. E. Müllendorff. Preis: 20 Pf.
- Tillier, Claude**, Mein Onkel Benjamin. Social-Roman. Deutſch von H. Denhardt. Preis: 40 Pf.
- Vacano, E. M.**, Humbug. Eine wunderliche Hiſtorie. Preis: 20 Pf.
- , Komödianten. Erzählung. Preis: 20 Pf.
- Velde, C. F. van der**, Das Liebhaber-Theater. Humoreſke. aus dem erſten Zehntel des 19. Jahrhunderts. Preis: 20 Pf.
- Viola, Max**, Die Nadel der Kleopatra u. andere Humoresken. Preis: 20 Pf.
- Volger, Eduard**, Allerhand Dummheiten. 20 Pf.
- Webers Demokritos.** 1. Bb.: Das Lachen. 2. Bb.: Was iſt lächerlich? 3. Bb.: Das Weib. 4. Bb.: Der Humor. Preis: à Band 20 Pf.
- Weißfog**, Das große Loos. In eglischen anmuthigen Hiſtorien. 20 Pf.
- Weiß, Julian**, Von der heiteren Seite. Deutſche Humoresken aus Ungarn. Preis: 20 Pf.
- Wolzogen, Alfred Freiherr von**, Zwei Humoresken. (Die Unke. — Lori.) Preis: 20 Pf.
- Zacharia, J. F. Willh.**, Der Renommist. Ein ſcherzhafteſes Heldengebild. Preis: 20 Pf.
- Zichotte, Heinrich**, Tantchen Roſmarin. — Das blaue Wunder. Zwei Humoresken. Preis: 20 Pf.

eleg. g.

811.

20 Pfennig.

203 für
12 Kr. ö. B.

Universal-Bibliothek

3657

Baron Rebus

und

andere Novelletten

von

Franz Herczeg.

Aus dem Ungarischen überseht

von

Emil Kumlík.

Autorisierte Übersetzung.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch
Reclam'sche Buchhandlung gratis zu beziehen.

Philipp Reclam's
Universal-Bibliothek.

Bis April 1897 sind 3660 Nummern erschienen.

Jedes Werk ist einzeln käuflich. — Preis: 20 Pfennig die Nummer.

Ein vollständiges Verzeichnis ist durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Neueste Erscheinungen:

- 3629/30. **Oesterreichische Civilprozess-gesetze.** Dritte Abteilung. **Gerichtsorganisationsgesetz und Gewerbegerichtsordnung.** Textausgabe mit Anmerkungen, den in Kraft bleibenden zugehörigen Gesetzen und Verordnungen und einem ausführlichen Register. Herausgegeben von Dr. Edm. R. von Herzfeld, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien.
- 3631/32. **Rückert, Friedrich,** Liebesfrühling. Herausgegeben v. Ph. Stein.
3633. **Woenig, Fr.,** „Sei, die Pußta!“ Bilder aus der ungarischen Tiefebene.
3634. **Olden, Hans,** Die offizielle Frau. Schauspiel in fünf Aufzügen.
3635. **Reichsgesetze,** betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschifffahrt und der Flößerei. Textausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben v. Karl Pannier.
3636. **Ingoldsby, Th.,** Legendes oder Spaß und Spuk. Übersetzt von Prof. Dr. Immanuel Schmidt.
3637. **Oskar Walther und Leo Stein,** Fräulein Doktor. Lustspiel in 4 Aufz.
3638. **Bipper, Dr. A.,** Erläuterungen zu Goethes Iphigenie auf Tauris.
- 3639/40. **Ferrn, Gabriel,** Der Waldläufer. Roman. Übersetzt von Prof. Dr. G. Th. Kühne. Erster Teil.
- 3641—45. **Friedr. Rückert,** Weisheit des Brahmanen. Herausgegeben und eingeleitet von Philipp Stein.
3646. **Ed. v. Bauernfeld,** Aus Gesellschaft. Schauspiel in 4 Aufz.
3647. **Paul M. Potter, Trilby.** Spiel in vier Aufzügen. In autorisierter Uebersetzung von E. Lederer nach E. du Mauriers Roman.
3648. **H. Bandlow,** Stratenfische. Humoristische Geschichten. 2. Band.
3649. **A. Trinius,** Thauwind. andere Thüringer Geschichten.
3650. **Friedrich Halm,** Gris. Dramatisches Gedicht in fünf Aufz.
3651. **Meyerbeer,** Die Hugenoten. Opernbücher 35. Band.
3652. **Cavalotti, F.,** Jephthas Tod. Lustspiel in einem Aufzug. Nach Übersetzung von Raffaele Penzler bearbeitet von Alfr. Halm.
- 3653/54. **Ferrn, Gabriel,** Der Waldläufer. Roman. Übersetzt von Dr. G. Th. Kühne. Zweiter Teil.
3655. **Bauernfeld, Ed. von,** Bismarck und romantisch. Lustspiel in 4 Aufzügen.
3656. **Macaulay's** kritische und historische Aufsätze. Deutsch von J. M. Hoff. Siebenter Bd.: Madame d'A...
3657. **Herczeg, Franz,** Baron und andere Novellen. Aus den ungarischen übersetzt von Emil Kunz.
- 3658—60. **Die Reden Kaiser Wilhelms II.** in den Jahren 1888—1890. Gesammelt und herausgegeben Johs. Penzler.

Einband-Decken

in Ganzleinen zur Universal-Bibliothek (wie die selben zu Reclam's Miniaturausgaben) ohne Titeldruck in 9 Größen, für Bände im Umfang von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 u. 42 Bogen, sind, je Stück 30 Pf., durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

12.056/3657

Baron Rebus

und

andere Novellen

von

Franz Herrzeg.

Aus dem Ungarischen übersezt

von

Emil Kumlitz.

Autorisierte Übersetzung.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

~~I. elg. g.~~
~~24. 8. 11. L.~~



17.056/3657

M. N. MUZEUM KÖNYVTÁRA
Nyomtatv. Növedéknapló
1897. é. 512. sz.

Baron Rebus.

Man gab „Francillon“. Nach dem Theater zog die ganze Loge ins Gasthaus, um Zigeunermusik zu hören. Beim schwarzen Kaffee ging einer jungen Schwägerin, die man nicht ohne Malice den „Verstand der Familie“ nannte, das volle Herz beim Munde über und sie sagte: „Diese Frau hat recht!“

Sie dachte an Francillon. (Die Frau Schwägerin konnte übrigens ihrem Gatten nur den einen berechtigten Vorwurf machen, daß er vom Hochzeitstage angefangen rapid an Leibesfülle zunahm.)

Onkel Thomas bemächtigte sich dieses Gesprächsstoffes.

„Es ist ja auch sonderbar, wie sehr sich die Männer nach der Trauung verändern. Kein einziger hält, was er als Junggeselle versprochen hat. Aus dem feurigen, eleganten, immer wohlgelaunten Hofmacher wird ein unmutiger, fauler, kalter Gatte. Der wahre Mustergatte wäre aber jener, der bis zur silbernen Hochzeit so bliebe, wie er als Bräutigam gewesen.“

„Was sind das für unreife Reden?“ rief der dicke Schwager dazwischen.

„Ich kannte einen solchen Mann. Er hieß Baron Rebus. Ein wahrer Mustergatte!“

Onkel Thomas gab die Geschichte des Mustergatten zum besten.

1.

Es lebte in der alten Stadt Pest ein Bürgermädchen Namens Katicza Kelemen. Eine Waise, die sechs enorm große Zinshäuser geerbt hatte. Sie war keine heurige Häsin mehr. Mit Verlaub! Ich wollte sagen, sie war eine gereifte Schön-

heit, die bereits etwa sechs Faschinge durchgetanzt und den Freiern zu Dutzenden Körbe ausgeteilt hatte. Und sie hätte schon selbst gern geheiratet, denn ihre Schultern nahmen allmählich eine gewisse Rundung an, und die Kaufleute redeten sie seit Jahren als „gnädige Frau“ an.

Als ein Mädchen, das schon gewisse theoretische Erfahrungen besaß, traute sie aber keinem ihrer Hofmacher. Sie wußte, daß diese Kavaliere um Versprechungen nicht verlegen sind, und haben sie einmal dem Mädchen den Kopf verdreht — nun, dann ist das Unheil angerichtet!

Eine erfahrene Freundin gab Raticza Kelemen den Rat, sich an Eskinaz zu wenden. Wer Eskinaz war? Ein alter spanischer Jude, der hinter dem Herminenplatz in einer kleinen Winkelgasse hauste. In seinem Tröbderladen war alles zu bekommen: ausgerauchte Meerschampfeifen, alte Galagewänder, Plätteisen, antike Waffen, Corvinakodexe, Mahagonischränke, ausgestopfte Eulen, Ölgemälde, orientalische Teppiche, — kurzum alles.

Raticza Kelemen begab sich in den Laden Eskinaz'. Sie trat in einen finsternen, muffigen, engen Raum; hinter Barrikaden von alten Möbeln kauerte in phantastischem Halbdunkel der alte Spanier. Jede Linse seiner Brille hatte die Größe eines Maria-Theresien-Thalers. Als ihm das Mädchen ihr Begehren mitteilte, nahm der Alte einen großen Schlüssel vom Haken und führte sie wortlos über schmale Treppen und Gänge hinauf nach dem Dachbodenmagazin.

Hier standen, mit grünen Tüchern zugedeckt, die präsumtiven Ehemänner.

„Die leben ja doch nicht!“ bemerkte das Fräulein.

„Man muß sie aufziehen,“ erklärte Eskinaz.

Da stand ein Rechtsanwalt, den der Jude für dreißigtausend Gulden bot. Einen Husarenoberlieutenant hatte er für sechzigtausend Gulden feil, wobei er bemerkte, daß dieser von Adel sei. (Als Rittmeister werde er einst für Vierzigtausend zu haben sein.) Für einen blirgerlichen Infanterie-

offizier verlangte er nur dreißigtausend Gulden. Einen jungen Abgeordneten hielt er auf Zweihundertfünfzigtausend, hinzufügend, daß derselbe nach drei Jahren, wenn sein Mandat abgelaufen, nur Fünzehntausend kosten werde.

Dem Fräulein Katicza gefiel kein einziger. Sie wollte etwas ganz besonderes haben.

„Damit kann ich auch dienen, muß aber im voraus bemerken, daß er sehr teuer zu stehen kommt.“

Der Alte öffnete einen Schrank, das Fräulein blickte hinein und sagte sofort: „Das ist's, was ich suche!“

In dem Schranke stand ein auffallend eleganter Mann von hoher Gestalt. Er trug ein Monocle, war nicht mehr sehr jung, hatte jedoch imponierende, gewinnend seine Gesichtszüge.

„Baron Rebus,“ erklärte Eskinaz. „Ein wahres Kabinettsstück! Stattlicher Reiter, guter Tänzer und Schlittschuhläufer, ausgezeichnete Fechter, repräsentiert prächtig, ist zärtlich und aufmerksam und mit Engelsgeduld begabt.“

„Und der Preis?“ fragte Katicza pochenen Herzens?

„Dreimalhunderttausend Gulden.“

„Unverschämt! Er bekommt ja schon eine Glatze.“

„Trotzdem übernehme ich noch eine zwanzigjährige Gutsteherung für ihn.“

Eskinaz schloß gelassen den Schrank und fügte hinzu: „Sie werden es bereuen, wenn Sie ihn nicht nehmen. Einen so vollkommenen Gatten hat man noch niemals konstruiert. Der Künstler, der ihn verfertigte, hat sich damit selbst übertroffen. Ich sage Ihnen: ein vollendeter Mustergatte.“

„Sind sie denn nicht alle gleich?“

„Die Maschinerie ist bei allen die gleiche, allein in den haarfeinen Nädchen des Gehirns entstehen während der Arbeit winzige Abweichungen, die dann von Einfluß auf die Wirkung des Automaten sind. Ich erinnere mich, einst drei Gatten verkauft zu haben, alle drei hatte derselbe Meister nach dem gleichen Muster verfertigt. In der Konstruktion mußte

doch ein kleiner Unterschied sein, denn der eine Automat saß fortwährend im rauchigen Spielzimmer und rief ohne Unterlaß: „Schelle — und noch eine Schelle!“ Der andere aber konnte nichts Geistiges sehen, weder Wein noch Schnaps, ohne es in den Mund zu gießen. Der dritte endlich ließ auf der Straße seine Frau stehen, wenn er ein Stubenmädchen erblickte, und rannte diesem nach.“

„Entsetzlich!“

„Der Mechanismus des Baron Rebus dagegen ist tadellos. Sechs Jahre war er der Gatte einer Bankierstochter und benahm sich bis zum Schlusse so, wie am ersten Tag. Sie lebten sehr glücklich, bis die Frau im vorigen Jahre starb. Ihre letzten Worte waren: „Eskinaç war ein Ehrenmann!“

Raticza Kelemen fand den Baron dennoch zu teuer.

Tags darauf erschien sie wieder bei Eskinaç und bat ihn, ihr den Baron Rebus noch einmal zu zeigen. Der Alte lächelte verschmizt und sagte: „Kaufen Sie den Infanterielieutenant! Der ist billig!“

„Den mag ich wegen seines roten Bartes nicht.“

Zwei Wochen lang wurde so herumgefeilscht, bis endlich Raticza Kelemen erklärte, Baron Rebus kaufen zu wollen. Die Liebe zu ihm hatte ihr's angethan. Eskinaç gab dem Fräulein sodann folgende Gebrauchsanweisung: „Ich will jetzt den Baron aufziehen und Ihnen alsdann den Schlüssel übergeben. Jedes Jahr braucht er nur einmal aufgezo-gen zu werden, allein dies darf unter keinen Umständen versäumt werden, sonst entsteht großes Unheil daraus. Heute ist der 20. August, am nächsten Sankt Stephanstage müssen Sie ihn daher wieder aufziehen. Weiters haben Sie sich um nichts zu sorgen.“

Eskinaç knöpfte dann das Hemd des Barons am Halse auf, steckte den Schlüssel in eine kleine, auf der Brust sichtbare Öffnung und zog den Mechanismus sorgfältig auf. Hierauf übergab er den Schlüssel dem Fräulein, welches mit verhaltenem Atem den Automaten beobachtete. Der Baron schüttelte

sich erst ein wenig, dann ließ er einen wunderlichen Laut hören: Brrrrr! Langsam hob er die behandschuhte Hand, knöpfte an seinem Halse das Hemd zu, drückte das Monocle ins rechte Auge und begann das Fräulein prüfend zu fixieren.

„Gestatten Herr Baron,“ sprach Eskinaz voll Demut, „daß ich Sie Ihrer Braut vorstelle. Hochgeboren, Herr Baron Rebus — Fräulein Katicza Kelemen.“

Der Baron verneigte sich lächelnd und reichte dem Fräulein den Arm.

„Wenn es Ihnen beliebt, können wir zum Pfarrer gehen.“

Er nickte Eskinaz herablassend zu und geleitete seine Braut zu der vor dem Laden bereitstehenden Equipage. Katicza lud ihn ein, sich neben sie zu setzen, allein Rebus weigerte sich mit höflicher Entschiedenheit: „Ich darf Sie nicht kompromittieren!“

Dann winkte er einen Mietwagen herbei und sagte: „Zur Pfarre!“

2.

Diese Vorgeschichte — so fuhr Onkel Thomas in seiner Erzählung fort — habe ich nachträglich von Frau Baronin Rebus, geborener Katicza Kelemen vernommen. Den nachfolgenden Ereignissen wohnte ich selbst als unmittelbarer Augenzeuge bei.

Ich war ein junger Bursche, als dies geschah, und brachte den nächsten Sommer im Legender Bade. In dem kleinen Kurorte hatten sich zwei Gesellschaften gebildet, die einander tödlich haßten: die „Comme-il-faut-“ und die „Nicht-comme-il-faut-Gesellschaft“. Ich war leider genötigt, mich der ersten anzuschließen. Leider, sage ich, denn diese Gesellschaft, welcher meine zwei alten Tanten vorstanden, waren ebenso langweilig als anständig.

Eines Tages erschienen auf der Speiseveranda zwei neue Badegäste: eine hübsche, runde Frau mit lachenden Augen, und ein vornehmer Herr mit Monocle.

„Baron Rebus und seine Gemahlin,“ sagte der Doktor.

Das ganze Bad harnte mit fieberhafter Spannung, welcher Gesellschaft sich die interessanten Fremden anschließen werden. Wir siegten: sie traten unserem Zirkel bei. Der Baron bat mich im Parke eines Tages um Feuer, dann fing er ein Gespräch an und eine halbe Stunde darauf stellte er mich schon seiner Frau vor. Abends ersuchte er mich, ich möge ihn meinen beiden Tanten vorstellen, und er überreichte jeder eine prächtige Rose. Die Tanten waren entzückt von der Höflichkeit und Aufmerksamkeit des Barons und wurden nicht müde sein Loblied zu singen.

Ich muß gestehen, mich interessierte anfangs der Baron weniger als seine Frau. Sie war eine seelenvoll dreinblickende, hübsche und dazu schrecklich kokette Frau. Abends, wenn die Musik zu spielen begann, tanzten wir gewöhnlich miteinander die Quadrille, und der Baron pflegte da stets eine meiner Tanten aufzufordern, um unser Visavis sein zu können. Manchmal wurden Ausflüge veranstaltet. Ich abenteuerte dabei mit der leichtfüßigen Frau immer weit voraus, während der Baron, mit Hüllen, Jacken und Schirmen beladen, die Tanten begleitete.

An einem regnerischen Nachmittag befand ich mich in der Hotelwohnung bei Barons. Ich saß mit der Frau in einer Fensterbank, der Gatte hielt in einem Lehnstuhle Siesta. Er kehrte uns den Rücken zu und rauchte seiner Gewohnheit gemäß ruhig darauf los. Die Frau trug ein kurzärmeliges Sommernegligé. Eine gute Weile starrte ich ihren runden Arm an, dann neigte ich mich tollkühn nach vorwärts und küßte denselben.

Die Baronin lachte, ich aber blickte nach dem Gatten. Barmherziger Gott! Der Baron schaute uns im gegenüberliegenden Spiegel aufmerksam zu.

Ich erwartete nun, daß er sich gleich einem Tiger auf mich stürzen werde, der Baron aber rührte sich nicht. Gelassen rauchte er seine Cigarre weiter und zeitweilig erschien auf seinen Lippen ein geheimnisvolles, maliziöses Lächeln.

Mir genügte diese Lektion; tags darauf mied ich die schöne Frau. Zu meiner großen Überraschung suchte mich der Baron auf der Veranda auf. Ich dachte, er wolle mich provozieren.

„Ich bin viel älter als Sie,“ sprach er, „Sie werden daher gestatten, daß ich Ihnen das Du-Wort antrage.“

Ich war betroffen und gerührt zugleich. Wir stießen die Gläser zusammen und reichten einander die Hand. Baron Rebus unterdrückte ein feines, ironisches Lächeln.

Ich erschrak beinahe, als er mich am nächsten Tage abermals aufsuchte und mit honigsüßem Lächeln zu mir sagte: „Lieber Freund Thomas, ich möchte dich bitten, mir einen großen Gefallen zu erweisen. Die Baronin möchte Nachmittag zum Räuberbrunnen hinaufgehen, ich kann sie aber, da ich dringend zu thun habe, nicht dahin begleiten. Du wirst ihr den Ritterdienst sicher nicht verweigern.“

Jenes sonderbare Lächeln berührte mich ein wenig unangenehm, und verlegen stotterte ich eine Antwort.

Nachmittag begleitete ich die schöne Frau in den Wald. Allein! Unterwegs brachte ich das Gespräch auf ihren Mann.

„Ein Mustergatte!“ sagte die Frau, mit einem glücklichen Lächeln auf den Lippen.

„Liebt er Sie vielleicht nicht?“

„Er betet mich an.“

„Dann verstehe ich sein eigentümliches Benehmen nicht.“

„Sie verstehen Rebus nicht, weil er ein außergewöhnlicher Mensch ist. Gewöhnliche Menschen sind alle entweder närrisch eifersüchtig oder verlegend gleichgültig. Rebus ist weder das eine noch das andere. Rebus ist immer so, wie ich ihn haben will. Wenn ich will, flammt er vor Liebe, — wenn ich will, ist er eiskalt. Kurzum: ein Mustergatte!“

Der Ausflug wurde mir übrigens verhängnisvoll. Wir trafen nämlich mit Horthay zusammen, einem zigeunerfarbigen, eingeübten Raufbolde. Zudringlicherweise schloß er sich uns ohne weiteres an. Ich wollte ihn damit strafen, daß ich ihn der Baronin nicht vorstellte, weshalb er dies einfach selbst besorgte.

Baronin Rebus trug hierauf ein Benehmen zur Schau, das einem Mitgliede der *Legender comme-il-faut*-Gesellschaft nicht wohl anstand. Sie reichte Horthay die Hand und erklärte ihm lachend, sie habe schon viel Schlimmes über ihn gehört. Als wir die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, bemerkte ich, daß ich überflüssig geworden. Die Baronin nahm die Impertinenzen Horthays viel freundlicher auf, als meine geistreichen Komplimente. —

Von diesem Tage an war alles anders geworden. Die schöne Frau kümmerte sich nicht mehr um mich, sondern ließ sich in geradezu empörender Weise von Horthay den Hof machen. Ich aber mußte mich bequemen, einen getreuen Begleiter des Barons und der Tanten abzugeben. Die Baronin kam in der ganzen Kurgesellschaft ins Gerede, nur die Tanten, die Rebus durch sein ausdauerndes Hofieren für sich gewonnen, nahmen sich des Rufes der Frau in leidenschaftlicher Weise an.

Ich vermochte mir das Verhalten des Baron Rebus auf keine Weise zu erklären. Er duldete Horthays Benehmen, ja nahm ihn noch entschieden in Schutz. Manchmal geriet ich in Zorn und wollte dem Baron zu verstehen geben, daß seine Haltung eines ritterlichen Mannes nicht würdig sei. Es wäre seine Pflicht gewesen, Horthay zum Zweikampfe zu fordern, und ich hätte ihm dabei mit Vergnügen sekundiert. Anstatt dessen trank er aber auch mit Horthay Brüderschaft.

Ofter saßen wir nachmittags beisammen auf der Veranda. Der Baron war bei solchen Gelegenheiten sehr wortkarg, rauchte ruhig seine Cigarre und blickte starr in die untergehende Sonne, welche rote Feuerpunkte in sein Auge zeichnete. Ich betrachtete da allemal sein eigenartig kaltes Gesicht und nahm öfter mit Betroffenheit wahr, daß dasselbe von den Ausdruck einer dämonischen Schadenfreude verunstaltet wurde. Wenn er dann meinen forschenden Blick auf sich gerichtet sah, hustete er verwirrt, wie jemand, den man auf böser That ertappt hat.

Am Sankt Stephanstage geschah es, daß die Baronin in

Begleitung Horthays und einer meiner comme-il-faut-Tanten, die sich aus Schwärmerei für den Baron sogar schon zur Elefantenrolle hergab, einen Ausflug ins Gebirg machte.

Der Baron kam nicht mit. Mittags traf ich ihn im Park; er war bleich, wie wenn er sich unwohl fühlte, und erkundigte sich mit einer gewissen Unruhe nach seiner Frau.

„Die Baronin hat mir versprochen, bis Mittag zurückzukommen. Wir haben etwas Wichtiges miteinander zu thun. Sie wird meiner doch nicht vergessen haben?“

Er speiste nicht, sondern ging im Park auf und ab. Ich blickte ihm von der Veranda aus nach und sah zu meinem Erstaunen, daß der stattliche Mann, dessen jede Bewegung sonst so abgemessen einherschritt, als ob er ein Uhrwerk im Leibe hätte, gebrochen war und sich nur schwerfällig, fast stoßweise fortzuschleppte.

Nachmittag sandte er seiner Frau durch einen Bauernjungen einen Brief. Der Junge kam in der Abenddämmerung zurück und brachte den Brief unbestellt wieder. Er habe von den Waldhütern vernommen, daß die Gesellschaft gegen die Tropfsteinhöhle abgebogen sei.

Der Baron war da schon entsetzlich bleich.

„Möchtest du nicht in dein Zimmer gehen?“ fragte ich ihn teilnehmend.

„Ja, — in mein Zi — Zimmer!“

Er stotterte. Ich mußte ihn am Arme führen; er vermochte sich kaum mehr aufrecht zu halten. Als wir im Hotel anlangten, wurde draußen das Sankt Stephansfeuerwerk abgebrannt und die Dienerschaft stürzt in den Garten. Mühsam schleppte ich den Baron die Treppe hinauf. Sein Arm lastete steif und bleischwer auf meiner Schulter.

„Mut, armer Freund, Mut!“

„Mu — Mu — Mut!“

Auf den starren Gesichtszügen erschien wieder jenes entstellende Dämonslächeln. Auf der Etage angelangt, war mir die Last zu schwer geworden. Ich lehnte den Baron an das

Geländer und wollte Hilfe requirieren. Raum hatte ich ihn losgelassen, da fiel er, starr wie ein Besenstiel, der Länge nach hin, purzelte dann plötzlich über das Geländer und stürzte mit höllischem Gepolter kopfüber auf das Pflaster des Treppenhauses.

Einen Augenblick stand ich wie zur Salzsäule erstarrt da, dann rannte ich die Treppe hinab. Da lag der Baron, mit verrenkten Gliedern und mit zerschmetterter Hirnschale. Ein entsetzlicher Anblick! Händeringend kniete ich neben ihm nieder, und da sah ich, daß durch den Spalt des Schädelknochens winzige Räder, Stahlfedern und Silberwalzen herausfielen. Der Kopf des Barons war aus Papiermaché. —

Ihr könnt euch meine Überraschung und meine Beschämung vorstellen! Ich duzte mich also mit einem gewöhnlichen Automaten! Der Glanzpunkt unserer *comme-il-faut*-Gesellschaft war eine dumme Maschine! Jetzt verstand ich plötzlich das sonderbare Benehmen des Mustergatten.

Mein erster Gedanke war, die Sache müßte vertuscht werden. Wenn das die *Nicht-comme-il-faut*-Gesellschaft erfährt, welch ein riesiger Lachstandal! — Ich ergriff den Baron wie einen Mehlsack und schleppte ihn in seine Wohnung hinauf. Draußen knallten indessen Raketen und prasselten Feuersonnen. — Als ich jetzt meine Last auf den Diwan hinwarf, bemerkte ich auf seinem Gesichte das erstarrte Lächeln dämonischer Schadenfreude. O, jetzt wußte ich, weshalb diese Maschine immer so maliziös lachte: es machte ihr Spaß, daß ich sie für einen Herrn Baron hielt.

In diesem Augenblick stürzte die Baronin herein.

„Mein Gatte!“ rief sie, warf einen entsetzten Blick auf ihn und stürzte schluchzend neben dem Automaten nieder.

„O, Rebus, Rebus, wie konnte ich dich ganz vergessen!“

Mit zitternden Händen riß sie auf seinem Halse das Hemd auf, zog dann einen Schlüssel aus der Tasche und begann ihren Gatten wie ein Uhrwerk aufzuziehen. Atemlos harrete sie der Wirkung.

Da bewegte sich der Baron, riß die Augen weit auf und ließ ein zorniges „Krrrrrr!“ hören. Dann fiel er auf den Divan zurück. Es war aus mit ihm!

„Gestorben!“ schluchzte die Witwe.

„Bloß verdorben!“ sagte ich.

Die Frau warf sich verzweifelt zu Boden und begann sich schluchzend das Haar zu raufen.

„Dreihunderttausend Gulden kostet er mich — und jetzt ist er tot! Und daran bin ich allein schuld! Einmal jährlich hätte ich ihn aufziehen sollen, und ich schlechtes Weib habe auch das versäumt!“

Ihr Schmerz rührte mich. Ich wollte sie trösten und sagte zärtlich zu ihr: „Aber Katicza, Sie können sich ja einen anderen kaufen! Ihre Mittel erlauben es Ihnen doch!“

Die Frau schluchzte weiter.

„Ja, kaufen kann ich mir wohl einen anderen, allein wer weiß, ob ich einen solchen bekomme. Wie, wenn ich einen erhalte, der mit der Faust in den Tisch schlägt und dazu fortwährend ausruft: ‚Eine Schelle — und noch eine Schelle!‘ Oder einen, der Wein und Schnaps schluckt und den Dienstmädchen nachläuft! Einen so vollkommenen Mann bekomme ich nicht wieder! Rebus war ein Mustergatte!“

* * *

Onkel Thomas schloß seine Erzählung, dann zog er daraus folgende Lehre: „Seht, diesen einen Mustergatten habe ich gekannt. Er war von vollkommener Konstruktion und hätte am Tage seiner silbernen Hochzeit sicher noch ebenso funktioniert, wie an seinem Verlobungstage — wenn ihn die Frau einmal jährlich aufgezo-gen hätte. Allein die Frau gab sich mit ihm auch diese geringe Mühe nicht. So sind einmal die Frauen: dem zänkischen Manne helfen sie jeden Tag beim Stiefelausziehen, für den friedfertigen Mann aber — — doch lassen wir das!“

Frau Lieutenant.

1.

Er war mehr als sechs Fuß hoch, seine gerade auseinanderlaufenden Schultern und sein Stiernacken ließen bei aller Schlankheit der Gestalt auf eine riesenhafte Muskelstärke schließen. Schlag er sich mit der Faust auf die Brust, so dröhnte es aus der mächtigen Wölbung wie aus einem Metallkessel heraus. Das in die Stirne gewachsene Haar und das blitzende Auge gaben dem Antlitz einen schier furchtbaren Ausdruck.

Das war Lieutenant Reögh — dem Alter nach ein Kind, an äußerer Erscheinung ein Riese. Sein Blut war hitzig und unbändig. Hätte er zur Zeit der Minotaurusse und der Vernaischen Schlangen gelebt, wäre vermutlich ein Heros aus ihm geworden; so aber beging er, wenn sich die überschäumende Lebenskraft orkanartig aus ihm heraus Luft machte, zumeist irgendeine große Dummheit. Bald bezte er ein Reitpferd zu Tode, bald ließ er sich in endlose Kneipereien ein, wobei er in seiner gefährlichen Trinkerlaune die umstehenden Möbelstücke in Stücke schlug, bald wieder zertriebte er sich mit seinen besten Kameraden.

Derartige Heldenthaten brachten ihm nun beim Regimentsrapport nicht die Unsterblichkeit der Heroen, wohl aber öfter ein paar Tage oder Wochen Zimmerarrest ein. Er trank gerne, in seiner Weinlaune aber war er das wahre Schreckenskind des Regiments. Gelang es ihm bei einer solchen Gelegenheit eines Vorgesetzten habhaft zu werden, so tischte er mit schonungsloser Offenheit all die Jakobinerstreiche auf, deren Idee im Gehirne eines ewig unzufriedenen Zugskommandanten entstanden waren.

Solche Dinge hätten anderen Menschenkindern längst den Hals gebrochen, Reögh aber genoß im Regimente eine Aus-

nahmsstellung — fürs erste, weil sein Vater Corpskommandant und Ritter des Maria-Theresia-Ordens war, und zweitens war Reögh, der jüngere, trotz seines zügellosen Temperaments ein ungemein gutmütiger Junge. Ich bin mir des Widerspruchs dieser beiden Eigenschaften bewußt, allein es war wirklich so, wie ich's behauptete.

Die Frauen liebte er auf seine Art. Hatte eine sein Gefallen erregt, so sagte er ihr dies, ohne Rücksicht auf den Gatten, Vater oder Hofmacher, mit unverschämter Naivetät sofort ins Gesicht. Über die Ehe hatte er wunderliche Ansichten.

„Ich bin unter einer Million nicht feil,“ sagte er einmal. „Soviel brauche ich gerade. Für eine runde Million nähme ich des Teufels Großmutter zur Frau, billiger nicht einmal die Venus von Milo.“

Viele entrüsteten sich ob dieser cynischen Rede, es gab aber auch Leute genug, die sich dessen sicher waren, Reögh werde früher oder später einen weiblichen Nabob finden, der ihn um diesen Preis aufkauft.

Auf dem Maieste, das die Honoratioren des Komitats veranstalteten, trug sich das merkwürdige Ereignis zu, daß der Lieutenant mit Fräulein Uda bekannt wurde. Sie war die Tochter eines Regimentsarztes, arm, aber nach der Meinung Sachverständiger ein zum Anbeißen hübsches Kind. Das ganze Fräulein Uda maß übrigens samt den hohen Schuhabsätzen nicht ganz vier Fuß. Ihre winzige Gestalt wies Dimensionen von entzückender Kleinheit auf; Hand und Fuß waren geradezu lächerlich zart. Nur ein Ding war groß an ihr, das Auge. Im ganzen sah sie aus, wie jene wunderhübschen Puppenseen, von denen brave Kinder in der Christnacht zu träumen pflegen.

Als diese zwei Leute während der Quadrille einander gegenüber zu stehen kamen, blickten sie sich eine Weile betroffen ins Auge. Reögh sog in seiner Verwunderung die Luft zwischen den Zähnen ein, Fräulein Uda aber wandte mit würdevoller

Indignation das Köpfchen von ihm ab. Nach der Raftstunde wurden sie näher miteinander bekannt. Der Riese durchwalzte mit der Puppenfee den Saal und den Honoratioren bot dies ein höchst unterhaltendes Schauspiel.

Nach dem Majalis kamen die beiden noch öfter zusammen. Mit der Zeit entspann sich zwischen ihnen etwas wie ein herzliches Kameradschaftsverhältnis. Der Lieutenant behandelte Ada mit wohlwollender Nachsicht, wie der Bär eine Maus, die sich in seinen Käfig verirrt hat; Ada hingegen fühlte sich durch das Bewußtsein geschmeichelt, daß sie, die ohne Anstrengung nicht das große Ballagische Wörterbuch vom Schranke zu heben vermochte, über diesen monströsen Bären eine gewisse Macht erlangt hatte.

Was eintreffen mußte, blieb nicht aus.

Es war auf einem Ausflug im Gebirge. Ada hatte einen ziemlich hohen Felsen erklimmen, oben wurde es ihr ob der eigenen Kühnheit bange und sie konnte nicht mehr herunter.

„Reögh, Hilfe, Hilfe!“ rief sie und schlenkerte furchtsam mit den Armen.

Reögh stand ihr bei. Und als er die federleichte Mädchen-gestalt so in seinen Armen hielt — der Himmel weiß, wie ihm geschah! —, da küßte er sie ungezählmal ins Gesicht und auf den Mund, wie man ein Wickelkind zu küssen pflegt.

Die arme Ada glaubte vor Schrecken und Schande sterben zu müssen; blutroten Antlitzes, schluchzend und leuchend, wehrte sie den gewaltigen Bären von sich ab. Reögh kam im nächsten Augenblicke selbst zur Einsicht, daß er eine Dummheit begangen und bat höflich um Verzeihung. Auf sein Ehrenwort versicherte er, daß er selbst nicht wisse, wie das geschehen konnte, und als das Püppchen leise zu weinen fortfuhr, schrie er sie plötzlich in wütender Verzweiflung an: „Sie lieben mich also nicht?“

„Ja, ich hab' Sie lieb, sehr lieb,“ brachte das erschrockene Mädchen stotternd heraus, „aber erwürgen Sie mich deshalb nur nicht!“

2.

Seine Excellenz, der Herr Corpskommandant erklärte seinen Sohn ganz einfach für einen Esel, als ihm dieser in einem Musterbriefe (den der Junge mit Hilfe eines „Selbstbriefstellers“ verfaßt hatte) mittheilte, er wünsche ein armes, aber anständiges Mädchen Namens Ida zu heiraten.

Der Lieutenant schwankte sodann acht Tage lang zwischen zwei Entschlüssen hin und her. Sollte er sich eine Kugel in den Kopf jagen oder lieber diese ganze elende Welt in Trümmer und Splitter schlagen? Nach reiflicher Überlegung fand er einen Ausweg. Er schrieb einen zweiten Musterbrief und bat darin eine seiner Tanten, eine Sternkreuzordensdame, um die leihweise Überlassung von dreißigtausend Gulden zur Begleichung von Ehrensulden, widrigenfalls er sich erschießen müßte. Dem Familienrat fiel ein Stein vom Herzen. In der Hoffnung, daß sich der Lieutenant jene andere Dummheit schon aus dem Kopfe geschlagen habe, schickte man ihm den verlangten Betrag.

Reögh legte das Geld sofort als Deposit ein und — nahm Fräulein Ida zur Frau. Der telegraphisch eingelangte väterliche Fluch vermochte die ausgezeichnet gute Laune des Bräutigams nicht im mindesten zu stören.

Als Herr und Frau Lieutenant nach kurzem Urlaub in das Dorf, wo ihre Schwadron stationiert war, zurückkehrten, begann ein wunderliches Eheleben. Die Frau hing mit leidenschaftlicher Liebe an ihrem Manne und da sich zu ihrer Liebe ein gutes Stück kindlicher Furcht gesellte, erfüllte sie ihm blindlings alle seine Launen. Reögh dagegen fühlte sich in der Rolle des unbeschränkt herrschenden Familienoberhauptes sehr wohl und mischte sich, von seinem Placetrechte Gebrauch machend, naseweis selbst in die unbedeutendsten Fragen des Haushaltes. Der ganze Haushalt aber gemahnte lebhaft an die Wirtschaft zweier Kinder, die „Mann und Frau“ spielen.

Zur Zeit der Abenddämmerung traf man sie zumeist am

Dorfende. Der Lieutenant lag, mit der Uhr in der Hand, auf dem Rasen, während seine Frau, unter der Last einer unbarmherzig schweren Eisenstange keuchend, in der Allee hin- und herlief.

„Die kleine Puppe ist schwach auf der Brust,“ erklärte Neögh den Neugierigen, „wir wollen sie abhärten.“

Im Interesse der Abhärtung nahm er Alba auch zur Jagd mit, wo sie, zu Tode ermüdet, durchs Schilf ihm nachwatete und die fürs Abendmahl bestimmten Schnepfen nachschleppte, welche der Lieutenant mit unfehlbarer Sicherheit im Fluge herabschoß. Die Jagdbeute wurde sodann zu Hause mit vereinten Kräften zubereitet.

Die Küche war übrigens die schwächste Seite der Haushaltung. Aus Ersparnisrücksichten hielten sie neben dem Diener nur eine Magd, und da die kleine Puppe mit ihrer Kochkunst über das Versuchsstadium noch nicht hinaus war, nahm Neögh, der alles verstehen wollte, zum nicht gelinden Schrecken der Hausleute und Gäste seine Erfahrungen hervor, die er an den Kochkesseln der Feldküche gesammelt hatte.

Eines Tages hatte er den Einfall, seine Frau das Reiten zu lehren. Die arme Alba besaß absolut keine Sportanlagen und war die verkörperte Feigheit. Trotzdem ließ sie sich mit stummer Ergebenheit auf den Rücken des siebzehn Faust hohen Irländers heben, dessen bloßes Schnaufen sie allemal mit tödlicher Angst erfüllte.

„Kopf in die Höhe, kleine Puppe, Brust heraus!“ ertönte dann Wochen hindurch das Kommando. Neögh, der die Furcht nur dem Namen nach kannte, wollte seine Frau zu einer zweiten Oceana Renz erziehen.

Auf einem Jagdausfluge erkletterten sie einmal einen Heuschaber, um droben ihre Fause einzunehmen. Neögh behauptete, man müsse von dort aus eine schöne Aussicht auf die Kaserne haben. Als es zum Herabsteigen kam, verlor Alba angesichts der steilen Leiter plötzlich allen Mut.

„Spring herab, ich fange dich auf,“ rief ihr Neögh von

unten zu. Ada wagte es nicht. Der Lieutenant wurde allen Ernstes böse und stieß die Leiter um. Nun hieß es, entweder herabspringen oder bis zur silbernen Hochzeit oben bleiben.

Die kleine Puppe war dem Weinen nahe, als sie jedoch in die zornig blitzenden Augen des Gatten schaute, schloß sie die Lider und stürzte sich in Gottes Namen in die Tiefe. Ihr Gatte fing sie wie einen Spielball auf, küßte sie auf die Stirne und stellte sie auf den Boden. Kochenden Herzens und bleich vom ausgestandenen Schrecken, lächelte sie ihn dennoch glückstrahlend an.

Der Rittmeister war eben vorbeigeritten und so Zeuge der Scene gewesen.

„War's nicht eine Sünde, das arme kleine Närrchen diesem Bären zur Frau zu geben!“ brummte er und ritt kopfschüttelnd weiter.

3.

Reögh mußte mit dem Regimente zu den Herbstmanövern marschieren. Zum erstenmal in seinem Leben bezog er diesmal nicht gerne das Lager. Die arme Ada stand vor einer sehr kritischen Zeit, und Reögh war fest überzeugt, daß seine Anwesenheit zu Hause jetzt sehr nötig wäre.

Als die Schwadron zum Dorfe hinausritt, winkte er schweren Herzens zum Fenster hinauf, von wo ihm Ada mit thränendem Auge und beklommener Brust in den Morgennebel nachblickte. —

Drei Wochen später gab's in dem galizischen Lager einmal zur Nachtzeit einen wilden Alarm, als hätte ein Kosakenheer meuchlings die schlafenden Krieger überfallen. Es war indes nur Lieutenant Reögh, der, mit einer Depesche in der Hand, durch die Offiziersbaracke stürmte.

„He, meine Herren, auf, auf! Steht auf, Kinder, alles auf! — Ich bin Vater!“

Bald waren die Kerzen der Feldkantine angezündet, bis zum Morgen aber war der ganze Weinvorrat des Wirtes

aufgegangen — und als Daraufgabe ein paar Dutzend Gläser, Tische und sonstige zerbrechliche Sachen.

Nach weiteren drei Wochen waren die Manöver zu Ende. Während das Regiment langsam gegen die ungarische Grenze zog, hatte Lieutenant Keögh längst sein Urlaubscertifikat in der Tasche und schimpfte schon inmitten des Alköld der Reihe nach die Stationschefs wegen angeblicher Zugsverspätungen zusammen.

Spät am Abend traf er zu Hause ein.

Sein Säbelgerassel alarmierte das ganze Haus. Die kleine Puppe flog ihm lachend und weinend zugleich an den Hals. Um ihr näher zu sein, stellte sie der Lieutenant auf den Tisch. Das Frauchen war im Laufe der sechs Wochen erstaunlich schöner geworden. Sie schien gewachsen zu sein. Auch ihre Schultern hatten sich entwickelt, ihre Augen glänzten, ihre Lippen waren blutrot.

Im Interesse ihrer körperlichen Sicherheit mußte die Begrüßungsscene schließlich unterbrochen werden.

„Wo steckt denn der Balg?“ rief der Lieutenant aus.

Ada kam endlich zu Atem und legte den Finger auf die Lippen.

„Pst! Keinen Lärm!“

„Ei was! Ich will den Fragen sehen.“

Voll Schrecken beschwichtigte ihn Ada.

„Schweig, sag' ich dir! Dann später . . .“

„Weib, meinen Sohn will ich haben!“ brüllte der Lieutenant.

„Ob du den Mund halten willst, du Bär!“ platzte die kleine Puppe zornig heraus.

„Hoho!“

Verblüfft blickte der Lieutenant auf seine Frau, die ihm mutig wie eine Löwenmutter in die blitzenden Augen sah, während sie mit dem Daumen über ihre Schulter hinweg nach der Thüre des Schlafzimmers zeigte.

„Willst du das Kind töten?“

„Ist es krank?“ fragte der Gatte leise und ganz erschrocken.

„Nein, aber es schläft.“

Der Familienvater schwieg demüthig stille.

In diesem Augenblicke ahnte er bloß, was sich bald darauf als traurige Wahrheit erwies. Die ganze Hauswirtschaft, insonderheit aber die Position des männlichen Oberhauptes, machte eine gründliche Wandlung durch. Seine Rechte usurpierte fortan jener spannelange Tyrann, der tagsüber sechzehn Stunden schlief, vier Stunden Milch sog, vier Stunden aus Leibeskräften schrie, und dem zuliebe das ganze Haus auf den Fußspitzen einherging und nur flüsternd reden durfte.

Ein paarmal versuchte der Lieutenant wohl noch sich aufzulehnen, erntete aber immer kläglichen Mißerfolg. Entfuhr ihm auch nur ein lautes Wort, da wies Abas Hand auch schon warnend gegen das Kinderzimmer: „Willst du das Kind töten!“

Das machte Neögh völlig kleinlaut.

Abas fand nunmehr weder zum Reiten, noch zum Turnen Zeit. Sobald sich ihr Gatte abends ins Kasino zu gehen anschickte, unterließ sie nicht, ihm einzuschärfen: „Du, daß du mir nicht viel trinkst! Hübsch still nach Hause gekommen und keinen Lärm gemacht, sonst erschrickt das Kind!“

Ein Neögh aber pflegt im Gasthause nicht Kaffee zu schlürfen. Und so kam es, daß er, anstatt sich einen Zwang aufzuerlegen, zumeist lieber zu Hause blieb.

Ritt er auf die Jagd, so rief ihm seine Frau nach: „Du, brich dir nur nicht das Genick! Denk an die Zukunft des Kindes.“

„Ich breche mir, was mir beliebt,“ brummte der Lieutenant. Sobald er aber dann in der Hitze des Fuchstreibens gegen den Teufelsgraben galoppierte, kam ihm knapp vor dem Sprunge das Kind in den Sinn. Er lenkte das Pferd beiseite, und, da ihn ja hier niemand sah, führte er es hübsch am Halfter hinüber.

Nach Verlauf einiger Wochen gestattete ihm Ada endlich, das Kind zu berühren.

Später reichte sie es ihm oft von selbst hin.

„Da, schleppe dein Pätzchen nur selbst herum, mir ist's zu schwer.“

Der Rittmeister, der einmal eben angesichts einer solchen Familienscene zu Besuch kam, vergaß vor Überraschung die Klinker in der Hand, und von diesem Tage an verbreitete sich im Regimente das Gerücht, der arme, gute Neögh stehe unter dem Pantoffel.

Der Rittmeister übernahm die Patenschaft. Während des heiligen Taufaktes erschlafften ihm beide Arme. Und als dann das geweihte Wasser die Stirne des neuen Gläubigen benetzte, da schrie dieser in einem Tone auf, als ob ein Trompeter aus voller Lunge das Marsch-Marsch blasen würde.

Unter den zahlreichen Geschenken, die man Ada bei dieser Gelegenheit verehrte, befand sich übrigens eine von unbekannter Hand stammende Dressierpeitsche. In den hübschen Silberknopf war folgende Inschrift eingraviert: „Der vortrefflichen Bändigerin.“

Neögh forschte geraume Zeit nach dem Urheber des kühnen Scherzes. Schließlich fiel sein Verdacht auf den Rittmeister und da fand er es geraten, die ganze Sache totzuschweigen.

„Der Teufel hol's!“ sagte er zu Ada. „Werde mich doch nicht mit einem Familienvater in Händel einlassen.“

Der letzte Ball.

Mit blassen Wangen, verbüftertem Blicke und in dumpfer Verzweiflung saß sie neben ihrer Mutter. Das Schrecklichste, was einem jungen Mädchen zustoßen kann, hatte sie betroffen. Sie war auf ihrem ersten Balle sitzen geblieben.

Dummheit! so könnte jemand einwenden. Es ist aber keine Dummheit. Die Beschämung des ausgepiffenen Schau-
spielers, des Soldaten, der die Schlacht verloren, überwiegt nicht das Meer von Bitterkeit, das bei solchem Anlasse das Herz eines siebzehnjährigen Mädchens überflutet. Des ersten Balles Erfolg zaubert als sonnenhelle Erinnerung noch auf das Antlitz der späteren Hausmutter ein seliges Lächeln; die Qual des Mißlingens dagegen nagt noch am Herzen der vertrockneten alten Jungfer.

Die Zigeuner signalisierten die Quadrille. Die rauschende Einladung klang mit herausforderndem Spotte durch den Saal, und Olga hatte noch immer keinen Tänzer. Wie hatte sie sich auf diesen Ball, ihren ersten Ball, gefreut! Das Eintreffen des Ballkleides, das Anprobieren der Atlaschuhe, der Einkauf der bis zum Ellbogen reichenden Handschuhe — das alles bildete zu Haus ein Ereignis. Als dann alles beisammen war, schloß sie sich in ihr Zimmer ein, breitete all die Schätze auf dem Tische aus, öffnete den schwanbesezten Fächer und tanzte um den Tisch herum versuchsweise eine Polka.

Und welche Kämpfe hatte es gekostet, bis man ihr den Besuch dieses Ballfestes gestattete! Die Mama war dagegen, ganz besonders aber der Doktor. Er mochte wissen weshalb, obgleich er nichts verlauten ließ. Wenn er erst gewußt hätte, was Olga so sorgfältig vor ihm verheimlichte: daß sie tags vorher, nach einem kleinen Hustenanfall, auf ihrem weißen Battisttaschentuche einen winzigen Blutstropfen bemerkt hatte!

Die Paare rangierten sich zur Quadrille. Durch Olgas Herz ging da ein garstiger, schmerzvoller Riß. Furchtbare Bitterkeit überflutete ihr ganzes Wesen und wandte sich zuletzt voll brennenden Hasses gegen ihr eigenes Ich, gegen die befrachteten Arrangeure, gegen die ganze Welt. Besonders aber gegen die Tarjanschen Mädchen!

Die dicken, kleinen Tarjanschen, wie sie da, von ihren Kavalieren umgeben, hochmütig und siegesbewußt vor ihr durch den Saal promenierten. Ja, die hatten leicht lachen! Ihr Bruder war Husarenlieutenant, die jungen Leute des Komitats rieben sich mit Vorliebe an seiner Uniform, und so brachte er seinen Schwestern Tänzer in Hülle und Fülle zu. Einst waren sie Olgas Freundinnen gewesen. Einst, als sie noch nebeneinander auf der Schulbank saßen und hinkende Gedekverse einander ins Stammbuch schrieben. Es waren Verse über die ewige Freundschaft und den Trennungsschmerz, den bekanntermaßen nur die Hoffnung auf ein Wiedersehen zu lindern vermag.

Das hinderte sie indessen nicht, sich, sobald sie die Schuljahre hinter sich hatten, gegenseitig allen Ernstes zu hassen. Der Haß kam ohne Einleitung oder Übergang, plötzlich und instinktiv, wie das junger Mädchen Brauch ist, die zu fühlen beginnen, daß sie einander Konkurrenz machen werden. Die freischendenden, untersehten Töchter Tarjans und die hübsche, tannenschlanke Olga!

Die Tarjansche Koterie hatte das Lösungswort ausgegeben, Olga dürfe nicht in die Gesellschaft aufgenommen werden. Unmöglich, hieß es; ihr Vater war ein in Konkurs geratener Kaufmann. Und die Kavaliers, jene netten, schalen Jungen, die mit fliegenden Frackschößen im Saal hin und her liefen, leisteten der Parole willig Folge. Es war geradezu rührend, wie sie hie und da selbst bejahrtere Gardedamen flehend bestürmten, in die Tanzkolonne einzutreten; — nur um Olga kümmerte sich keiner.

Die Quadrille begann.

Im selben Augenblicke kam Gyurka von Monday in den Saal geeilt. Soeben von der Jagd beim Grafen Leányfalvi zurückgekehrt, hatte er gerade noch Zeit gefunden, in aller Hast Toilette zu machen. Sein gerötetes Antlitz wies auf gute Gesundheit und außerdem wohl auch darauf hin, daß er sich dem Genuße des gräßlichen Cognac mehr als notwendig hingegeben habe.

Der Glanz der Lichter blendete sein Auge, als er in den Saal trat, doch entdeckte er sofort das sitzende Fräulein Olga, trat auf sie zu und bat sie um die Quadrille.

„Meine Cousinen sollen vor Zorn platzen, das wird mir ein lustiger Anblick sein,“ dachte er, während er durch sein Monocle nach den Tarjanschen Mädchen hinüberblickte.

Olga dankte ihm mit einem niedlichen Knicks und nahm mit gleichmütiger Heiterkeit seinen Arm. Ach, und wie gerne wäre sie ihm ohne weiteres um den Hals gefallen, oder zum mindesten in ein helles Freudenlachen ausgebrochen!

„Es wundert mich,“ sagte sie später zu ihrem Tänzer, „daß Sie sich meiner noch erinnern.“

Monday lachte.

„Wie sollte ich nicht? Sah ich Sie doch oft genug im Kloster, wenn ich meine Cousinen besuchen kam. Ein so hübsches Mädchen vergißt man nicht so leicht. Sehen Sie, ich erinnere mich sogar, was Sie auf der Schlußprüfung der vierten Klasse für ein Gedicht vortrugen. Es war ‚Das erfrorene Kind‘ — nicht wahr? Mit Ihrem aufgelösten blonden Haar, im kurzen weißen Röckchen und den schwarzen Strümpfen waren Sie zum Anbeißen hübsch — wie eine leidhaftige Puppe!“

Monday maß Olga mit einem langen Blicke vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann trocken: „Sie sind aber auch jetzt hübsch!“

Dieser Gyurka von Monday war mitunter unverschämt, im Grunde aber ein sehr guter Junge. Schon dreißig Jahre vorüber, neigte er ein wenig zur Fettleibigkeit und gefiel sich

oft in der Rolle des Protektoronkels. Im übrigen war er der einzige schuldenfreie Grundherr des Komitats und bekleidete die Kämmererwürde, welche zwei Eigenschaften ihm eine Ausnahmstellung unter der dortigen Jugend sicherten.

Der findige Ballarrangeur winkte den Zigeunern; die Quadrille endete mit einem Galopp. Monday, der nur zu tanzen pflegte, wenn er ein bißchen über den Durst getrunken hatte — dann aber tanzte er wie rasend darauf los — wollte nun Olga gar nicht mehr aus den Armen lassen.

„Sie tanzen feenhaft,“ wiederholte er fortwährend. „Feenhaft, wie Kalliope selbst.“ (Ich glaube, er meinte Terpsichore.)

Olga aber tanzte fast atemlos, mit flammend rotem Gesicht und aufgelöstem Haare. Die Musik klang auch gar zu närrisch und wirkte so erregend!

„Olga, um Himmels willen!“ rief ihr die Mutter einübers andere Mal zu.

„Nur noch eine Tour!“ antwortete Monday lachend.

Als dann der Walzer an die Reihe kam, umstanden die Tänzer schon reihenweise das Mädchen. Mondays Beispiel hatte das Eis gebrochen. Aus dem Tarjanschen Lager gab es fortwährend neue gelangweilte Überläufer.

„Ein reizendes Kind!“ sagten sie, Gyurka von Mondays Urteil wiederholend.

Das Mädchen war vom Genusse solchen Triumphes fast berauscht. Sie fühlte, daß sich die Aufmerksamkeit des Saales ihr zuwende — sie fühlte sich als Ballkönigin! Und dieses Bewußtsein machte sie gleichsam schöner, geistreicher. Boll kofetter Wohlthune verteilte sie ihre Touren, wobei sie die Gentryjugend vor den Beamten wohlweislich bevorzugte.

Während des Tanzes erfaßte sie manchmal ein Schwindel-anfall, dann wieder fiel ihr ein, ob es nicht besser wäre, nach Hause zu gehen und sich zu Bette zu legen, sonst werde es sich hier bald herausstellen, wie stürmisch und schmerzhaft ihr das Herz poche.

Ein Blick nach den Tarjanschen Mädchen genügte, sie zur Fortsetzung des Tanzes zu bewegen.

„Sie mögen sehen, wie ich mich unterhalte — sie mögen sich nur recht ärgern!“

Blonday erschien beim Esardas vom Speisesaal her wieder im Saale. Er hatte wieder stark getrunken, was man ihm sofort ansah.

Sie begannen miteinander einen langen, schier endlos langen Esardas. Alle anderen waren schon der Reihe nach auf ihre Sitzplätze zurückgekehrt, nur dieses eine Paar drehte sich noch wie rasend vor dem Zigeunerprimas.

„Olga,“ sagte Blonday keuchend, „wie Sie mich da sehen, bin ich jetzt ein wenig angeheitert, weiß aber dennoch, was ich rede. — Sie sind ein so süßes, goldiges Geschöpf!“

„Herr von Blonday, Sie sind wirklich angeheitert!“

„Jawohl, wenn ich aber ein so süßes Frauchen hätte, wie Sie es sind, würde ich mich nie betrinken. Auf mein Wort: ich würde mich nie betrinken!“

„Aber Herr von Blonday!“

Während sie sich wieder im Tanze drehten, ließ sie ihr Haupt einen Augenblick auf die breite Schulter Blondays sinken. Nicht aus Koketterie, sondern weil sie wieder einen Schwindelanfall hatte. Der junge Mann drückte sie inniger an sich.

„Meine Mutter redet mir fortwährend zu, endlich eine Frau zu nehmen. Wen immer, meint sie, nur hübsch und gesund soll sie sein. Meine Mutter ist eine liebe, gute Frau.“

Olga drückte das Taschentuch auf die Lippen. Wieder der böse rote Fleck auf dem weißen Battist! Blut. Sie erbleichte und verbarg rasch das Tuch. Nicht aus Furcht, sondern, daß es die Tarjanschen Mädchen nicht bemerken. Sie ließ das Köpfchen sinken wie ein kranker Vogel und ließ sich drehen und umarmen.

Jemand nahm dem Zigeuner gewaltsam die Geige aus der Hand. Blonday hätte sonst noch immer fortgetanzt.

Beim Souper saßen sie nebeneinander.

„Ich bin bekneipt, ich weiß es,“ sagte Monday, „rede aber doch in vollem Ernst zu Ihnen.“

„Was fällt Ihnen ein? Ein Kämmerer und eine Kaufmannstochter!“

„Ei, als ob ich eine Familie brauchte! Die meine ist adelig genug. Ich spreche im Ernst. Morgen sollen Sie das weitere sehen.“

Olga lachte dazu. Sie sah, daß er berauscht war, wußte jedoch, daß er im Ernste redete. Es überkam sie ein nervöser, koketter Frohsinn. Zurückgelehnt und den Kopf leise wiegend saß sie da und lauschte den leidenschaftlichen Klängen, die ihr Monday aufspielen ließ. Von Zeit zu Zeit besuchte sie ihre Lippen mit dem Schaume des Champagners und machte sich nichts daraus, wenn Monday beim Anstoßen ihre Finger berührte. Sie war schön, bezaubernd schön, mit den roten Flecken unter den strahlenden Augen.

Nach der Raststunde wollte sie wieder tanzen.

„Olga, wird es dir nicht zuviel sein?“ fragte die Mutter besorgt.

„Nur dies eine Mal, Mutter, nur dies eine Mal möcht' ich mich nach Herzenslust amüsieren. An allem weiteren liegt mir nichts. — Sieh, auch die Tarjanschen tanzen!“

Sie ließ die weißverbräunte Entreehülle von den Schultern gleiten und eilte am Arme Mondays in den Saal. —

Als der Morgen graute, gelangte sie endlich ins Bett. Erfüllt vom Triumphe und von finsternen Ahnungen — glücklich und krank zugleich legte sie sich schlafen.

* * *

Im Vorjahre sah ich zuletzt meine Heimat wieder.

Das Wetter war regnerisch und übel gelaunt. Grau und ängstlich duckten sich die Häuser der kleinen Stadt um den Turm der gotischen Kirche. Ich begab mich trotz Nässe und

Kälte auf den Friedhof hinaus. Es geschah anstandshalber, um einige, die mir nahe gestanden, draußen zu besuchen.

Neben der Kapelle entdeckte ich eine neue Gruft. Als ich vor dem Marmordenkmal stehen blieb, brach aus den schwarzen Wolken ein warmer Sonnenstrahl hervor. Das Denkmal stellte jenen gewissen Marmorgenius dar, der, mit einer umgekehrten Fackel in der Hand, sich weinend über eine mächtige Steinurne neigt. Auf dem Sockel stand zu lesen: „Olga Monday de Monday — verblichen im dritten Jahr ihrer glücklichen Ehe.“ (Den Familiennamen hatte man nicht dazugesetzt; er hätte sich neben dem altadeligen Namen Monday nicht stilvoll ausgenommen.)

Sie war noch nicht lange begraben; die Gruft war von einem ganzen Hügel teilweise noch frischer Blumen bedeckt. Ein Kranz hing auf dem Hals der Steinurne. Die breiten Atlasbänder trugen die Inschrift: „Ihrer unvergeßlichen Freundin — die Familie Tarjan.“

Ein einsamer weißer Schmetterling führte über den feuchten Tubarosen des Kranzes närrische Tänze auf. Er mochte vom starken Duft berauscht sein.

Für einen Augenblick schien es mir, als ob dieser weiße Falter die Seele der armen kleinen Olga wäre, die noch nach dem Tode das Tanzen nicht lassen kann. Die Tarjanschen Mädchen mögen sehen, daß sie sich auch im Jenseits gut unterhalte!

Wechselfieber.

1.

Zwei Jahre hatten sie einander nicht gesehen. Dann trafen sie sich durch Zufall auf der Margareteninsel. Németh galt damals schon halb und halb als Anna Makós Bräutigam, Elsa hingegen war schon anderthalb Jahre verheiratet.

Anna Makó war mit ihrer Mutter nach Füzéd gereist. Németh langweilte sich insolgedessen und begab sich auf die Insel, um zu rudern. Den Nachmittag verbrachte er mit dem Riemen in der Hand auf dem Wasser, gegen Abend, als der Sonnenglanz von dem Schatten der riesigen Kastanienbäume verschlungen war, entfernte er sich aus der Gesellschaft, die so trefflich mit ihren Regattahenden Parade zu machen verstand.

Den Hut in der Hand, durchschritt er den tunnelartigen Laubgang, den die Kronen der Ahornbäume über seinem Haupte bildeten, und indem er sich die Lunge mit dem Hauche des Waldes vollzog, dachte er im Gefühle seiner Verlassenheit trauervoll an sie.

Nicht an seine Braut, sondern an Elsa. Er konnte die Erinnerung an sie noch immer nicht loswerden. Er kannte viele Frauen, die schöner und reiner waren als sie, nach keiner aber sehnte er sich mit einer so verzweifelten Hartnäckigkeit, wie nach Elsa — auch nicht nach seiner Braut. Bald war es brennender Durst, bald sanfte Schwärmerei, was ihn erfüllte; er wünschte sie zurück, wie sie war: mit all ihrer Wortbrüchigkeit, all ihrer Selbstsucht und all der reizenden Verlogenheit dieser unbeständigen Frauenseele.

Elsa galt ihm als das Urbild, das erhabene, das sündhafte Original der Frau. Die übrigen Frauen waren bloße

Nachbildungen. Gute Nachbildungen, wenn sie in ihren Fehlern dem Originale glichen, schlechte, wenn sie in ihren Tugenden vom Originale abstachen. Bei gehöriger Überlegung der Sache fand er, daß ihn seine Braut eigentlich nur deshalb so sehr an sich zu fesseln vermochte, weil er an ihrem Aeußeren manchen Zug entdeckte, der ihn an Elsa erinnerte. Sollte das die wahre Liebe sein?

Als durch die Bäume hindurch Zigeunermusik an sein Ohr drang, fühlte er Sehnsucht, wieder unter Menschen zu gehen. Vor dem Restaurant fand er deren genug. Herren mit Strohhüten, Frauen in hellen Kleidern und lärmende Kinder saßen in Gruppen um die Tische herum. Die Zigeuner spielten den Boulangermarsch.

Während er so, ein wehvolles Frühlingsahnen im Herzen, verlassen unter der Menge darsaß, erschien plötzlich Elsas Gestalt vor seinen Augen.

Das war keine Sinnestäuschung, sondern reizende Wirklichkeit. Mit ihrem kokettesten Lächeln auf den Lippen, kam sie leichten, schwebenden Schrittes die Stufen der Veranda herab. Sie erschien ihm schöner als je. Zwei Kavaliere begleiteten sie: ein aristokratischer Reichstagsabgeordneter und ein Offizier. Ihr bejahrter Gatte folgte nach. Mit vornehmer Gleichgültigkeit gingen sie durch die Menge und ließen sich, ohne den Maler zu beachten, an dessen Nachbartische nieder.

Die Frau hatte sich seit zwei Jahren sehr verändert. Vielleicht war nur das lange Kleid die Ursache, daß sie Németh jetzt größer erschien. Ihre Gestalt war besser entwickelt, die Schultern waren voller, die Taille schlanker geworden. Selbst die Augen schienen unter dem Schleier lebhafter zu glänzen.

Sein Herz pochte stürmisch, als Németh so die Frau betrachtete. Dann überkam ihn eine Art Beschämung. Er sah nicht mehr jene Elsa vor sich, die in seinen verliebten Erinnerungen verkörpert war. Diese von Frohsinn und Koketterie sprühende Frau erschien ihm, wie sie da mit ihren Hof-

Grau des Herbsthimmels lagerte über den traurigen Brachfeldern. Von den großen Lindenbäumen um das Kastell herum war das Laub abgefallen.

Und anstatt des heiter zwitschernden Mädchens von ehe- dem begegnete Németh einer kühl lächelnden, steifen jungen Dame. Alles war wie ausgewechselt. In das Kastell war eine unsichtbare fremde Macht eingedrungen. Németh getraute sich nicht, von Elsa Rechenschaft zu verlangen. Mehrere Tage lang wichen sie jeder Auseinandersetzung mit stolzem Mißtrauen aus. Die beiderseitige Erbitterung nahm fortwährend zu, bis endlich das Mädchen dem Maler alles mittheilte, was zu wissen nötig war.

Er schritt an ihrem Fenster vorüber; sie redete ihn an und erzählte ihm alles. Ein alter Regimentskamerad ihres Vaters hatte sich als Freier eingefunden. Kein junger Mann mehr, aber vornehm und reich.

Das war alles.

Sie erzählte es ihm mit bitterem Lächeln, doch mit ruhiger Stimme. Es schmerzte sie ja selber und sie bedauerte sich selbst, daß sie nun die Gattin eines alten Mannes werden solle und nicht die des geliebten jungen Menschen. Ganze lange Nächte habe sie darüber geweint, daß sie, um aus diesem verwahrlosten Kastell fortzukommen und die gestickten Kleider los zu werden, ein solches Opfer bringen müsse. Sie empfinde denn auch etwas wie bitteren Neid gegen Németh, der als freier Mann das Leben genießen und glücklich sein dürfe, während sie an der Seite eines alten Mannes ihre Jugend zu vertruern haben werde.

Mit einem Blicke gewann Németh plötzlich Einsicht in die Seele, welche ihm das Mädchen jetzt unbewußt offenbarte. Eine Seele, so leicht und verzweifelt beschränkt, daß sie ihn wohl nie hätte wirklich verstehen gelernt. Diese Seele enthielt auch kaum jemals mehr, als, was er ihr aus dem Poesieborne seiner ersten Liebe beigebracht hatte. Es erschien ihm sonach fast natürlich, daß sie sich von ihm abgewendet, sobald

ihr ein anderer die spießbürgerliche Konsequenz der Liebe, die Heirat, vor Augen gehalten hatte.

Es kam lange kein Wort des Vorwurfs über seine Lippen. Er nickte nur mit dem Kopfe.

„Natürlich — so ist es.“

Bald aber übermannte ihn dennoch die Bitterkeit.

„Sie handeln sehr vernünftig. Die Erinnerungen der Vergangenheit haben Sie nicht zu fürchten; sie sind begraben. Fürchten Sie nichts, wir werden uns im Leben nicht wieder erkennen. Sollten wir uns aber je einmal treffen, so seien sie unbesorgt — ich werde Sie mit meiner Bekanntschaft nicht kompromittieren.“

Und so konnte er wieder abreisen; er hatte im Kastell nichts mehr zu suchen. Die Komödie war zu Ende und Németh fand deren Ausgang sehr geschmacklos. Einige Monate mußte er sogar lachen, so oft ihm die Scene unter dem Fenster ins Gedächtnis kam, später aber fand er dieselbe nicht mehr lächerlich. Es verging ihm überhaupt alle Lust, sowohl zum Lachen, wie auch zur Arbeit. Es überkam ihn eine düstere, kalte Betrübnis, und er empfand, daß er diese Traurigkeit sein ganzes Leben hindurch werde schleppen müssen.

Er dachte wieder viel an Elsa, es fielen ihm ihre herzige Unbeholfenheit, ihre reizenden Unarten ein. Was sie ihm angethan, hatte er ihr längst verziehen, und wenn ihm Elsa, nicht das Mädchen, sondern die junge Frau, in seinen Fieberträumen erschien, da versetzte ihn der Haarduft des lebenswürdigen Gespenstes in einen Rausch von Wonne und er bedeckte ihre Füße mit Küssen.

Wie oft verfluchte er sein damaliges stolzes Auflobern! Warum hatte er Elsa nicht lieber an sich gezogen, sie mit Küssen zum Schweigen gebracht und ihr zugeflüstert: „Kleines Närrchen! Glaubst du wirklich, daß wir ohne einander leben könnten?“ Hätte er so zu ihr gesprochen, wie leicht hätte sich alles zum Guten gewendet! Man soll sein Lebensglück nicht dem Stolge opfern. —

Unlängst hatte er sich mit Anna Mató verlobt. Ein süßes, reines Kind, das ihn mit hartnäckiger Schwärmerei verfolgte. Wußte er selbst, warum er das gethan? Vielleicht, um Elsa zu vergessen, vielleicht auch täuschte ihn die flüchtige Ähnlichkeit, welche das Mädchen mit Elsa hatte.

Auch als Bräutigam ließ er sich oft jenes Lied vorspielen, dessen gezogene, melancholische Accorde auch gegenwärtig wieder sein Herz mit Weh erfüllten.

3.

Dieses Lied rief indes nicht allein in Németh, sondern auch in jemand anderem traurige Erinnerungen wach. Am Nachbartische verstummte plötzlich der fröhliche Lärm und Frau Elsa schaute mit sinnendem, umflortem Blicke starr auf das Tischtuch.

Der Zigeuner wiederholte das Lied nun schon zum drittenmal. Da endlich regte sich in der Frau eine seltsame Ahnung. Sie wurde sichtlich unruhig, nahm das Vorgnon und spähte durch dasselbe unter den Gästen forschend umher. Als sich ihr Blick nach rechts wendete, begegnete er den Augen Némeths. Sie erkannte ihn.

Erst nach mehreren Minuten wagte sie unter dem Rande ihres Hutes hervor wieder aufzublicken. Wiewohl sie sich von der ersten Betroffenheit schon erholt hatte, war ihr Antlitz noch immer brennend rot. Sie schaute Németh mit einem langen, ernsten und schmerzhaften Blick ins Auge. Dann huschte ein mattes Lächeln über ihre Lippen und aus ihrem Auge blitzte ein warmer Glanz hervor. Ihr feuchter Blick umschmeichelte den Maler erst wie mit sanfter Furcht, dann heftete sich ihr Auge beständig auf ihn, als würde dieser Blick mit eigensinniger Ausdauer immer wieder eine Frage wiederholen. Und wie gut verstand Németh dieses sprechende Auge! Es redete, jawohl, es redete ganz vernehmlich zu ihm.

„Bist du noch böse? Bist du sehr böse? Vergieb mir, ich liebe dich ja so sehr. Ich war unglücklich, nun aber bin

ich wieder glücklich, denn wir haben einander gefunden. Hast du mich noch lieb? Nicht wahr, du liebst mich? Ich will von dir geliebt sein!"

Ein heißer Blutstrom drang Németh ins Gesicht, während er leuchtenden Auges Elsa betrachtete. Er hatte die Empfindung, nun mit einem Schlage alles zurückgewonnen zu haben, was er verloren, und dieses Bewußtsein erfüllte ihn mit stolzem Triumphgefühl.

Wer dächte jetzt noch an Anna, seine alberne kleine Braut? Die Blicke der verliebten Frau gossen schäumende Lebenslust in ihn. Alles erschien ihm mit einem Male so schön. Die Nacht, die Musik, die Menschen.

Als ahnte sie seine frohe Stimmung, und als wollte sie selbe mit ihm teilen, zwitscherte Frau Elsa wieder lachend mit ihrem Gatten und ihren Verehrern, wobei sie dem Maler fortwährend glückselige Blicke des Einverständnisses zuwarf.

„Die Affen ahnen gar nichts! — Siehst du?“

Sie wünschte ein Glas Champagner, wahrscheinlich, weil sie auch Németh Sekt trinken sah.

Sie hob das breite Glas bis an die Augen und trank es mit einer kaum merklichen Bewegung kühn dem Maler zu.

Es war spät nachts, als Németh die Insel verließ. Er sah das lichte Kleid der Frau noch lange am Ufer. Elsa hatte ihre Begleiter zu einem Spaziergang am Strande beredet. Auf ihren Schirm gestützt, blickte sie regungslos dem Schiffe nach, das sich von der Insel entfernte.

4.

Sie sahen sich auch am nächsten und auch am dritten Tage wieder. Als der Maler am vierten Tage abermals auf die Insel hinüberfuhr, traf er auf dem Schiffe einen alten Domherrn, der ihn manchmal im Atelier zu besuchen pflegte. Nachdem sie ans Land gestiegen waren, suchte er den Geistlichen loszuwerden, doch dieser hängte sich in seinen Arm und sagte: „Wenn es Ihnen nicht lästig fällt, möchte ich Sie mit

einem begeisterten Kunstfreunde bekannt machen. Eigentlich sind es ihrer zwei, ein Ehepaar. Namentlich die Frau schwärmt sehr für die Malerei.“

Németh zuckte unwillig die Achsel, als jedoch der Prälat den Namen des Ehepaares nannte, biß er sich in die Lippen, um vor Überraschung nicht aufzuschreien.

„Baron Bernath mit seiner Gemahlin.“ Die Baronin Bernath war Elsa. Mit einem Blick durchschaute Németh die feine Frauenintrigue, deren Werkzeug der Domherr unbewußt geworden war. Die Baronin schien also jenes trotzigen Gelübdes eingedenk zu sein, daß Németh sie nicht mehr erkennen werde. Mit dem schlaun Takte der verliebten Frau fand sie nun einen Ausweg aus dem Dilemma.

Er traf das Ehepaar unter den Fichten. Der Domherr stellte Németh vor und dieser tauschte mit dem Baron einen Händedruck aus. Dann machte er vor Elsa eine höfliche Verbeugung. Man sprach von gleichgültigen Dingen, von der Schönheit der Margareteninsel und von Budapest.

Die Stimme des Malers hatte einen unsicheren Klang und auch aus den Worten der Frau war das Beben der Erregung zu vernehmen. Inzwischen fanden sie Zeit, sich durch einen raschen, flammenden Blick ob dieser Komödie, die sie der Zuhörerschaft zuliebe spielen mußten, gegenseitig um Verzeihung zu bitten. Der Baron unterbrach das Gespräch: „Sie ahnen gar nicht, Herr Németh, wie sehr mein Frauchen für Ihre Kunst schwärmt. In den Katalogen der Ausstellungen fahndet sie immer nach Ihrem Namen und in den Zeitungen entdeckt sie jede Nachricht, die sich auf Sie bezieht. Wir haben auch zwei Ihrer Gemälde erworben, die ‚Erste Liebe‘ und die ‚Dämmerung‘.“

Frau Elsa zupfte einige Grashalme aus und machte sich damit zu thun. Der Baron hing seine Hand in Némeths Arm.

„Verzeihen Sie, wenn ich nach kaum fünf Minuten unerger Bekanntschaft gleich mit einer Bitte an Sie herantrete.

Auf der letzten Winteraustellung sahen wir ein Porträt, eine weiße Frau mit weißem Vorhang im Hintergrunde —

„Die Gräfin Bilinska?“

„Jawohl. Bis dahin wußte ich nicht, daß Sie auch Porträts malen.“

„Es geschah bloß versuchsweise.“

„Wären Sie wohl geneigt, es auch mit uns zu versuchen? Nicht mit mir, nur mit meiner Frau — natürlich nur, wenn Sie Zeit haben. Die Stunden zu bestimmen, würden wir ganz Ihnen überlassen, und wenn Sie nicht auf die Insel herauskommen wollen, würde Sie meine Frau, so oft Sie es für gut finden, im Atelier besuchen. Ich glaube, es kann eine Frau ebenso anstandslos zu einem Künstler gehen, wie zu einem Arzte. Ich hätte gerne, wenn sie Ihnen in defolletem Kleide säße.“

Németh warf einen raschen Blick auf die Frau. Elsa war jetzt auffallend bleich und betrachtete die Spitzen ihres Schubes. Kein Zweifel, sie hatte das Ganze arrangiert. Nach längerer Pause wandte sie sich dann, verwirrt lächelnd, an ihren Mann.

„Herr Németh hat vielleicht gar nicht Zeit dazu.“

Diese schöne Frau mit ihrem liebevollen Erbleichen, mit ihren nackten Armen, sollte in sein Atelier kommen! Allein mit ihr hinter versperrten Thüren — dazu die lauschige Beleuchtung des Glasdaches, die Tropenpflanzen und die orientalischen Teppiche. Der Baron mußte entweder sehr ehrenhaft oder sehr dumm sein!

Als ob er die zweite Voraussetzung bekräftigen wollte, sah jetzt der Baron auf seine Uhr.

„Mein Kind, der Arzt hat Ihnen Bewegung verordnet.“

Er blieb mit dem Domherrn sitzen, während sich Elsa wortlos von der Bank erhob und mit einer Handbewegung den Maler zu sich winkte.

Sie promenierten unter den Baumriesen. Sie hätten einander so viel zu sagen gehabt und nun blieben sie recht lange

vor Nüßrung stumm. Als sie endlich zu sprechen anfangen, redeten sie nicht in der Sprache der Liebe.

„Sie sind Bräutigam?“ fragte Elsa, und ihre Stimme klang ein wenig bitter.

Némeths Antwort war eine geringschätzende Handbewegung. Er wollte damit beiläufig sagen: wenn ich will, so bin ich's, wenn nicht, bin ich's nicht. Ist es der Mühe wert, darüber zu reden?

Dann fing er, ebenfalls in bitterem Tone, zu sprechen an: „Sind Sie nun glücklich, Elsa?“

Die Frau ließ langsam den Kopf sinken.

„Glücklich!“ wiederholte sie leise und voll unendlicher Traurigkeit. In ihrem Auge erschien eine Thräne und lief ihr über das Gesicht.

Diese Thräne brachte das Blut des jungen Mannes mit einem Male wieder in Flammen.

„Elsa, was soll aus uns werden?“ fragte er leidenschaftlich.

Die Frau antwortete nicht. Der Maler wiederholte seine Frage. Da hob sie den Kopf empor und blickte Németh ins Gesicht.

„Sind Sie mir nicht mehr böse?“ fragte sie unter sanftem Lächeln.

„Sie wissen, daß ich dies nie imstande war.“

Sie mußten wieder schweigen, da sie in die Nähe des Barons kamen. Stumm schritten sie an den zwei munter plaudernden Alten vorüber. In der Nähe des jenseitigen Alleeausganges begann Elsa unter sonnigem Lächeln: „Ich habe viel an Sie gedacht, immer nur an sie. Manchmal befürchtete ich, Sie würden mich hassen, dann wieder glaubte ich zu fühlen, daß Sie sich nach mir grämten. Erst hatte ich Angst vor der Begegnung, seit einiger Zeit aber sehnte ich mich, Sie wiederzusehen.“

„Ich wußte, daß uns das Schicksal noch zusammenführen werde,“ sagte Németh ernst.

Als sie sich zur Umkehr wandten, sahen sie den Baron mit dem Geistlichen seinen Platz verlassen und sich ihnen nähern. Es erübrigte ihnen noch eine Minute, um sich ohne Zeugen miteinander auszusprechen. Diese Minute mußte rasch ausgenützt werden.

„Elsa, es kann nicht so bleiben. Wir können ohne einander nicht leben. Verlassen Sie Ihren Gatten und werden Sie ganz die Meine. Werden Sie meine Gattin. Ihre jetzige Ehe ist ja nur eine Lüge. Sie lieben Ihren Mann nicht. Ich will ihm das zu verstehen geben.“

Németh schwieg plötzlich still. Er bemerkte im Gesichte Elsas einen fremden Zug. Ubrigens hätte er ohnedies nicht weiter sprechen können, denn der Oberst war schon bei ihnen angelangt.

Sie begaben sich alle zusammen nach der unteren Insel und traten unterwegs beim Gärtner ein, da Elsa Blumen kaufen wollte. Zwischen den Kissenbeeten einherschreitend, blieben sie wieder einen Augenblick allein.

„Antworten Sie mir,“ sagte Németh leise. „Ich will wissen, was ich künftighin mit mir anfangen soll. Kann ich auf Sie zählen? Antworten Sie!“

Elsa beugte sich über einen Rosenstrauch und flüsterte rasch: „Dergleichen pflegt ohne Skandal nicht abzugehen. Und dann ist mein Gatte ein zu guter Mensch, er liebt mich sehr und gewährt mir jeden Wunsch. Ich habe Angst vor dem Skandal!“

Die Gesellschaft setzte den Weg zusammen fort. Németh war ein wenig bleich geworden, seinen Mund umspielte ein böses Lächeln.

Also die Baronin fürchtet den Skandal! In der von ihm ersehnten Verbindung, um die er in fieberhaften Nächten zum Herrn des Schicksals gebetet hatte, sah sie nichts als den Skandal. Und um den Skandal zu vermeiden, wollte sie nicht seine Gattin werden, sondern nur seine Geliebte.

Er blickte verstohlen nach der Frau und entdeckte auf ihrer niedrigen Stirne abermals jene ihm antipathische beschränkte

Hartnäckigkeit, die ihn seiner Zeit so oft mit Verzweiflung erfüllt hatte. Und er glaubte wieder in die tiefste Tiefe ihrer Seele hineinblicken zu können. Diese Seele war öde wie wüstes Haideland, so öde, daß sie nicht begriff, wie erniedrigend jene Lakaïenrolle war, die sie Németh zugebacht, als sie ihm ihre Hand verweigerte und dafür ihre Liebe anbot.

Ein erfrischender Lufthauch zog durch das Laub. Németh nahm den Hut ab und badete seine Stirne in dem kühlen Luftstrom. Und bald schien es ihm, als hätte ihm der Wind alles Sinnenfieber mit sich fortgerissen. Er fühlte sich wieder beruhigt, wieder rein.

Es freute ihn jetzt sogar, daß er Elsa wieder begegnet war. Es war die Abrechnung mit dem lockenden Irrlichte. Was ihn mit so dämonischer Gewalt zu ihr hingezogen, war ja nur Irrlichtglanz. Er liebte in ihr nicht die Frau, sondern nur den morgenroten Widerschein der Jugend, die Poesie seiner ersten Liebe.

Das Gaukelspiel war zu Ende. Ohne Groll oder Bitterkeit, nur mit einer reinen Betrübniß im Herzen, nahm er von dem Ehepaare auf der Verandatreppe Abschied.

„Wohin so eilig?“ fragte der Baron überrascht.

„Zurück nach der Stadt. Ich reise mit dem Schnellzuge ab. Nach Füreß, zu meiner Braut.“

„Und das Bild? Was wird aus dem Bilde?“

„Ich bedauere sehr, allein es ist mir jetzt unmöglich. Ich bin mit Bestellungen überhäuft.“

Bleich und stumm berührte Elsa die ihr dargereichte Hand. Und am Arme ihres Gatten stieg sie dann die Stufen empor, ohne sich auch nur ein einziges Mal nach dem Maler umzublicken.

„Was mag dieser Mensch nur haben?“ grübelte der Baron. „Knapp vorher zeigte er die größte Lust, dich zu porträtieren, während er jetzt —“

Mit einem hochmütigen Achselzucken, aber in bitterem Tone antwortete Elsa: „Er hat eben Launen, wie jeder Künstler!“

Der Seeräuber.

1.

Die ganze Gesellschaft schiffte sich in die fackelbeleuchteten, lampionbesteckten Rähne ein und ruderte unter klingendem Spiel und fröhlichem Lärm in den von der Dämmerung umhüllten Teich hinaus.

Allen voran eine Barke mit weißem Segel, die würdevoll und geräuschlos gleich einem phantastischen Schwane die Wogen durchschnitt — dahinter ein ganzer Schwarm von Rähnen und Seelentränkern. Von der Veranda des Badehauses aus gesehen: ein musizierendes Ungeheuer mit feurigen Schuppen, das sich launisch das Ufer entlang schlängelt.

Des Herrn Nestor kleiner Dampfer „Melusine“ wiegte sich noch stille im Auslaufshafen. Sein Benzinmotor hatte plötzlich den Dienst versagt. Die Maschine knisterte ärgerlich, der Maschinist kraute sich den Kopf, Herr Nestor, dessen gedrungene Gestalt in einer Art goldbefranster Admiralsuniform steckte, stampfte mit dem Fuße, und seine Gäste, Frau Zsoltar und ihre Tochter Olga, bewegten mit nervöser Ungeduld ihre Fächer.

In diesem Augenblicke glitt eine schlanke Sandoline neben die Melusine. Auf dem Schnabel leuchtete ein roter Lampion, die zwei Ruder führte ein breitschulteriger junger Mann.

„Wenn es beliebt, meine Damen, nehmen Sie meinen Rahn; zwei Sitzplätze sind frei.“

„Ach, Horvath,“ sagte das Mädchen. „Was geschieht aber mit Herrn Nestor?“

„Wenn der Dampfer flott wird, mag Herr Nestor nachkommen, und Sie steigen dann auf die Melusine über.“

Das Mädchen warf der Mama einen fragenden Blick zu. Frau Zsoltar klappte erschrocken den Fächer zu. Sie sollte

sich diesem schaukelnden Fahrzeug anvertrauen? Lieber noch warten.

Der Benzinmotor der Melusine ließ einen ohrzerreißenden Pfiff hören, ohne sich jedoch von der Stelle zu rühren.

„In der Schraube steckt der Fehler!“ rief Herr Nestor triumphierend aus.

Horvath wies auf den Sitz in seinem Rahne.

„Ist's gefällig?“

Draußen auf dem Teiche verstummte die Musik und eine weich tremulierende Männerstimme begann zu singen.

„Ledofsky, der Opernbariton,“ bemerkte das Mädchen.

Ohne selbst recht zu wissen, was sie that, stand sie schon oben auf der Brüstung des Dampfers und sprang, auf den muskulösen Arm Horvaths gestützt, in die schwankende Sandoline.

„Olga! Fräulein Olga!“ riefen Frau Zjoltar und Herr Nestor zugleich aus.

Horvath aber legte sich in die Ruder und setzte das leichte Fahrzeug mit raschen, kräftigen Schlägen in Bewegung.

Als hätte Olga schon bereut, was sie gethan, sagte sie: „Führen Sie mich, ich bitte, zum Segelboot, zu Tante Lidi!“

Die kleine Sandoline mit dem roten Champion folgte der kleinen Flottille eine Zeitlang im Kielwasser nach, plötzlich aber änderte sie in raschem Bogen die Richtung und schoß pfeilschnell nach der Mitte des Teiches, blindlings in die Nacht hinaus.

„Wir haben uns verfahren — wohin bringen Sie mich?“ fragte das Mädchen betroffen.

„Sie werden schon sehen.“

Horvath erhob das Ruder und führte einen tüchtigen Schlag auf den roten Champion. Der glühende Feuerball sank zischend ins Wasser. Sie blieben im Finstern.

„Horvath, was soll das?“

„Jetzt gehörst du mir, kleine Hexe!“

Das Mädchen sprang vom Sitze auf.

„Sind Sie verrückt geworden?“

„Das fragen Sie noch? Haben Sie mich nicht lange genug zum Narren gehabt.“

2.

Vor etwa zwei Jahren hatte sich Horvath mit Olga Zsoltar verlobt.

Die Sache wurde, sozusagen ohne Wissen der Kinder, von den Eltern geordnet. Der alte Zsoltar benötigte einen Schwiegersohn von guter Herkunft. Geld hatte er in Überfluß; mit Getreidehandel, Baugründen, Militärlieferungen und Zweigbahnbauten hatte er ein ungeheures Vermögen erworben; allein sich einen guten Ruf zu erwerben, dazu fehlte es ihm schon an der nötigen Zeit.

Beim alten Horvath war das Gegenteil der Fall. Er war ein Mann von berühmtem Namen, Mitglied der Akademie und des Magnatenhauses, Universitätsprofessor und vielfacher „etcetera“. Seit früher Jugend verwendete er all seine Zeit zur Vermehrung seiner Ordenssammlung; er besaß deren etwa zwei Trakt voll, vom portugiesischen Erlöserorden bis zum persischen Löwenorden. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß er keine Zeit gefunden, sich ein Vermögen zu erwerben.

Ganz Budapest fand es natürlich, daß sich diese zwei Leute heirateten, und selbst die Verlobten hatten nichts aneinander auszusetzen. Der Bräutigam hatte jene gewisse stürmische Leidenschaft schon hinter sich, die angeblich jedem Manne einmal die Seele durchwühlt, das Mädchen aber hegte selbst während es noch die Schule besuchte, keine romantischen Schwärmerien. Es waren zwei nüchterne, vernünftige Menschen, die sich mit heiterer Ergebung in ihr Schicksal fügten. Sie wollten nicht Komödie spielen und gestanden einander offen, daß sie sich nicht lieben, dabei aber bestrebt sein werden, in erträglicher Weise miteinander auszukommen.

Das Mädchen war besonders flug. Echtes Armenierblut.

Ein braunemaiiliertes Gesicht, lockiges Haar, sanft gebogene Nase, durchdringende schwarze Augen, ein zeitweilig aufblitzendes Lächeln um die Mundwinkel, in welchem viel Liebenswürdigkeit, aber auch ein bißchen Impertinenz lag. Sie war von niederem Wuchs, rundlich und dabei dennoch schlank.

Der Bräutigam kam anfangs selten zu Besuch, später wurde er ein häufiger Gast, zuletzt blieb er fast ständig dort. Es entwickelte sich zwischen dem Paare eine Art herzlicher Freundschaft. Dieses Verhältnis gestattete ihnen gegenseitig allerhand schlechte Witze und Neckereien. Später kam es, wenn sie bei besonders guter Laune war, oft zu förmlichen Balgereien, und entsetzte sich dann Frau Zsoltar über Olgas Ungezogenheit, so strich sich diese keuchend ihr zerrauftes Haar glatt und sagte lachend: „Arpad ist ein Narr!“

Da trat ein unangenehmes Ereignis dazwischen. Der alte Zsoltar hatte sich in irgend eine waghalsige Eisenbahnspekulation eingelassen, wobei er Millionen zu gewinnen hoffte, während es sich schließlich herausstellte, daß er eine halbe Million verloren habe. Dieser Verlust war sein Ruin; es zeigte sich plötzlich, daß er zwar ein großes unbewegliches Vermögen besaß, selbes jedoch mit riesigen Schulden belastet war. Zsoltar geriet in Konkurs und durfte froh sein, daß er mit heiler Haut dem Kriminal entronnen war.

Die Verlobung wurde natürlich gelöst. Olga besaß Takt genug, hiez zu den ersten Schritt selbst zu thun.

„Ich will Ihnen nicht zur Last fallen. Übrigens hätte ja die Sache ohnehin keinen Sinn mehr. Keines von uns besitzt etwas und keines ist zur Armut geboren. Sie haben noble Passionen, ich liebe es, schön zu wohnen und teure Kleider zu tragen. An jenes gewisse Märchen von der glücklichen Armut glaube ich nicht. Suchen Sie sich eine gute Partie, Sie finden deren noch genug. Und was mich betrifft, seien Sie unbesorgt — ich bekomme schon, was ich brauche.“

Sie reichten einander die Hand und trennten sich. Sie schieden als gute Freunde. Dem Bräutigam that die ganze

Sache sogar ein wenig leid. Wie denn nicht! War er doch an die Neckereien Olgas und an die lustigen Nachmittagsbalgereien schon so sehr gewöhnt! —

Horvath ging auf Reisen, Olga aber begann mit ihrer Mutter Bälle und Badeorte zu besuchen. Ziemlich lange blieb das erfolglos (Frau Zoltar behauptete, daß daran nur Olga selbst schuld sei, indem sie ihre reichen Verehrer niemals ermutige); endlich aber lernte sie in einem Plattenseebade Herrn Nestor, den neugeadelten Millionär kennen. Es hing jetzt nur noch von Olga ab, ob sie Frau Nestor werden wolle oder nicht.

An jenem Abende, als Olga ihrem Bräutigam wieder begegnete, wurde der Annenball abgehalten. Horvath war ganz unerwartet aufgetaucht; niemand wußte, woher er gekommen. Lächelnd ging er zwischen den beschleppten Damen einher und forderte später das Mädchen, als ob zwischen ihnen nichts vorgefallen wäre, zum Tanze auf.

Während des Walzers flüsterte er ihr zu: „Olga, ich habe mir die Sache überlegt. Es ist so, wie es ist, nicht in Ordnung! Ich kann ohne Sie nicht leben; ich habe es versucht, aber es gelingt mir nicht. Sagen Sie diesen Nestor zum Teufel und werden Sie meine Frau!“

Später promenierten sie Arm in Arm im Saale.

„Seien Sie klug, mein Freund,“ suchte ihn Olga, die von seinem Begehren ganz betroffen war, zu beruhigen, „machen Sie sich nicht lächerlich. Was sollen wir zwei miteinander beginnen? Zwei Bettler! Verderben Sie mir die Sache nicht! Und dann, wenn ich auch an mich nicht dachte, ich könnte es schon Ihretwegen nicht thun. Mein Stolz verbietet mir das.“

„Reden Sie nicht so, ich weiß, daß Sie mich lieben!“

„Ich — Sie?“

„Jawohl — Sie, natürlich; — Sie leugnen vergebens!“

Olga lachte laut auf.

„Lieber Freund, bisher hielt ich Sie für einen gescheiten

Menschen, jetzt sehe ich aber, daß auch Sie zu jenen gehören, die jederzeit zu irgendeiner Dummheit bereit sind. Ein Glück für Sie, daß Sie eine vernünftige Freundin besitzen, die Sie vor der größten Dummheit Ihres Lebens bewahrt. — Ich suche meine Mutter auf. Gott befohlen!”

Horvath blickte ihr sichtlich unangenehm betroffen nach.

Nach der Quadrille beantragte Herr Nestor, die Gesellschaft möge auf dem Teiche eine venetianische Nacht veranstalten.

* * *

Das Mädchen sprang vom Sitze auf.

„Sind Sie verrückt geworden?“

„Das fragen Sie noch? Haben Sie mich nicht lange genug zum Narren gehabt? Übrigens setzen Sie sich und bleiben Sie ruhig, sonst kippt der Rachen um!“

Olga ließ sich mißmutig auf ihrem Sitze nieder.

„Sagen Sie mir wenigstens, was Sie mit mir vorhaben?“

„Ich halte Sie bis morgen früh gefangen und gebe Sie sodann Ihrer Mutter zurück. Bis dahin werden Sie derart kompromittiert sein, daß Sie kein Nestor der Welt mehr zur Frau nimmt.“

Olga suchte die Sache als Scherz zu betrachten, als aber Horvath in seinem stummen, ruhigen Ernste verharrte, wurde Sie ein wenig zornig.

„Halten Sie diese Handlungsweise für ritterlich?“

„Ich gedenke meinen Fehler gutzumachen und Sie zur Frau zu nehmen. Ich vergaß Ihnen mitzuteilen, daß ich gestern zum Badedirektor von Tópart ernannt worden bin — mit dreitausend Gulden Gehalt!“

Olga antwortete nicht.

Horvath zog die Ruder ein und überließ den Rahn der sanften Strömung. Dieselbe trieb sie gegen die Insel. Die über das Wasser ragenden Bäume bildeten einen Laubtunnel

über ihren Häuptern. Im Gesträuch des Ufers leuchteten Tausende von Johanniskläfern, aus der Ferne klang leiser Gesang herüber.

So verging etwa eine halbe Stunde. Olga stützte den Kopf auf die Hand und es kam ihr — sie wußte selbst nicht weshalb — die Lust zu weinen.

Die Ballhülle glitt von ihrer Schulter; eine Stechmücke ließ sich auf dem bloßen Arm nieder. Olga merkte es gar nicht. Die Mücke flog dann vergnügt summend weiter, gleichsam berauscht von dem süßen Blute.

Horvath nahm das Mädchen bei der Hand. Auch er war ein wenig bewegt.

„Weinen Sie nicht, Olga!“ Dann setzte er leiser hinzu: „Dreitausend Gulden, sechshundert Gulden Quartiergeld und Heizpauschale!“

Ein markerschütternder Pfiff durchschallte die nächtliche Stille. Die „Melusine“ näherte sich, mit einer grünen Lampe am Schnabel, der Insel.

Ein alter Hecht mit dichtem Schnurrbart fuhr erschreckt aus dem Schläse und erhob sich neugierig auf den Wasserspiegel empor. Erstaunt sah er da im Schatten der Bäume zwei Menschenkinder sitzen, im schaukelnden Rahne eng aneinandergeschmiegt und stumm wie die Mäuschen. An dem Rahne fährt ein grünäugiges Ungeheuer zischend und pfeifend vorüber. Auf dem Kopfe des Ungeheuers steht ein Admiral mit Spauletten und brüllt aus voller Kehle: „Ho, holla, ho!“

Das Mädchen aber scheint leise zu lachen . . .

Ein Schönheitsfehler.

Sehe ich einen verliebten Menschen, einen so recht verliebten, den seine Liebe glücklich macht und veredelt, da überkommt mich allemal ein schmerzlicher Neid. Wie schön wäre es, wenn man noch einmal so ein Gefühl mitmachen könnte!

Niemals aber habe ich jemand um seine Liebe so beneidet, wie meinen Freund Andor. Dieser Mensch hatte mehrere Jahre in Petersburg als Vizekonsul zugebracht und als er wieder zurückkehrte, war er in puncto Blasiertheit an der Grenze des Nihilismus angelangt. Eine geraume Zeit hindurch ging er unter uns herum wie ein Prinz, der sich tödlich langweilt. Gähnend nahm er an unseren Vergnügungen teil, begleitete sie mit cynischen Bemerkungen und sprach von unseren Frauen in einem Tone, der uns manchmal ernstlich in Wut brachte.

Später — nun ja, später verliebte er sich bis über die Ohren in den erstbesten Backfisch, der es der Mühe wert fand, mit ihm zu liebäugeln. Er verliebte sich wie ein Gymnasialschüler und verfiel noch einmal in all jene Albernheiten, die er schon längst vor der Maturitätsprüfung durchgemacht hatte. Er machte in sternhellen Nächten einsame Spaziergänge, versank bei den Klängen der Zigeunermusik in Träumerei, verschlang Heines Buch der Lieder und fand zu seiner Überraschung, daß all diese Lieder von Rechts wegen er hätte dichten müssen.

Ehedem hatten wir ihn für einen furchtbaren Frauenbändiger gehalten, jetzt, wenn wir ihn in Gesellschaft seines Herzensbackfisches sahen, empörten wir uns über sein unbeholfenes Auftreten.



Mitunter nahm er einen von uns hopp, zog ihn mit sich nach Hause und eröffnete ihm da sein Herz. Bei solchen Anlässen war er allemal dem Weinen nahe.

„Ich schaudere, wenn ich an meine Vergangenheit denke. Bisher lebte ich eigentlich wie ein Tier! Es war das sozusagen gar kein Leben. Ich lebe erst, seit ich sie kenne!“

„Warum heiratest du sie nicht?“

„Ach, Freund — dieses Mädchen wird mich doch nicht zum Manne nehmen!“

Dieses Mädchen? Sie besaß alles in allem zehntausend Gulden. Häßlich war sie gerade nicht, allein ich möchte sie auch nicht schön nennen. Eine mäßig hübsche Blondine mit einem Stumpfnäschen und klugen Augen. Besondere seelische Schönheiten entdeckte ich an ihr niemals. Sie zählte einfach zu jenen Tugendmädchen, deren größter Reiz in ihrer Jugend liegt.

Das halbe Komitat sprach schon von der Liebe Andors, als eines Tages Magdas Vater — ihre Mutter lebte nicht mehr — Andor im Kasino beiseite nahm und ihn über das Mädchen in ein Gespräch zog. Er sprach ehrlich und klug, wie es einem verständigen Manne geziemt.

„Sag es offen heraus, Bandi*), mein Junge, was du auf dem Herzen hast! Es ist ja kein so arges Verbrechen, daß du in meine Tochter verliebt bist. Soviel ich weiß, ist dir das Kind auch nicht böse, und wenn es dir um die Sache ernst ist, würdet ihr euch bald miteinander verständigen. Vor allem aber sieh dich nach einer ehrsamem Beschäftigung um. Mit deiner diplomatischen Laufbahn bist du wohl gänzlich zu Ende, und dein Vermögen hast du, wie es scheint, bei den Russen gelassen. Du bist Jurist; ich halte es für das Vernünftigste, du legtest die Advokatenprüfung ab. Bei der nächsten Komitatswahl würden wir dich dann zum Oberfiskal

*) Rosenname für Andor (Andreas).

machen. Wenn sich die Verwandtschaft ins Zeug legt, kann das nicht schwer fallen —“

Auf diese Weise kam es zur Verlobung. Von nun an trat bei Andor eine Art ständiger froher Erregtheit zu Tage. Sein Glück, dessen er sich so unwürdig dünkte, wollte ihm kaum glaubhaft erscheinen. Auch uns gegenüber gab er sich auffallend sanft, fast demütig. Immerwährend sann er nach, wie er uns kleine Freuden bereiten könnte. Er wollte jeden von uns glücklich sehen. Am liebsten hätte er seine Cigarren, sein Geld und alles, was er besaß, unter uns verteilt.

Später begab er sich nach der Hauptstadt. Seinem Schwiegervater gab er sein Ehrenwort, daß er dessen Tochter nicht wiedersehen werde, bevor er sein Abvoкатendiplom erhalten habe. Der Alte wollte seiner Tochter nicht vergebens den Kopf verdrehen lassen und bestand auf die Ablegung des Examins.

Meinerseits muß ich gestehen, daß ich wohl an die Liebe Andors, nicht aber an die Möglichkeit glaubte, daß er die Prüfung ablegen werde. Ein Mann, so dachte ich, richtet sich für seine Liebe zu Grunde, er stirbt für sie, allein er macht für sie kein Examen.

Bald darauf kam ich selbst nach der Hauptstadt. Als ich da Andor in seiner kleinen Vorstadtwohnung aufsuchte, mußte ich ihm insgeheim Abbitte leisten. Er lebte in strenger Zurückgezogenheit und verbrachte seine ganze Zeit über den Büchern und mit dem Schreiben von Liebesbriefen. Beim Studieren stand ihm ein armer jüdischer Jurist zur Seite, der mit zäher Ausdauer aus dem Acker das Unkraut jätete, das über Andors juristischem Wissen üppig gedieh; und so nötigten sie dem geistigen Brachfelde neue Keime ab.

Noch im Frühjahr erhielten wir aus unserem Komitate Nachricht von einem Unglücksfalle, der der armen kleinen Magda widerfahren war. Als sie sich eines Morgens mit dem Brenneisen das Haar krausste, explodierte die Spirituslampe in ihrer Hand und verursachte ihr im Gesicht und an

dem Halse Brandwunden. Die Nachricht versetzte Andor in entsetzliche Aufregung und er packte sofort seinen Koffer. Der grausame Schwiegervater erinnerte ihn jedoch telegraphisch an das gegebene Ehrenwort. Andor möge nur ruhig seine Arbeit fortsetzen; er könne ja dem Mädchen ohnehin nicht helfen. Übrigens sei Magda kein ernstlicher Unfall zugestoßen; alles in allem habe sie ein paar Brandwunden erlitten. Sie werde vier, fünf Tage das Bett hüten, und dann vom ausgestandenen Schrecken, wie auch von der Krankheit erholt sein . . .

Vier, fünf Tage gab's zwischen den jungen Leuten einen erregten Briefwechsel. Andor beruhigte sich erst, als er erfuhr, daß Magda das Bett schon verlassen habe. Als ich ihn eines Tages besuchte, fiel er mir, selig vor Freude, um den Hals.

„Ach, Freund, wie war ich erschrocken! Nun ist aber wieder alles in Ordnung. Der Alte schreibt mir, Magda habe einige rote Flecken auf dem Halse und im Gesichte — weiter nichts!“

Nachdenklich blickte Andor eine Weile vor sich hin, dann sagte er mit ernster Miene: „Weißt du, daß es mir sogar Freude machen würde, wenn sie häßlich geworden wäre?“

„Du bist, scheint es mir, übergeschnappt!“

„Ich rede in vollem Ernst. Magda ist schön, gut und edel; sie ist in allem so vollkommen, daß ich mich ihres Besizes unwürdig fühle. Es brächte uns einander näher, wenn sie irgendeinen Fehler besäße. Wozu brauche ich auch ihre Schönheit? Ich liebe ihre Seele, diese krystallreine, erhabene Seele; das schöne Antlitz ist ohnehin nur dazu da, daß sich fremde Leute unverschämterweise daran ergötzen.“

Ich hielt es für angezeigt, das Gespräch abubrechen; wußte ich doch, daß mit Verliebten nicht zu disputieren ist.

Im Herbst bestand Andor glücklich das Advokatursexamen. Ich erfuhr das Ergebnis im Eisenbahncoupé. In größerer

Gesellschaft reiste ich zu einem Freunde auf die Wachteljagd. Knapp vor Abgang des Zuges sprang auch noch Andor zu uns herein. Sein Gesicht strahlte vor Glück.

„Ich habe das Diplom. Ich fahre nach Hause. In sechs Wochen giebt es Hochzeit!“

Auf der ganzen Reise waren Jagdabenteuer der Gesprächsstoff. Andor saß dabei stumm in der Ecke und vertiefte sich immer wieder aufs neue in ein Päckchen Briefe. Erst als das Abenddunkel hereinbrach, unterbrach er die Lektüre.

Gegen neun Uhr langten wir im Heimatsorte an. Andor sprang als erster aus dem Coupé.

„Magda!“

Ein schlankes Mädchen lief in seine Arme. Die beiden hielten sich glücklich und bewegt lange umfangen, als wollten sie nie wieder voneinander lassen. Wir gingen dann unseren Wachtelhunden nach. Beim Ausgange trafen wir Andors Schwiegervater.

„Ihr wollt bei Tagesanbruch nach St. János hinausfahren? In der Stadt erhaltet ihr keine Unterkunft. Die Gasthöfe sind voll von Dorfnotaren, die morgen eine Versammlung haben. Geht ihr euch mit einem Strohsack zufrieden, so könnt ihr bei mir übernachten.“

Wir nahmen dankend an und gingen zu Fuß nach dem Hause des Alten. Das Brautpaar war uns schon vorausgeeilt. Als wir in das erleuchtete Speisezimmer traten, fanden wir dort Andor allein.

„Und deine Braut?“

„Sie ordnet sich nur ein wenig das Haar.“

Der alte Herr lachte.

„Die Begrüßung muß sehr gründlich ausgefallen sein, wenn sich dabei sogar ihr Haar zerraupte!“

Zwei Minuten später trat Magda, weiß gekleidet und verwirrt lächelnd, ins Zimmer.

Barmherziger Himmel! Was war aus dem Mädchen geworden! Die elende Spirituslampe! Von dem Unfall war

sonst keine Spur zu sehen, nur ein thalergroßes Brandmal, bläulich rot, geschwollen und — mitten auf der Nase. Die raffinierte Bosheit des Zufalls hatte das Gesicht der Armen häßlich und lächerlich gemacht. Und die frische Farbe ihres Antlitzes, der fröhliche Glanz ihrer Augen erhöhte noch die Komik ihrer Erscheinung. Ein schlankes, zwitscherndes Mädchen, mit einer Nase wie ein alter Trunkenbold!

Beim Abendessen betrachtete ich Magda lange genau. Es überkam mich dabei ein Gefühl wütender Bitterkeit. Ich bemitleidete das Mädchen und ärgerte mich über mich selbst, daß ich die Wirkung des ersten Eindruckes nicht loszuwerden vermochte. Ich konnte mir nicht helfen: das Mädchen, das ja nur Bedauern und Achtung verdiente, erschien mir entsetzlich lächerlich. Ich mußte sie mit ganz anderen Augen betrachten, wiewohl nur eine kleine Veränderung an ihr zu bemerken war: ein winziges Stückchen Haut, früher weiß, jetzt rot. Ihr Gemüt, ihr Verstand sind die alten, und ich, in meiner rohen Selbstsucht, würde es lieber sehen, wenn ihr Gemüt, ihr Verstand sich verändert hätte und nur ihre Nase die frühere geblieben wäre!

Weber Magda, noch ihr Vater schienen sich der entsetzlichen Veränderung, die das Mädchen erlitten, voll bewußt zu sein. Sie mochten sich allmählich an den Anblick gewöhnt haben. Der Alte witzelte sogar darüber.

Andor, der seine Braut erst jetzt beim Lampenlichte genau sah, war bleich und fast starr geworden beim Betrachten dieser entsetzlichen Nase.

Wir suchten bald unser Nachtlager auf. Als der Tag anbrach, fuhren wir auf die Wiese von St. János. Im Abenddunkel kamen wir todmüde nach der Stadt zurück und eilten geradeswegs nach dem Bahnhofe.

Ich hörte lange Zeit nichts von Andor und seiner Braut. Später erfuhr ich, daß die Verlobung gelöst worden sei. Das Mädchen selbst hatte sie gelöst. Sie mochte die furchtbare Enttäuschung wahrgenommen haben, die sich Andors bemäch-

tigt hatte, und wollte daher wegen eines gegebenen Wortes nicht zwei Menschen unglücklich machen.

Ich sagte mir im stillen, daß mein Freund ein Schuft sei. Dabei aber hegte ich lebhafteste Dankbarkeit für das Schicksal, das an Stelle Andors nicht mich vor ein derartiges Fragezeichen gestellt hatte.

Miß Mill.

Die Hände in den Hüften, steht Eva auf der sonnigen Wiese und sieht den Schwalben zu, wie sie über dem schwefelgelben Rapsfelde jauchzend durcheinander jagen.

Einer plötzlichen Laune folgend, löst sie ihren großen, mit Klatzsrosen geschmückten Strohhut vom Kopfe und wirft ihn hin in das frischgemähte Heu.

Als ob sie der Hut nach sich zöge, erfaßt sie ein angenehmer Schwindel, sie wirft sich in die Kniee und streckt sich dann im duftigen Heu der Länge nach aus.

Einen Grashalm zwischen den Zähnen blickt sie zum Himmel empor — zu dem dunkelblauen Himmel des Banats, in dessen Innerem sich glänzende weiße Nebelgestalten zu bewegen scheinen.

Eine unaussprechliche Befriedigung umfängt sie. Wie schön wäre es, wenn die kreisende Welt jetzt plötzlich stehen bliebe! Wenn es niemals Nacht, niemals Winter würde, wenn alles bliebe, wie es ist! Sie aber sollte sich allewig hier im Heu wälzen können, erfüllt von dem herrlichen Bewußtsein, vor der französischen Lektion geflüchtet zu sein und so den Geliebten zu erwarten.

Ein rasch näher bringendes, eintöniges Klappern scheucht sie aus der Ruhe. Auf dem schmalen, holperigen Niedwege trabt ein leichter Jagdwagen daher. Auf dem Bocke sitzt, die Cigarette zwischen den Zähnen, ein Mann in tadellosem weißen Flanellanzuge, eine Oleanderblüte im Knopfloche.

Das Mädchen springt auf, schwenkt über dem Kopfe den großen Hut und eilt flammend roten Antlitzes auf den Wagen zu.

„Adam! Hier bin ich! Hier bin ich!“

Über das schöne, düstere Gesicht des Mannes huscht ein leichtes Lächeln. Er streckt ihr die Hand entgegen.

„Schon wieder ohne Sonnenschirm? Du bist ja schon so schwarz, wie ein kleiner Kongoneger.“

Mit dem Goldemail ihres Gesichtes gemahnte sie an die Andalusierin, welche Muffet besang.

Mit der Gewandtheit eines Wiefels erklettert sie den hohen Kutschbock, nimmt dem Manne die Blume aus dem Knopfloch, steckt sie in ihren lederen Gürtel und ergreift sodann voll Ungeduld die Zügel.

„Wohin fahren wir?“ fragt sie leuchtenden Auges.

„Vielleicht zu Miß Will?“ neckt Adam.

„Nein, nein!“

„Zur Pumpe?“

„Ja, ja!“

Steif sitzt sie da, hält die Zügel fest in den zitternden Fäusten und schaut mit halb geöffnetem Munde aufmerksam zwischen die Pferde; zeitweilig schnalzt sie mit der Zunge. Pfeilschnell, oft holpernd und hüpfend rast das Gefährte weiter. Gerade vor ihnen, über dem fernen Damme, erhebt sich am Horizont eine graue Rauchlinie. Dort ist die Dampfpumpe.

Von Evas Stirne löst sich langsam eine Haarlocke los und gleitet ihr übers Auge. Herr Adam streicht dieselbe zärtlich beiseite und läßt dann seine Hand auf des Mädchens Schulter ruhen.

„Liebst du mich?“ fragt er leise, mit bewegter Stimme.

Das Mädchen winkt ihm, wie ein glückliches Kind, verstoßen mit den Augen zu und nickt mit dem Kopfe ein Ja.

„Wirklich? Einen so alten Mann?“

Eva neigt das Haupt zur Seite, um die Hand auf ihrer Schulter mit dem Gesichte berühren zu können.

„Fünfzehn Jahre sind kein großer Unterschied,“ sagt sie.

„Und jetzt habe ich auch keine Angst mehr vor Ihnen.“

„Vorher habtest du Angst?“

„Ein wenig. Sie sind ja mein Vormund. Mitunter schrieben Sie mir so strenge Briefe, wenn mich Miß Will verklagte, daß ich nicht Französisch lernen will.“

„Nicht wahr, du lernst auch jetzt nicht gerne?“

„Gewiß nicht,“ antwortete das Mädchen aufrichtig.

Plötzlich heiterte sich ihr Antlitz auf und lachend sagte sie: „Wissen Sie, daß ich voriges Jahr, als Sie zur Gesandtschaft nach Bukarest versetzt wurden, schon auf Sie eifersüchtig war. Ich hörte sagen, daß die Bojarenfrauen sehr schön und kokett seien.“

Auf dem Rasen pflog eine Herde schütter verstreuter Schafe der Mittagsruhe. Der Schäferhund stürzte sich mit heiserem Gebell den Rossen entgegen. Das Sattelpferd begann unruhig zu werden. Herr Adam erfaßte die Zügel und mit denselben zugleich auch die behandschuhte Kinderhand.

Sie langten bei der Pumpe an. Am Fuße des Dammes stand eine kleine Holzhütte, in welcher das Miniaturlokomobil feuchte. Der Maschinist mit der blauen Bluse schwenkte grüßend die Kappe. Sie sprachen mit dem Alten ein paar Worte, dann schauten sie sich ein wenig in der Gegend um. Unter den Weiden schreitet gravitatisch ein Storch in den giftgrünen Froschlinsen daher, jenseits des Teiches wogt das Schilfmeer, am Horizonte flattert mit steif gestreckten Halsen ein Wild-entenschwarm.

Später wendeten sie sich nach der Pusta um. Sie nahmen die Zügel vierhändig. Eva fand den Sitz unbequem und sie lehnte das Haupt an die Schulter des Mannes.

„Soll ich es Miß Will heute sagen?“ fragte er das Mädchen.

„Noch nicht; erst nächste Woche. Es ist gut, so zu leben.“

Später fügte sie hinzu: „Ich weiß nicht, weshalb, allein ich glaube, Miß Will wird sehr böse sein, wenn sie alles erfährt.“

„Also gut: nächste Woche.“

Der Wagen rollte die rauschende Pappelallee entlang. Beim Gemüsegarten hielten sie an. Das Mädchen sprang vom Boote und verschwand, den Hut auf den Arm gehängt, zwischen den Weinlauben. Der Wagen rollte vor den niederen Säulenhof des schindelgedeckten Kastells. Herr Adam begab sich in die Empfangsstube. Das Stubenmädchen stieß die Jalousien der Gartensenster auf. Draußen, im Laube der Platanen, pfiff eben eine neugierige Goldamsel.

Später trat Miß Will herein. In rauschender Seide, mit durchscheinenden Spitzenärmeln und jener königlichen Haltung, die sie sich zu eigen machte, als sie einmal drei Monate lang eine Prinzessin Esterhazy unterrichtete.

„Guten Tag, Miß Will! Nichts neues im Hause?“

Die Miß bot ihm würdevoll Platz an.

„Es freut mich sehr, Sie zu sehen. Es ist an der Zeit, Ihnen zu sagen, was ich bisher aus Zartgefühl verheimlicht habe: das Kind macht in den Studien gar keine Fortschritte!“

„Um, und sie ist doch schon achtzehn Jahre vorüber!“

Die Miß bewegte langsam ihren Fächer.

„Sie gehört zu jenen unglücklichen Geschöpfen, die ich, im Gegensatz zur Aristokratie des Geistes, die Plebejer des Geistes zu nennen pflege. Es wäre vergeblich zu leugnen, daß das Kind sehr beschränkten Geistes ist. Durch eiserne Ausdauer würde sie vielleicht diesen Mangel wettmachen können, bei ihrer jetzigen Nachlässigkeit aber wird sie nicht vermögen sich für ihren künftigen Lebensberuf vorzubereiten.“

„Lebensberuf?“

„Ja wohl. Als Sie mir in der Erziehung des Mädchens freie Hand gestatteten, beschloß ich, sie zur Erzieherin auszubilden. Meines Wissens besitzt sie kein Vermögen. Auch diese kleine Puzta haben Sie angekauft, als sie unter den Hammer kam. Vorläufig halten Sie Ihr Mündel wohl noch aus Gnade hier, allein das kann nicht lange so bleiben. Heute

Herr Adam winkte Eva heran. Ermutigt kam sie herab, stellte sich, gleichsam Schutz suchend, hinter seinen Stuhl und legte beide Hände auf seine Schultern. Der Mann ergriff ihre Hand; sie war warm und etwas feucht, wie jene Dämonas. Und mit ernster Miene wendete er sich zur erstaunten Miß Will: „Berehrte Miß, gestatten Sie, daß ich Ihnen die Sache vom Anfang erzähle —“

Frühlingsfieber.

In der Dämmerung eines Frühlingsabends kehrten sie zum erstenmal in diesem Jahre von der Insel zurück.

Sie hatten sich mit Sonnenschein, Ozon und Akazienduft vollgesogen und lehnten jetzt ermattet an der Brüstung des Verdecks. Die schlanke „Fecse“*) erzitterte unter den regelmäßigen Stößen der pustenden Maschine. Pfeilschnell flogen sie das in Schatten gehüllte Ufer entlang. Hoch über ihren Häuptern glitt, wie ein riesiger Triumphbogen, die Wölbung der Margaretenbrücke vorbei.

Das Schiff hatte viele Fahrgäste. Frauen mit bunten Hüten, elegante Herren saßen oder lehnten, zu stummen Gruppen zusammengedrängt, umher. Auch die Gesprächigen redeten nur mit leiser, gedehnter Stimme. Auch ihre Sinne waren förmlich erstarrt in jener wohligen, andachtsvollen Trägheit, die sich auf die Nerven Kanuths gelegt hatte. Als er so zwischen den duftigen Batistkleidern umherging, mochte er sich wie ein junger Kater vorfinden, der in lauer Sommernacht geräuschlos über die steilen Dachkämme schleicht und sich schnurrend an der Schornsteinmauer reibt.

Die Militärkapelle fuhr aus dem unteren Gasthause der Insel auf demselben Schiffe nach der Stadt zurück. Sie hatte sich's um den hohen Rauchfang des Dampfers bequem gemacht und begann zu spielen. Das Knistern des Dampfkessels mischte sich zu wundervoller Harmonie in die fröhlich prickelnden Rhythmen.

Es fielen Kanuth seine übernommenen Pflichten ein und er begab sich zu seiner Cousine zurück. Am Schnabel des

*) Schwalbe.

Schiffes stand sie, auf einen langstieligen Sonnenschirm gestützt. Sie war in ihrem etwas kühn geschnittenen Frühlingskleide überaus hübsch. Er fragte sie um den Text des Marsches.

Leise wie ein schläfriges Böglein zwitscherte sie: „Frisch drauf, voran, mein Liebchen!“

Ihre Stimme zitterte wie vor Rührung. Sie schwieg still und deutete mit dem Kopfe nach Ruhn, der in sich zusammengekauert auf dem Feldstuhle Cigaretten rauchte.

„Hör' mal,“ sagte sie ohne jede Einleitung, „die Frühlingsluft ist Ruhn zu Kopf gestiegen und er will mich heiraten.“

Ranuth wunderte sich hierüber nicht sehr, er sah indes ein, daß er die beiden nicht hätte allein lassen sollen. Er hatte ja längst befürchtet, daß ihre Feiertagsausflüge zu etwas ähnlichem führen werden.

„Eine Dummheit, nicht wahr?“ fragte Irma, ihre Zähne zeigend. „Ruhn und ich — was sollte aus uns werden?“

Sie sagte dies in einem Tone, als ob es ihr sehr lieb wäre, wenn ihr jemand widerspräche. Auch leuchteten ihre Augen in so feuchtem Glanze.

„Und was wird so aus euch werden?“ fragte Ranuth, nur um Zeit zu gewinnen.

Das Mädchen zuckte die Achseln. Ruhn warf seine Cigarette weg und beugte sich näher.

„Ich will es dir sagen, was aus uns werden soll. Nichts! Irma bildet sich vorderhand noch ein, eine große Künstlerin zu sein. Ihre Stimme ist freilich gut, ihr Spiel recht lieb, jedoch nur zu Hause. Auf der Bühne nimmt es sich schlecht, falsch, ungeschickt aus. Das wird immer so bleiben, sie wird ihrer Begabung niemals Geltung verschaffen können, was auch ihre Lehrer und Kolleginnen sagen mögen. Die Equipe, die Brillanten, die Villa — aus all' dem wird nichts!“

Er beugte sich ganz nahe zum Gesichte des Mädchens, während er kurz und bündig erwiderte: „Nichts wird aus ihr, höchstens eine gute Hausfrau!“

Irma blickte mit halb geschlossenen Augen auf ihn und hörte mit sichtlichem Vergnügen seinen Grobheiten zu.

„Was aber mich betrifft,“ setzte Ruhn in mehr galligem Tone fort, „bin ich auch mit mir schon im reinen. Ich habe Talent, bin aber kein Genie. Etwas wahrhaft Bedeutendes werde ich nie schaffen. Ich weiß geschickt zu malen, mein Pinsel richtet sich nach dem jeweiligen Geschmacke der Leute, das ist alles. Man wird mir emporhelfen, mich in Mode bringen, nur zu bald werde ich aber wieder aus der Mode kommen. Ruhm und Reichthum wird mir niemals werden, ebensowenig wie Ihnen. Wenn wir vernünftig sein wollen, versuchen wir es mit dem Glücke. Werden wir anspruchslöse Spießbürger, arm, aber glücklich!“

„Arm, aber glücklich!“ sagte Irma leise.

Ein schmetternder Accord verschlang ihre Worte. Das wunderliche Paar nahm von der Anwesenheit eines Dritten gar keine Kenntniss. Stumm standen sie jetzt nebeneinander. Ranuth schien es, als fühlte er, wie ihre Gedanken mit parallelem Flügelschlage in die Zukunft streiften. Nach einer kleinen Vorstadtwohnung, die für eine schlichte Plüschgarnitur, eine Malerstaffelei, ein Klavier und zwei arme glückliche Menschen Platz bietet.

Es war völlig dunkel geworden. Die Umrisse der Donauufer und der Kettenbrücke zeichneten sich als punktierte Feuerlinien auf dem schwarzen Hintergrunde ab.

Ein rasch näher kommender Schrei ertönte, dann glitt ein schwarzer Knäuel aus der Höhe hinab und verschwand klatschend im Wasser. Im Nu war das Schiff alarmiert: jemand war von der Brücke in die Donau gesprungen.

Die Passagiere drängten sich an die rückwärtige Brüstung, einige Matrosen sprangen polternd auf das untere Verdeck hinab. Die Maschine hielt inne. Auch auf dem Ufer liefen die Spaziergänger zusammen, sie riefen und winkten von den Laternen her dem Schiffe zu, aber vom Dampfer aus war nichts zu sehen wie Wasser, schwarzes Wasser.

„Fecste“ fuhr später stromabwärts weiter, langsam, fast betrübt darüber, daß sie nicht zu helfen vermochte. Das Publikum debattierte erregt, einige junge Leute schimpften auf den Kapitän, weil er das Rettungsboot nicht flottmachen ließ. Die arme Irma war sehr bleich geworden. — Warum hatte dies jetzt geschehen müssen? Gerade jetzt!

Auf Ruhns Antlitz erschien ein saures Lächeln.

„Jrgend ein verkommenes Talent,“ murmelte er.

Auf dem Schwurplatze stiegen sie aus. Irma hängte ihre Hand müde in Kanuths Arm, zog ihn aber dann trotzdem nach dem Korso hin. Es lockte sie das elektrische Licht des Caféhäuses an; sie empfand ein kindliches Vergnügen an dieser weißen, vornehmen Beleuchtung.

Vor der Reboute entstand eine Menschenansammlung. In dichtem Knäuel drängten die Neugierigen nach der schmalen Treppe, die zur Schiffstation führte. Auf dem unteren Quai bewegte sich eine wimmelnde Menge um einen auf der Erde liegenden unsichtbaren Gegenstand. Irma blieb plötzlich stehen.

„Man hat ihn also herausgezogen!“

Ein ihnen bekannter alter Polizeibeamter grüßte ihnen von weiten zu.

„Man hat den armen Teufel doch erwischt!“

„Ein reines Wunder bei dieser Finsternis!“

„Unsere Bootsleute sind sehr geschickt, sie fanden ihn bei Laternenlicht.“

„Lebt er?“ fragte das Mädchen.

„Dort liegt er zähnelappernd. Die Schutzleute haben ihn mit Köcken zugebedt, bis ihn die Retter abholen.“

„Und warum hat er das gethan?“

„Er sagt, er habe fünf Kinder.“

„Damit hat er freilich alles gesagt.“

„Der Himmel mag es wissen, weshalb gerade die armen Leute so unsinnig darauf los heiraten. Sie bilden sich ein, ohne einander nicht leben zu können, und nach ein paar Jahren kommt so etwas heraus.“

Sie hörten dem entrüsteten Alten nicht länger zu.

„Gehen wir nach Hause,“ sagte Irma, „Mama wird schon ungeduldig sein.“

„Freilich, die Mama,“ warf Kanuth hin. „Schauen wir morgen nicht zum ‚Fasan‘ hinauf?“

„Nein,“ erwiderte Irma leise. „Ich habe morgen Gesangsstunde und bisher ohnehin schon genug versäumt.“

„Auch ich könnte nicht gehen,“ sagte Ruhn, „ich muß endlich einmal mein Bild fertig machen.“

Vor dem Thore verabschiedeten sie sich kurz voneinander. Kanuth ging mit Irma ins Haus hinein. Ruhn aber blieb noch eine gute Weile stehen und horchte sinnend ihrer auf dem Korridor verhallenden Schritte. Dann fiel eine Thür ins Schloß und es wurde totenstille.

Ruhn begab sich ebenfalls nach Hause. Anfangs ging er langsam und zögernd vorwärts, als ob er die Schwelle dieses Hauses ungern verließ. Als er aber in die Waiznergasse eingelenkt hatte, eilte er mit seinen gewohnten langen, wiegenden Schritten zwischen den glänzenden Auslagen und der eleganten Menge hindurch.

Er mochte bei guter Laune sein, denn er piffte das Marschlied vor sich hin: „Frisch drauf, voran, mein Liebchen!“

Fräulein Iza.

Aus dem Tanzsaale drangen die gedämpften Klänge eines leichtblütigen Walzers in den Wintergarten hinaus.

Unter den zackigen Blättern einer Palme saßen die beiden traulich beisammen. Niemand störte sie. Die ganze Badegesellschaft war längst überzeugt, daß dieses Paar keine menschliche Gewalt voneinander zu trennen vermag, und ließ sie daher großmütig allein. Tauchte auch zuweilen hinter dem Thürvorhange ein echauffierter Mädchenkopf auf, so verschwand er, mit einem vielsagenden Lächeln auf den Lippen, im nächsten Augenblicke sicher wieder.

„Nächste Woche reise ich also ab,“ wiederholte Herr Beni wohl schon zum drittenmal. Diesmal fügte er hinzu: „Ist's Ihnen nicht ein wenig leid, Iza?“

Iza warf ihm einen verwunderten, lächelnden Seitenblick zu, der zu sagen schien: „Erwartest du am Ende, daß ich dir eine Liebeserklärung mache?“

„Ein wenig ist's mir leid,“ erwiderte sie zögernd.

„Ach, Iza, Sie wissen gar nicht, wie schwer es mir ankommt, Sie zu verlassen.“

Herr Beni war übrigens nicht immer so dumm; nur die Liebe hatte ihn dazu gemacht. Er hatte sie sehr lieb, dieses schöne, sanfte Mädchen; seit Beginn der Saison schon machte er ihr den Hof. Sein Hofmachen bestand eigentlich nur darin, daß er sich täglich eine halb aufgeblühte Maréchal-Niel-Rose ins Knopfloch steckte. Das Mädchen unterließ es keinen Tag, die schöne Blume zu bewundern. Herr Beni bot ihr hierauf allemal die Rose höflich an und Iza trug dieselbe sodann bis zum Abend an ihrem Busen. Das war alles. Für warmblütigere Menschen eine Kleinigkeit, für sie, sanftblütigere, eine Liebesintrigue.

„Iza, Sie wissen gar nicht, wie schwer es mir ankommt, Sie zu verlassen.“

Wieder dieser verwunderte, lächelnde Seitenblick. Jetzt aber schien dieser Blick sagen zu wollen: „Närrchen, brauchst du mich denn hier zu lassen? Nimm mich doch mit dir!“

Das Mädchen hatte heute, wie man zu sagen pflegt, einen sehr hübschen Tag. Bei dem milchweißen Lichte der elektrischen Lampe war sie noch netter als gewöhnlich.

Jetzt glitt ihr der schwanbesezte Fächer vom Schoße auf den Parkettboden hinab. Herr Beni bückte sich danach, wobei sein Auge auf dem Atlasschuhe des Mädchens haften blieb. Wohlgeformte, hübsche Füßchen. Die Schuhsohle dünn wie ein Papierblatt. Eigentlich nur die des einen Schuhs. Aber die des zweiten —?

Herr Beni schauderte zusammen. Die Sohle des anderen Schuhs, ach, die ist ja fast so dick, wie sein kleiner Finger! Sie hinkt!

Kennen Sie das Gefühl, das einen durchschauert, wenn jemand mit der Gabel ritzend über den Porzellanteller fährt? Nun, eine derartige unausstehliche Disharmonie durchschrittte Herrn Benis Herz. Iza hinkt!

Wortlos übergab er ihr den Fächer. Die arme Iza mochte etwas ahnen, denn sie zog die Schuhspitze rasch unter das Kleid zurück und schaute ihrem Verehrer verstohlen ins Gesicht. Sie mochte sicher in diesem düsteren Gesichte etwas gelesen haben, denn sie erbleichte plötzlich. Eine Weile blieb sie feuchten Auges beschämt auf ihrem Platze sitzen, dann erhob sie sich verwirrt und ersuchte flüsternd Herrn Beni, sie zu ihrer Mutter zurückzuführen.

Beim Nachtmahle sprach Herr Beni dem Champagner ein wenig übermäßig zu. Trotzdem aber sah er den schrecklichen orthopädischen Schuh fortwährend vor sich. Daß er diesen Fehler Izas nicht früher bemerkt hatte! Und er hätte ihn doch längst bemerken können, denn das Mädchen tanzte niemals und nahm auch an größeren Fußpartien nie teil. Wenn

die übrigen Mädchen mit flammendem Antlitz und aufgeschürztem Kleid im Kurparke den Croquetkugeln nachjagten, schaute sie ihnen unter den Arkaden der Villa mit schmerzlichem Reide zu. —

Nach Mitternacht begaben sie sich nach Hause. Herr Beni konnte es nicht vermeiden, Iza seinen Arm anzubieten. Jetzt fühlte er erst, welch eigentümlichen, wiegenden Gang sie hatte. Früher hatten sowohl er, als auch die übrigen Izas seltsamen Gang hübsch gefunden. Junge Mädchen versuchten ihn sogar nachzuahmen. Jetzt aber machten ihn diese leisen, taktmäßigen Erschütterungen nervös.

Herr Beni ging in seinem Zimmer noch lange auf und ab. Nachdem er seinen ganzen Cigarettenvorrat verbraucht hatte, war er sich darüber klar, daß er Iza keinesfalls zur Frau nehmen könne. Er bedauerte das Mädchen und ärgerte sich auch über sie. Iza war ihm gegenüber nicht ehrlich vorgegangen. Sie konnte doch wohl ahnen, daß er ernste Absichten habe, und hatte ihm gleichwohl ihren Defekt verheimlicht.

Jetzt sah er schon ganz klar, daß Iza und ihre Mama eine systematische Treibjagd nach ihm veranstaltet hatten.

* * *

„Freilich hinkt sie, die arme Iza,“ sagte am nächsten Tage der alte Badearzt. „Eine ungeschickte Magd hat sie als Baby auf die Erde fallen lassen.“

„Diese Magd hätte man ins Zuchthaus sperren sollen,“ murkte Herr Beni.

„Jetzt ist es ja noch nicht so arg, wenn sie aber 'mal älter wird, dann wird sie erst recht lahm werden, die Arme!“

* * *

Die Gesellschaft machte einen Ausflug ins Gebirge zu dem Meerauge. Als die jungen Leute, die an der Spitze der kleinen Karawane gingen, am Fuße des Berges anlangten, sahen sie droben, auf dem serpentinartigen Felsenstege, winzige, mit

Baßgeige und Zimbel beladene Gestalten klettern. Es war die vorausgesandte Zigeunerbande.

Herr Beni ging mit Terka, der jüngeren Schwester Iza. Terka, ein koketter Bockfisch, hatte kaum erst die Schule verlassen. Sie war hübsch, sehr beweglich und machte gerne Lärm; die Verkörperung blühender Kraft und duftiger Jugend. Mit der wilden Anmut einer Waldnymphe und der Sicherheit einer Gemse erstieg sie den steilen Felskegel und stand nun mit flatterndem Kleide jauchzend am Rande der Tiefe.

Herr Beni ergötzte sich an ihrem Anblicke. Dann schaute er sich bedauernd nach Iza um, die am Arm des alten Arztes noch irgendwo unten im Thale ging. Es war ihm nicht angenehm, daß das Mädchen wider ihre Gewohnheit an dem Ausfluge teilnahm. Er ahnte, daß dies feinetwillen geschehe.

Am Meeraruge angelangt, empfingen sie die Klänge der Zigeunermusik. Die jungen Leute wollten zeigen, daß sie von den Beschwerden des Weges nicht ermüdet seien und begannen in dichtem Knäuel zu tanzen.

Terka drehte sich leuchtenden Auges auf dem Rasen, Herr Beni schloß sich den Zuschauern an. Anfangs von Bewunderung erfüllt, später sichtlich betroffen, sah er dem tanzenden Mädchen schließlich entschieden mißgestimmt zu. Sie tanzte den Esardas mit Feuer, beinahe mit Leidenschaft. Ihr Antlitz war gerötet, ihr Haar aufgelöst, das Kleid zerknittert. Wie sie sich so mit zurückgeworfenem Haupte, ein frauenhaftes Lächeln auf den Lippen, von ihrem Tänzer umarmen ließ, hätte sie als Modell einer jungen Bacchantin dienen können.

Iza spazierte unterdessen in ihrem roten Leinenkleide und mit ihrem großen Strohhute unter den Tannenriesen am Waldesrande ruhig umher. Der Gedanke, daß dieses Mädchen niemals einen solchen Tanz getanzt hat, erfüllte Herrn Beni mit wunderbarer Beruhigung.

Später begann die Gesellschaft, auf Terkas stürmisches Drängen, am Seeufer ein Ballspiel. Beni wollte nicht mit-

halten, da befahl ihn Terka einfach zu sich. Dem Mädchen gefiel es überaus, daß sich endlich ein ernst zu nehmender Kavaliere für sie gefunden habe, und auch sonst empfand sie, gleich den meisten jüngeren Schwestern, entschiedene Neigung, ihrer älteren Schwester den Hofmacher wegzuerobern.

Jemand hatte den Ball zu kräftig in die Höhe geschlagen; selber flog in langem Bogen über die Köpfe dahin und verschwand zwischen den Baumkronen des Waldbrandes.

„Iza, lauf ihm nach, wenn du kannst!“ rief Terka herausfordernd.

Iza stand an einen Baumstamm gelehnt und sah dem Spiel zu. Einen Augenblick zögerte sie jetzt, dann hob sie den Kleiderrand ein wenig in die Höhe und eilte mit kurzen, doch gewandten Schritten in den Wald hinein. Niemand folgte ihr. Man überließ ihr gerne den Ruhm, daß sie selbst den Ball zurückbringe.

Einige Minuten verstrichen. Die Gesellschaft begann die Körbe mit den Mundvorräten zu stürmen, während Herr Beni langsam dem Walde zuschritt. Es bangte ihn um Iza. Nach seiner Berechnung konnte der Ball nicht weit gepflogen sein. Das Mädchen hätte ihn längst finden und auch schon zurückbringen können.

Zwischen den Bäumen dahinschreitend, hörte er ein leises Stöhnen. Bald darauf sah er, kaum einige Schritte von dem farbigen Balle entfernt, Iza, mit dem Ausdrücke des Schmerzes und der Verzweiflung im Gesichte, auf dem Boden knien.

Herr Beni wußte, was geschehen war. Das Mädchen wollte beweisen, vielleicht gerade ihm beweisen, daß sie keineswegs der Krüppel sei, für den man sie allgemein hält, und war dem Balle mit voller Anspannung ihrer schwachen Muskeln nachgelaufen. Nahe am Ziel hatte sie die Kraft verlassen; sie war niedergebroschen wie ein totgekehrter Hirsch. Zu Tode erschöpft, verzweifelt, beschämt!

„Iza!“ rebete sie Herr Beni mit bewegter Stimme an. Er trat auf sie zu, um ihr aufzuhelfen.

Die lange Jahre hindurch aufgehäuften Bitterkeit machte sich nun mit elementarer Gewalt aus ihrem Herzen Luft.

„Ich Krüppel, o, ich Krüppel!“ schluchzte sie.

Herr Beni nahm sie sanft in den Arm, um sie aufzuheben.

„Weinen Sie nicht, Zsa!“

Das bleiche Haupt des Mädchens sank kraftlos auf seine Schulter.

„Ich Krüppel!“ wiederholte sie trostlos.

„Ich liebe Sie ja eben deshalb!“

Verwundert und ungläubig blickten ihn Zsas thränenumflorte Augen an. Herr Beni aber konnte ihr Weinen nicht anders stillen, als daß er ihre Thränen aufküsste.

Das Ballkleid.

Es war spät am Abend. Der alte Kastanienbaum vor der Villa streute einen dichten Blütenregen auf die Erde.

Lisa stellte die zierlichen Atlasschuhe, die man soeben gebracht hatte, auf den Tisch des Speisezimmers, dann schlug sie ihren schwanbesezten Ballfächer auseinander und umtanzte im Polkaschritte den Tisch, wozu sie sich einen mutwilligen Marsch pfiß. Sie verstand das Pfeifen wie ein Lehrjunge.

„Suchhei, Onkel Beni,“ rief sie mir zu, „du wirst sehen, heute verdrehe ich ein paar Leuten den Kopf! Ein weißer, glatter Rock, eine ausgeschnittene Faltentaille, dazu Puffärmel bis zum Ellbogen — das ist alles. Lächerlich einfach, aber zum Anbeißen hübsch!“

Ich war überzeugt, daß sie ihre Drohung in Bezug auf die „paar Leute“ ausführen werde. Die Kleine begann in der letzten Zeit gefährlich hübsch zu werden. Sie war zart, schlank, beweglich, ein wenig launenhaft, ein wenig übereilt, im ganzen aber überaus liebenswürdig. Mich selbst kostete es bisweilen einige Selbstüberwindung, die Rolle des hors concours-Onkels weiterzuspielen, wozu mich unsere Verwandtschaft, noch mehr aber meine zunehmende Kahlköpfigkeit verurteilte.

Inzwischen stürzte Arpad, der ältere Bruder Lisas, herein. Er trug zum erstenmal in seinem Leben einen Frack. Er war unbeholfen, wie ein junger Jagdhund, und erregt, als stünde er vor seiner Maturitätsprüfung.

„Nun Lisa, bist du noch nicht bereit?“

„Wie sollt' ich, wenn mir die Schneiderin noch nicht mein Kleid gebracht hat?“

Arpad zog die große goldene Uhr heraus, die er für diesen Abend von mir geborgt erhalten.

„Dann wirst du dich auch verspäten — es ist schon neun Uhr!“

„Jesus Maria!“ Das Mädchen zischte auf und lief auf den Balkon hinaus. Drüben glänzten die Fenster des Kur-salons wie leuchtende Feuerwürfel in die Nacht hinaus; der Wind wehte verworrene Musikklänge herüber.

Arpad bekam plötzlich das Ballfieber; erregt zwängte er seine großen Hände in die weißen Handschuhe.

„Daß ihr Frauen doch nie rechtzeitig fertig werden könnt!“ sagte er in einem, vom Vater abgelauschten Poltertone.

„Das Kleid muß ja gleich hier sein,“ behauptete Lisa, der sich allmählich große Angst bemächtigte.

„Ich warte keinesfalls auf euch!“ fafelte der Junge. „Ich bin Mitglied des Empfangskomitees und muß die schöne Frau Maróthy in den Saal führen!“

Er ging fort. Lisa war dem Weinen nahe.

„O, diese schöne Frau Maróthy! Daß sie sich nicht schämt, mit einem so grünen Jungen zu liebäugeln!“

Sie ärgerte sich über die Schneiderin, lästerte jedoch Frau Maróthy. Wie jedes kokette Mädchen, konnte auch sie die koketten Frauen nicht leiden.

Später zog sie ihre Handschuhe an, dann ihre Schuhe, bestrich ihr Gesicht, das den Sommer über angebräunt war, mit ein wenig Reismehl, und setzte sich in ihrem Hauskleide mir gegenüber. Sie wartete. Sie wartete mit voller Anspannung ihrer Nerven, in qualvoller Ungebuld. Ihre Mutter ging, mit einem baumelnden Federbusch im Haare, die rauschende Seidenschleppe nach sich ziehend, im Speisesaal auf und ab; auch sie wurde immer erregter. Das Kleid wollte noch immer nicht aus der Stadt anlangen. Selbst meiner bemächtigte sich schon eine quälende Nervosität.

„O, diese Schneiderin!“ wiederholten die beiden Frauen fortwährend, und hoben die Augen zum Himmel.

Lisa war ein gutmütiges Kind, allein ich traue ihr zu, daß

sie in diesem Augenblicke die säumige Mamsell ohne Gnade der inquisitionellen Folterkammer überantwortet hätte.

„Und ich bin sogar engagiert!“ rief später das Mädchen verzweifelnd aus.

„Mit dem Doktor?“ fragte ich.

Wenn ich sonst den Doktor erwähnte, errötete sie allemal und begann ohne Ursache zu zanken; jetzt antwortete sie nur mit einem traurigen Nicken des Kopfes.

Arpad kam aufs neue hereingestürzt. Sein Haar war emporgezaust, die Krawatte war ihm fast bis zu den Ohren hinaufgeglitten, seinem Frack entströmte Moschusgeruch.

„Das Kleid ist also noch immer nicht hier? Driiben wird schon aufs beste getanzt. Jetzt kommt die Quadrille. Pantalou! Etée!“

Er machte Tanzbewegungen und ruderte mit seinen langen Beinen im Zimmer herum.

„Lieber Arpad,“ sagte Lisa mit beklommener Stimme, „sage dem Doktor, er möge warten, nur ein wenig warten — mein Kleid wird gleich da sein.“

Arpad zog seine Schwester in die Ecke und begann ihr ernstlich zuzusüßeln. Es mochte sich um Geld handeln, denn Lisa suchte ihre Perlmutterbörse hervor. Sonst war sie nicht so freigebig, jetzt aber wollte sie sich Arpad wahrscheinlich verpflichten, daß er dem Doktor ins Gewissen rede.

Als Arpad wieder fort war, trat das Mädchen abermals auf den Balkon hinaus und blickte mit feuchten Augen nach den Fenstern des Ballsaales hinüber. Von dem nahen Wintergarten her sandten die Heliotropen einen Duftstrom, der, wie Orgelbrausen auf das Trommelfell in heißen, berauschen- den Wellen an den Geruchssinn schlug.

Driiben wurde soeben das Zeichen zur Quadrille gegeben. Lisa ließ den Kopf sinken und beantwortete den kurzen Tusch, der wie eine musikalische Frage in die laue Nacht hinaus- klang, indem sie plötzlich laut zu weinen begann. Ich ergriff ihre Hand.

„Sei kein Kind, Lisa!“

Auch die Mutter streichelte den Kopf ihres Lieblings.

„Nie soll dich ein ärgeres Übel treffen!“

Wieder trat Arpad ein. Diesmal war er wütend.

„Eine Frechheit!“ rief er. „Ich werde den Doktor fordern! Seit zwei Wochen bin ich mit Frau Maróthy engagiert. Sie aber macht mir nun weiß, daß sie dem Doktor schon länger die Quadrille versprochen habe. Wir aber möchten sie Fräulein Malesi aufnötigen, diese Schulgans; — wenn man ernst zu ihr spricht, kichert sie, hehe!“

Lisa erblickte. Frau Maróthy tanzt mit dem Doktor — mit ihrem Doktor!

Die Quadrille begann. In die heiter prickelnden Takte der Musik mischte sich die schmetternde Stimme des Ordners. Lisa starrte finster vor sich hin. Vermutlich dachte sie an die schöne Frau Maróthy, die sich lächelnd in den Hüften wiegt und herausfordernd mit dem Doktor kokettiert. Mit ihrem Doktor!

In diesem Augenblicke kam auf der Landstraße im Trab ein Wagen angefahren. Lisas Augen funkelten. Das Kleid!

Ich griff nach meinem Hute und eilte hinunter, dem Wagen entgegen. Es war nicht das Kleid; ein paar Offiziere waren zum Ballé angelangt.

„Nun?“ fragte Lisa bleich, als ich zurückkam.

„Nichts!“

O, ich fühlte, wie dem Mädchen ein häßlicher, schmerzhafter Stich durchs Herz und durch das ganze Wesen ging. Die viele Bitterkeit, die sich in ihrer Seele angesammelt hatte, wandte sich mit glühendem Hass gegen Frau Maróthy, gegen den Doktor, die Wamsfell und gegen die ganze Welt.

Stumm lehnte sie in der Fensternische und brückte die heiße Stirne an die kühlen Glasscheiben. An dem Pochen ihrer Schläfen zählte sie die verstreichenden Sekunden.

In meiner Langweile begann ich vor dem Spiegel eine Monocleprobe vorzunehmen. Der Zeiger der Wanduhr durchlief mit beängstigender Schnelligkeit seinen Kreis.

Schließlich trat die Mutter zu Lisa hin. Sie war schon im Hauskleide.

„Das beste wird sein, du legst dich zu Bette, mein Kind!“

„Zu Bette?!“ schluchzte Lisa auf.

„Es ist ein Viertel Zwölf; nun können wir keinesfalls mehr gehen, selbst wenn dein Kleid ankäme.“

Gesenkten Hauptes nahm sie den Fuß der Mutter entgegen, dann reichte sie mir ihre kleine kalte Hand und ging in ihr Zimmer. Eine Weile hörten wir sie noch leise weinen, dann wurde es stille.

„Sie hat sich in den Schlaf geweint,“ sagte die Mutter. „Sie that auch als Kind immer so.“

Ich verließ nun die Villa, von einem wilden Rachegefühl wider die Mamsell erfüllt. —

Was weiter geschah, weiß ich nur vom Hörensagen.

Man erzählt, daß nach Mitternacht, als drüben der Cotillon an die Reihe kam, plötzlich ein wilder, gewaltsamer Knall durch den stillen Schlummer der Villa drang. In Lisas Zimmer krachte ein Schuß!

Erschrockenes Geschrei tönte durch die lange Zimmerreihe. Entsetzt dreinschauende Frauen liefen hin und her. Man sprengte schließlich die Thüre von Lisas Schlafzimmer auf.

Das Mädchen wand sich schluchzend und mit verdecktem Gesichte auf dem Diwan. Auf dem Teppiche lag der Bullboggrevolver, den Arpad leichtsinnigerweise an seinem Bette bereit liegen hatte, um die seinem Schutze anvertrauten Damen vor etwaigen Angriffen kühner Räuber zu schützen.

Einen Arzt, rasch einen Arzt!

Der Arzt erschien. Er kam geradeswegs vom Balle. Im Knopfloche seines Fracks steckte eine weiße Aste, unter dem Arm hielt er den Claque. Ein stattlicher junger Mann.

Er warf einen raschen Blick auf Lisas Arm, auf dem eine rote Abschürfung sichtbar war, und überzeugte sich, daß hier keine Gefahr sei. Er wandte daher seine Aufmerksamkeit der Mutter des Mädchens zu, die vor Schreck krank geworden war.

Dann schickte er die Magd um ein Stückchen Karbolwatte in die Apotheke. Inzwischen blieb er mit Lisa allein.

„Warum haben Sie das gethan?“ fragte er düster.

Das Mädchen antwortete nicht. In ihrer leidenschaftlichen Seele hatte nun schon der Trotz die Oberhand gewonnen. Jetzt will sie erst recht sterben! Ohne sich zu rühren, ohne zu reden, wird sie auf einem Fleck liegen bleiben, bis sie irgendwie von selbst stirbt.

„Warum antworten Sie nicht?“

Nun gerade nicht!

Der Doktor hob energisch Lisas Kinn empor. Das Gesicht des Mädchens war blutrot, die Augen hielt sie fest geschlossen.

Jetzt aber machte der Doktor seinem unterdrückten Arger Luft. Mit jener Grobheit, welche die Doktoren als ihr Privilegium betrachten, rief er: „Wissen Sie, daß Sie ein albernes Kind sind?“

Lisa zischte ein wenig auf, doch rührte sie sich nicht; nur um ihre Mundwinkel zuckte es, als ob sie in Weinen ausbrechen wollte.

„Sie wollten sterben, weil Ihr Kleid nicht angelangt ist? Mit was für einer Miene wären Sie da vor Ihrem Schöpfer erschienen? Ich würde Sie lächerlich finden, wenn Sie nicht gar so bedauernswert wären!“

Lisa vergaß ihr Gelübde. Sie redete wieder.

„Was wollen Sie von mir? Gehen Sie tanzen!“

„Lisa!“

„Gehen Sie, gehen Sie — die schöne Maróthy erwartet Sie ja!“

„Lisa! Was geht mich Frau Maróthy an?“

„Meinetwegen können Sie mit ihr Quadrillen tanzen, soviel Sie nur wollen!“

„Ich — eine Quadrille — mit Frau Maróthy?“

„Die erste haben Sie auch mit ihr getanzt!“

„Ich habe überhaupt nicht getanzt, denn ich erwartete Sie. Frau Maróthy tanzte mit dem Assistenten.“

Also mit dem anderen Doktor!

Meine Quellen beginnen sich hier zu widersprechen. Die eine, Arpad, behauptet, daß er, als er zu Lisa eintrat, den Doktor auf dem Teppiche knieend angetroffen habe; die Magd hinwiederum, die eben zur selben Zeit aus der Apotheke zurückgekehrt war, meint, der junge Gelehrte sei in die Untersuchung der Wunde vertieft gewesen.

Sicher ist, daß, als ich am Morgen atemlos nach der Villa eilte, die Verwundete eben damit beschäftigt war, an den Girardihut ein neues Band zu nähen.

„Lisa, ist's wahr, was ich hörte?“

„Was hörtest du?“ fragte sie mit dem unschuldigsten Gesichte.

„Was heute Nacht vorgefallen ist —“

Das Mädchen zeigte ihre weißen Zähne.

„Es ist wahr. Der Doktor hat um meine Hand gehalten.“

Damit biß sie gelassen den Zwirnfaden ab, obgleich auch die Schere zur Hand war.

„Ich wundere mich über den Doktor. Ich würde dich nicht heiraten.“

Es war wirklich hoch an der Zeit, daß Lisa einen vernünftigen Mann bekam.

Der Sekretär.

Die Hausfrau winkte den schwarzstrümpfigen Kommandanten des Bedientenheeres zu sich und flüsterte ihm einige Worte zu. Dann wechselte sie einen Blick des Einverständnisses mit Sr. Excellenz, ihrem Herrn Gemahl, und erhob sich mit neckischer Geste vom Tische.

Die Gräfin war keine junge Frau mehr, um ihre hübschen Augen zeigten sich schon kleine Krähenfüße; zu der königlichen Erscheinung paßte aber noch immer vortrefflich die reizende Entschiedenheit ihrer Bewegungen.

Der heitere Lärm verstummte, die Stühle wurden von der langen Tafel zurückgeschoben. Die Bedienten öffneten die nach dem Salon führende Flügelthür.

Die jungen Leute dort unten am Tafelende wollten indes noch immer nicht zu trinken aufhören. Sie kamen erst jetzt in die richtige Stimmung. Der kleine Graf hantierte mit der tuchumhüllten Sektflasche so gewandt, als ob er nicht ein Zögling der Ralksburger Jesuitenpatres, sondern mindestens ein Schüler des Jean vom Restaurant Palkovics gewesen wäre. Die übrigen tranken wacker darauf los. Sogar der Sekretär, der Gesandtschaftssekretär, den man trotz seiner vierzig Jahre noch immer unter die jungen Leute setzte, blieb — während er überlaut in einem fort bekräftigte, er trinke nicht, weil er niemals zu trinken pflege — unerschütterlich wie ein Felsen auf seinem Platze; sein Schnurrbart aber war schon ganz weiß vom Champagnerwein.

Dieser Diplomat hatte nicht ein bißchen Ähnlichkeit mit Talleyrand oder auch nur mit Metternich. Wenn er überhaupt jemand ähnlich sah, so konnte dies nur Bismarck sein. Er hatte dieselbe robuste Gestalt und denselben kräftigen Nacken

— obwohl anderseits sein Gesicht viel vertrauens-erweckender erschien, als dasjenige des ränkevollen eisernen Kanzlers. Unter seinen erstaunlich dicken, polsterförmigen Augenlidern blickte es so offen und mittheilend heraus, daß er die konfidenten Späße der jungen Leute geradezu herausforderte.

Die Hausfrau sagte ihrem Sohne einige englische Worte, der junge Graf wollte sie jedoch nicht verstehen. Der Excellenzherr aber bekümmerte sich prinzipiell nicht um den Sohn; dieser war ja bloß sein Adoptivsohn. Die hübsche, rothaarige Baronin macht dem Streit bald ein Ende. Sie trat hinter seinen Stuhl und streifte mit ihrem Ellbogen die Schulter des gräßlichen Jungen.

„Kommt lieber in den Salon,“ sagte sie, „dort bekommt ihr Cognac!“

Der Sekretär bekräftigte laut lachend, er trinke nie Cognac, auf die anderen aber übte die Prophezeiung der Baronin ihre Wirkung.

Sie nahmen im Salon Platz.

Ihre Excellenz, die gräßliche Hausfrau, war den jungen Leuten ein wenig böß und ignorierte sie daher. Mit verschleierter Stimme plauderte sie im Kreise ihrer Freundinnen und bewegte mit unnachahmlicher Grazie ihren mächtigen Fächer. Der Excellenzherr sprach wie gewöhnlich mit niemandem (er war ja ohnehin taub wie ein Mörser), sondern ließ mit einem tiefen Seufzer seine verfettete Gestalt in einen Lehnstuhl sinken und blickte verzweifelt um sich. Er beruhigte sich erst und lächelte freundlich, als man ihm eine torpedo-förmige Cigarre in den Mund steckte und eine Tasse schwarzen Kaffee vor ihn hinstellte.

Die rote Baronin hatte am Kamine Platz genommen und verteilte unter den jungen Leuten, die sich um sie her niederließen, kleine Gläser. Am meisten ließ sie beim Einschenken einem Husarenrittmeister zukommen, der, auf einem winzigen Fauteuil sitzend, die hübschen Füßchen der Baronin bewunderte. Den Rittmeister hatte man von der durch den Ort

marschierenden Schwadron hinweg einfach hopp genommen und hierher gebracht; man wußte sozusagen kaum, wer er sei, und er selbst hatte nur eine dunkle Ahnung, wessen Cognac er hier trinke.

„Und der Sekretär?“ fragte jemand.

„Ja, der Sekretär? Wo ist der Sekretär?“ riefen die jungen Leute.

Er kam soeben herbei. Draußen hatte er seinen Schnurrbart so kühn aufgedreht, daß er wie eine Seespinne aussah.

„Ein Glas Cognac, Sekretär?“

„Oho, ich trinke ja niemals!“

Und schon hatte er ausgetrunken. Das erste und auch das zweite Gläschen.

„Nun, noch eins,“ hänselte ihn der kleine Graf. „Siehst du, ich habe schon vier im Leibe.“

„Ja, du, das ist was anderes! Du kannst es thun, ich aber darfs nicht. Ein Diplomat muß immer nüchtern sein, sonst geht ihm leicht der Mund über. Ein Diplomat hat gar viele Geheimnisse zu bewahren. Und einmal habe ich mich schon verplaudert —“

„Wirklich?“ staunte die rote Baronin.

„Zarwohl, Baronin, sonst wäre ich jetzt nicht auf Urlaub.“

Plötzlich schwieg er still, knöpfte seinen Frack zu und schnitt eine ernste Miene. Er fühlte, daß er eine Dummheit gesagt habe. Er sah beinahe aus wie Bismarck, als er den Nikoloburger Frieden unterzeichnete. Die übrigen lachten, der kleine Graf aber blinzelte schelmisch mit den Augen und schenkte dem Diplomaten fortwährend aufs neue ein.

„Erzähle uns den Hergang der Sache!“

„Nein, nein, daraus wird nichts!“

Trotzdem erzählte er alles. Er wollte nicht loslegen, allein die neugierig auf ihn gerichteten Augen setzten seine Zunge in Bewegung. So erging es ihm allemal, wenn er beim Trinken des Guten zu viel that. Da fühlte er immer deutlich, daß er eigentlich nicht ein einzelner Mensch, sondern aus

zwei Menschen zusammengesetzt sei. Der eine, der Sekretär, bewahrt seine offizielle Nüchternheit und schaut zu seinem Leidenwesen, was jener andere treibt. Der andere, ein leichtfertiger Kumpen, sitzt mit gekreuzten Beinen auf dem Divan, spricht überlaut, ja schreit beinahe und bewegt beide Hände wie die Flügel einer Windmühle. Der nüchterne Mensch entsetzt sich, auf seiner Stirne perlt kalter Schweiß, als er bemerkt, daß die Herren ringsum verwirrt an ihrem Schnurrbarte nagen, die Frauen erregt ihre Fächer bewegen. Der andere redet indes trotzdem mit schwerer Zunge weiter, denn er will beweisen, daß er nüchtern sei.

„Erzähle uns den Hergang der Sache,“ drängte der kleine Graf, schelmisch mit den Augen blinzeln.

Der Sekretär erzählte.

„Um, es ist eine recht eigentümliche Geschichte. Sie fängt damit an, daß ein hoher Herr heiraten wollte. Er wollte eine Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz oder eine von Lippe-Detmold oder eine von Ich=weiß=nicht=wo heimführen. Bevor er aber heiratete, mußte er verschiedene Dinge in Ordnung bringen. Zu diesen verschiedenen Dingen gehörte auch eine schöne Frau.“

Ihre Excellenz dort drüben in dem Palmenwinkel legte plötzlich den Fächer weg und erhob den Kopf.

„Wie hieß die schöne Frau?“ fragte der Rittmeister mit unschuldiger Miene.

Der Sekretär maß ihn mit einem Talleyrand-Lächeln.

„Das sage ich nicht. Wir Diplomaten erwähnen niemals Namen.“

Dann setzte er gemüthlich hinzu: „Ich kenne ihn übrigens gar nicht.“ (Er sagte dies so aufrichtig, daß man es ihm aufs Wort glauben konnte.) „Es genüge zu wissen, daß die schöne Frau auf dem Territorium unserer Gesandtschaft wohnte, weshalb wir betraut wurden, ihr einen Gatten zu suchen.“

Im Salon herrschte Totenstille, nur Seine Excellenz rührte gelassen in der Kaffeeschale. Die Baronin barg das Gesicht

hinter ihrem Fächer und ihre runden Schultern gerieten allmählich in eine Bewegung, als ob sie Esardas tanzten.

„Fand sich einer?“ fragte sie.

„Zawohl. Irgend ein Baron Dieppe.“

Das Gesicht der Hausfrau wurde totenbleich.

„Er war ein waderer Bursch,“ erzählte der Sekretär, dem das allgemeine Interesse sehr schmeichelte, weiter. „Die schöne Frau hatte nur eins an ihm auszusetzen; sie meinte, er sei ihr zu jung.“

„Jugend ist also ein Ehehindernis?“ fragte der Rittmeister.

„Natürlich, denn er sollte ja den Sohn der schönen Frau adoptieren, der beinahe so alt war, als er selbst.“

Der kleine Graf, der schon nicht mehr trank, sondern nachdenklich vor sich hinstarrte, wurde allmählich kreidebleich. Der schreckliche Sekretär streckte seine Beine bequem aus und fuhr selbstzufrieden fort: „Baron Dieppe nahm unsere Bedingungen an. Es hieß, er bekomme mit der Frau eine halbe Million und das Komturkreuz des Sankt-Johannes-Ordens. Wenn er sich einige Jahre anständig aufführe, erhalte er den Geheimrathstitel.“

Die rote Baronin warf einen raschen Blick auf Seine Excellenz, der freundlich lächelnd dasaß, und zog dann den Fächer wieder vors Gesicht.

„Alles war in Ordnung. Der Botschafter lud nun den Baron Dieppe in sein Palais, um uns mit ihm bekannt zu machen. Dies war der erste offizielle Schritt. Da geschah jenes Unheil. Wir waren in größerer Gesellschaft und hatten viel getrunken —“

„Aha!“ sagte der Rittmeister.

„Ja. Mir stieg der Wein zu Kopfe. Wie es kam, weiß ich nicht mehr — genug an dem: ich erhob mich und brachte auf Baron Dieppe einen Toast aus. Ich beglückwünschte ihn in meinem eigenen, sowie im Namen jener Macht, welche zu vertreten wir die Ehre hatten, daß wir unsere Unterhandlungen so schön zu Ende geführt hatten —“

Der Rittmeister bekam einen Lachkrampf, Seine Excellenz lächelte stillvergnügt, obwohl er nicht wußte, wovon die Rede war, und der Sekretär lachte ebenfalls.

Plötzlich schwieg er still. Der offizielle Mensch gewann in ihm wieder die Oberhand. Nun machte er schon eine Miene wie Bismarck in Versailles. Düster sprach er: „Ich glaube, es wurde ein Skandal daraus. An die Details erinnere ich mich nicht mehr. Soviel aber weiß ich, daß aus der Heirat nichts wurde und daß ich einen sechsmonatlichen Urlaub bekam.“

„Und die schöne Frau bekam keinen Mann?“ fragte der Rittmeister, den die Sache närrisch amüsierte.

„Ja doch. Irgend ein altes Nilpferd, das ich aber schon nicht mehr kenne —“

In diesem Augenblicke gewann Seine Excellenz die Stimme wieder. Es gab Leute in der Gesellschaft, die seine Stimme heute zum erstenmal hörten. Er ließ ein wunderliches, launiges Schnauben vernehmen, dann sagte er: „Jean, bringen Sie Wasser, viel kaltes Wasser!“

Der Sekretär knöpfte sich den Frack zu und sprach mit seinem Lächeln: „Seitdem mir dies passierte, trinke ich nicht mehr. Ich trinke niemals. Ein Diplomat darf nicht trinken!“

„Ein Glas Cognac ist noch gestattet,“ meinte der Rittmeister.

„Meinetwegen, es sei. Aber wo sind denn die anderen hingekommen?“

Die anderen waren inzwischen fast alle aus dem Salon verschwunden. Die Hausfrau war plötzlich unwohl geworden; ihre Freundinnen brachten sie auf ihr Schlafzimmer, wo sie sich unter entsetzlichen Krämpfen wand. Dem kleinen Grafen war der Wein unerwarteterweise zu Kopfe gestiegen. Er suchte einen Revolver, um jemand niederzuschießen. Seine Freunde machten ihn unschädlich und hielten ihn nun im dritten Zimmer fest.

Im Salon befanden sich außer dem Sekretär nur noch

Seine Excellenz und der Rittmeister. Seine Excellenz starrte mit sanftem Lächeln in den Rauch seiner Cigarre, der Rittmeister aber wollte von der Cognacflasche nicht lassen. Er konnte im Trinken schauerhaftes leisten.

Der Sekretär hatte jetzt die Vision, er befinde sich im Caféhause. Er klopfte mit seinem Löffel an die Schale.

Der Diener kam herein und meldete ihm, sein Wagen sei vorgefahren.

„Mein Wagen? Ich habe ja noch nicht soupiert!“ wunderte sich der Diplomat.

Die rote Baronin trat ein. Sie kam in Walzerschritten daher und befand sich in mutwilligster Laune; wie wenn ihr ein großes Glück widerfahren wäre. Sie flüsterte dem Rittmeister einige Worte zu, der dann den Sekretär am Arme nahm und ihn hinausführte. Die Baronin eilte ihm ins Vorzimmer nach.

„Herr Sekretär, Sie sind ein Goldmensch! Ein Mensch zum Küssen! Nicht wahr, Sie besuchen mich im Herbst auf meinem Schlosse? Die Hand darauf, daß Sie mich besuchen!“

Der Sekretär dachte nach.

„Ich bedauere, aber ich werde hierzu nicht die Zeit finden. Im Herbst muß ich wieder meine Stellung antreten —“

„Nein, nein, Sie werden schon Zeit haben! Ich weiß bestimmt, daß Sie Zeit haben werden — im Herbst und auch im Winter.“

Der Sekretär, in dem wieder der offizielle Mensch die Oberhand gewann, knöpfte sich den Frack zu, drückte seinen Hut schief aufs Ohr und entfernte sich mit Schritten, wie einstmal Bismarck vom Berliner Kongreß.

Die bequeme Frau.

„Du willst also Frau Mariska allen Ernstes heiraten?“

„Im vollsten Ernste. Du wirst mein Brautführer sein.“

„Es wäre mir lieber, wenn sich die Sache noch ein paar Jahre verschieben ließe. Ich bin schon zu sehr an deine Eigarthen und an deine Freundschaft gewöhnt.“

„So etwas soll man nicht verschieben.“

„Nicht wahr, du bist närrisch verliebt?“

„So verliebt wie diesmal war ich gewiß schon fünfmal in meinem Leben. Aber zur Frau hätte ich keine der frühern nehmen mögen.“

„Und Mariska magst du? Was du doch für unglückselige fixe Ideen hast!“

„Es ist keine fixe Idee, sondern Prinzip. Ich habe mir vorgenommen, nur eine bequeme Frau zu heiraten — nämlich eine für mich bequeme. Und aus Mariska wird die denkbar bequemste Gattin werden. Ich weiß das, denn ich kenne die Frauen und weiß in ihren Herzen zu lesen.“

„Ei, was hast du denn im Herzen der Frau Mariska gelesen?“

„Erstens, daß sie mich liebt —“

„Das ist nicht immer bequem.“

„Bei einer leidenschaftlichen, eifersüchtigen Frau nicht; Mariska aber liebt mich mit warmem Herzen und nüchternem Verstande. Aus ihr wird eine sanfte, kluge, geduldige Frau. Eine echte Gattin, die ihrem Manne alles verzeiht, und ihn um so mehr liebt, je mehr sie ihm zu verzeihen hat. Wenn ich zu Hause bin, habe ich eine Frau; gehe ich auf die Straße hinaus, so bin ich wieder Junggeselle. Ist das etwa nicht bequem?“

„Ximonade!“

„Will man gerade Champagner, so findet sich dieser auch außer dem Hause.“

„Wirst du dich in Frau Mariska nicht täuschen?“

„Nein, denn ich habe sie erprobt. Als ich mich mit ihr zu beschäftigen begann, gab sie sofort allen ihren Hofmachern den Laufpaß. Ich handelte nicht so; ich hofierte weiter und hofiere heute noch jeder schönen Frau, der ich begegne. Besonders aber Frau von Szentirmay. Mariska weiß das, sie sieht es, sie sagte mir aber mit keinem Worte und keinem einzigen Blicke, ich möge es nicht thun. Siehst du, darin erblicke ich schon die Allegorie unseres künftigen Ehelebens!“

„Dieses erbauliche Zwiegespräch führten zwei junge Männer. Der Schöpfer der Theorie von der bequemen Frau, Gyurka Tarjan, lag der Länge nach auf dem Diwan; sein unzertrennlicher Freund, der kleine Demjen, rauchte im Schaukelstuhle Cigaretten.“

„Siehst du,“ begann Gyurka Tarjan wieder, „ich habe meine Prinzipien. Gestern beispielsweise, als ich mit Mariska unter den Lindenbäumen spazieren ging, wurde ich ein wenig warm und gab ihr einen Kuß —“

„Rieß sie es geschehen?“

„Ein wenig wehrte sie sich, jedoch nur anstandshalber. Als ich sie fragte, wann ich zu ihnen kommen könnte, um mit ihrer Mutter über eine für mich hochbedeutsame Frage zu sprechen, da sagte sie, ich möge heute Abend zum Thee kommen. Darauf küßte ich sie wieder.“

„Du wirst also heute um sie anhalten?“

„Keineswegs! Damit, daß ich mich gestern so schwach zeigte, machte ich ihr eine Konzession, welche mir für die Zukunft leicht gefährlich werden könnte. Diese Scharte muß ausgewetzt werden. Heute besuche ich sie nicht, sondern schreibe ihr, daß ich auf den Rennball gehe, weil ich mit Frau von Szentirmay die Quadrille tanzen muß. Und erst morgen Vormittag werde ich mit ihrer Mutter sprechen.“

„Höre, Gyurka, das ist etwas zu arg! Du bist eigentlich ein Narr!“

„Das bin ich nicht, ich ziehe mir nur eine bequeme Frau heran.“

Gyurka Tarjan setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb Frau Mariska, er könne heute ihrer freundlichen Einladung nicht nachkommen, da er mit Frau von Szentirmay tanzen müsse. Er schickte seinen Burschen mit dem Briefe ab.

* *

Der Bursche bestellte den Brief und Frau Mariska las das Schreiben. Dann erbleichte sie, knüllte das Papier zusammen und warf es weg. Sie riß ihr Taschentuch entzwei, schickte ihr geängstigtes Stubenmädchen barsch aus dem Zimmer, schlug hinter ihr die Thüre zu und warf sich, wie ein trotziges Kind, mit einem schmerzlichen Schrei auf das Kanaapee. Ein sich herumwälzender brauner Spitzenknäuel, von welchem eine rötliche Haarmähne auf den Teppich herabfließt.

Später kauerte sie sich zusammen, nahm ihr Haupt in beide Hände und erwartete nun regungslos, mit geschlossenen Augen, daß geschehe, was geschehen müsse. Gleich wird etwas Entsetzliches vor sich gehen. Das Himmelsgewölbe wird einstürzen, unter betäubendem Krachen, die Sonne wird zum letztenmal auflobern, die Leute werden wehklagend in der Finsternis umherlaufen. Kurzum: die Welt wird untergehen.

Nach einer guten Weile erhob sie den Kopf. Der Sonnenglanz beschien fröhlich den Teppich, draußen pffte sich irgend ein Lehrlinge ein lustig Lied. Alles war so alltäglich, so nüchtern, als ob Gyurka Tarjan gar nicht mit Frau von Szentirmay tanzen wollte. Die Möbel des Zimmers hatten ihr gewöhnliches Aussehen, auch die Majolikatrüge, die Porzellanpagoden, die Maskensträucher und die hunderterlei bunten Kleinigkeiten, die eine launige Frau aus allen vier Richtungen der Windrose hatte zusammentragen lassen. Das Weltall wollte nicht aus Rand und Band gehen.

Sie erhob sich und setzte sich an ihren winzigen Schreibtisch. Den Kopf in die Hand lehrend, begann sie aufs neue zu weinen.

Die Bitterkeit, der tobende Zorn waren vergangen, ihr Herz war nur noch von Schmerz erfüllt und von heißer Teilnahme für das eigene Selbst. O, wie bedauerte sie sich! So jung, so schön und schon sterben zu müssen! Denn sie wird sterben, so viel ist gewiß. An Selbstmord dachte sie gar nicht, aber sie fühlte, daß sie sich nur hinzulegen brauche, um von selbst, ohne jede Anstrengung zu sterben und in dem Meere ihrer Thränen zu ertrinken.

Sterben? Damit Frau von Szentirmay eine Freude habe? Gerade nicht! Mit blitzenden Augen sprang sie auf. Sie riß vom Tische ein Duzend Bronze- und Porzellannippes herunter und schritt dann mit stürmisch pochendem Herzen im Zimmer auf und ab, wobei sie sich mit ihren weißen Zähnen die Lippen nagte. Nervös streichelte sie die Spitzen auf ihrem Busen.

Ei, diese Frau muß getötet werden! Und er, der Ungetreue, ebenfalls. Kann er nicht ihr gehören, so gehöre er niemandem. Sie nahm vom Tischchen ein türkisenbesetztes bosnisches Messer und betrachtete lange dessen gekrümmte Klinge. Sie stellte sich vor, wie das rote, dampfende Blut hervorquellen würde, wenn sie das Messer in jenes flatterhafte Herz versenkte — und erbleichend warf sie das Mordwerkzeug von sich. Nein, dazu ist sie zu feig! Sie konnte keinem Huhn ein Leid anthun.

Im Gefühle ihrer Ohnmacht fing sie wieder zu weinen an. — O, wie liebte sie diesen Gyurka Tarjan!

Ihre Mutter trat ins Zimmer. Mit feuerrotem Gesichte und hastigen Schritten.

„Mariska, schnell, stelle dir vor —“

Betroffen blickte die Frau ihre Tochter an.

„Was ist mit dir geschehen? Dein Negligé ist zerknüllt, dein Haar zerraut. Hast du wieder geweint?“

Eine stumme, trozige Kopfbewegung war die Antwort.

„Du solltest dich aber mit der Toilette beeilen. Gyurka Tarjan ist schon hier. Stelle dir vor: er hat sich erklärt! Er sagte, er werde dich auf Händen tragen und sein Vater habe die Besetzung Gelle auf ihn schreiben lassen. Ich sagte, du seiest Witwe und ich hätte kein Recht, mich in eure Sachen zu mengen.“

Mit großen Augen blickte Frau Mariska auf ihre Mutter, die mit außerordentlicher Wichtigthuerei fortfuhr: „Be-eile dich, denn er kann nicht lange warten. Er muß auf den Rennball gehen. Er sagt, er habe dort unangenehme Verpflichtungen und könne nicht in Frieden hingehen, wenn du ihn nicht beruhigen würdest.“

Die Mutter eilte wieder zu dem Freier hinaus und ließ ihre Tochter allein.

Frau Mariska blieb eine gute Weile regungslos, mit leuchtendem Auge auf einem Flecke stehen, dann ließ sie einen leisen Aufschrei hören und begann zu lachen, ohne Unterlaß zu lachen, bis ihr die Thränen in die Augen traten und bis sie auf das Kanapee hinsank.

„Was bin ich doch für ein ungeschicktes, albernes Ding! So albern, so ungeschickt!“ wiederholte sie fortwährend, dann preßte sie sich plötzlich das Taschentuch in den Mund, damit sie niemand höre.

Es fiel ihr ein, daß sie sich ankleiden müsse. Vorher aber riß sie einen Japaneserfächer von der Wand, klappte ihn auf und tanzte damit solange um den Tisch herum, bis sie einen ihrer Schuhe verlor.

Dann stürzte sie nach dem Knopfe der elektrischen Glocke und drückte ihn solange, bis das erschrockene Stubenmädchen vor ihr stand.

Zwanzig Minuten später trat Frau Mariska ruhig in das Empfangszimmer. In tadelloser Toilette, modern frisiert, auf ihrem Gesicht mit jenem ceremoniösen, sanften Lächeln, welches, wie sie gut wußte, Gyurka Tarjan so sehr lieb hatte.

Die Heilige.

Es war an einem jener Spätherbsttage, da im Schatten schon Reiskrystalle erglänzen, während die Sonnenstrahlen noch ihre wärmende Kraft besitzen.

Auf dem großen, kahlen Gottesacker stand eine schwarze, stumme Menschengruppe um ein offenes Grab. Zum größten-
 teil Männer, meist Künstler und Journalisten.

Der Priester hatte sein Gebet beendet. Ein glattrasierter junger Mann brach sich zum Grabe Bahn. Er hielt eine Rede. Nur wenige kannten ihn. Er sprach mit ärgerlich falschem Pathos, doch seine sammetweiche Stimme that ihre Wirkung: so mancher zog vor Rührung sein Taschentuch hervor.

Ban aber, der großbärtige Ban, der bisher voll stumpfer Verzweiflung in die schwarze Grube gestarrt hatte, brach in bitterliches Weinen aus. Er schluchzte wie ein Kind.

Auch das nahm sein Ende. Einige der jungen Leute begaben sich nach der anderen Seite, um ein neu errichtetes Grabmal zu bekritteln, die übrigen schritten, durch das knisternde Laub der langen Platanenallee watend, langsam dem Aus-
 gange zu.

Einer seiner Freunde führte Ban zum Fiaker. Als er schon drinnen saß, eilte ein junger Journalist herbei und schüttelte ihm beide Hände.

„Ich hatte noch keine Gelegenheit — mein herzlichstes Beileid!“

„Meine arme Lida!“ flüsterte Ban mit schluchzender Stimme.
 „Sie war so gut, so schön und rein wie eine Heilige —“

Mit emporgezogenen Brauen und schier einfältigem Gesichtsausdruck sah er seinen Freund, der neben ihm saß, an,

als wollte er ihn zum Zeugen anrufen, daß er die Wahrheit spreche.

„Lida war eine Heilige,“ sagte der Freund bewegt.

* *

Ich will nun von dieser Heiligen erzählen.

Es war zur Zeit, als es Van sehr schlecht ging. Er war herabgekommen, wie nur ein Künstler herabkommen kann. Man wies seine Bilder von den Ausstellungen zurück, die Kritik verhöhnte ihn, er selbst begann an seinem Talente zu zweifeln. Eine wunderliche Art von Trägheit legte ihm die Flügel seines Genies lahm. Er hörte auf zu arbeiten, interessierte sich für nichts mehr, vernachlässigte sein Äußeres und ging einher wie ein Menschenfeind. Als ihm dann das Geld ausging, nährte er sich wochenlang von Kaffee, den ihm die Kellner kreditierten.

Um die Vorwürfe seiner ungedulbigen Mietsfrau nicht anhören zu müssen, verbrachte er oft die Nächte wie ein Landstreicher auf den Bänken der öffentlichen Gärten. Hätte seine Mutter, die in einer kleinen Provinzstadt wohnte, das Elend ihres Sohnes sehen können, den sie in seiner Kindheit so gehätschelt, so verzärtelt und vor jedem Lufthauch geschützt hatte, sie würde sich beide Augen ausgeweint haben.

Eines Tages trat Lida in sein Atelier. In zierlichen Polkschritten, heiter gelaunt wie immer. Entsetzt ob der greulichen Unordnung, eilt sie zur Mietsfrau hinaus und kam mit einem Besen wieder zurück. Trillernd und zwitschernd stäubte sie die Skizzen an den Wänden ab und begann hierauf unter den herumliegenden Studien zu kramen.

„Du Einfaltspinsel!“ sagte sie zu Van. „Da liegt das Geld umher und du hast nichts zu essen.“

Sie trug ein paar Studien zum Kunsthändler. Im Rückwege kaufte sie Gewürze und Tabak.

Sie kochte Thee, brannte sich dann eine Cigarette an und blies den Rauch Van ins Gesicht.

„Was willst du hier?“ fragte der Maler.

„Soll ich dich am Ende verhungern lassen?“

Diese Lida kannte das ganze Künstlervolk, von den Professoren angefangen bis herab zu den fausthohen jungen Klectfern. Niemand wußte, woher sie war; es mochte recht tief her sein, denn sie war wunderbar anspruchslos, immer wohl-gelaunt und ein wenig ungezogen. Eines Tages erschien sie in der Künstlerkneipe mit einem Blumenkorbe in der Hand, die schöne Gestalt hin- und herwiegend und ihre weißen Zähne zeigend. Wer ihr gefiel, den duzte sie, mit den Zubringlichen war sie grob. Die Künstler rissen sich um das prächtige Modell, und von diesem Tage an gehörte auch sie, gleich so vielen rätselhaften Existenzen, zum Inventar der Ateliers.

Lida blieb bei Van.

„Warum malst du nicht?“

„Was soll ich malen?“

Das Mädchen löste sich die braune Haarmähne auf, nahm eine Palette und wirbelte damit in die Mitte des Zimmers hinein. Da stand sie in einer Pose, wie sie ein diplomierter Professor der Bildnerei nicht schöner hätte zu stellen vermocht. Sie hatte herrliche Arme.

Van malte sein bestes Bild: „Das Mädchen mit der Tamburine.“

Das Bild erhielt die goldene Ausstellungsmedaille. Van war mit einem Schlage, was er sein wollte. Der unverhoffte Erfolg zerstreute den Nebel, der auf seiner Seele lastete, und es strahlte wieder sonnige Wohllaune im Atelier.

Diese zwei Leute wirtschafteten auf eine seltsame Weise. Lida verstand alles, wußte aber eigentlich gar nichts rechtes. Vom Nähen zum Beispiel gerade so viel, daß sie Van einen Knopf an den Rock nähen konnte; ihre Haushaltung aber bestand darin, daß sie jeden Abend zum Selscher oder zum Krämer lief und dann mit Zeitungspapier den Tisch deckte.

Gewöhnlich befand sie sich in rosigster Laune. Sie konnte dann riesig viel Dummheiten zusammenplaudern, oder sich

mit Van herumtummeln. Gerieten sie aber in Streit, was mitunter vorkam, so vermochte sie ganz wunderbarlich grob werden. Nicht selten wurde Van sogar eifersüchtig. Wenn unten auf der Straße ein Säbel vorüberlief, war Vida mit einem Sprunge am Fenster.

„Ich habe das Militär außerordentlich gern, fast so gern wie dich.“

Ein hoher Kunstfreund besuchte eines Tags das Atelier. Van warf verwirrt einen Rock um. Vida, die wie gewohnt am Tische saß und mit einem großen bosnischen Messer eben Nettich schnitt, schlenkerte mit den Füßen gleichgültig weiter.

Van kramte in seinen Studien herum und warf dabei Vida wütende Blicke zu.

„Sei doch höflich!“ flüsterte er ihr zu. „Das ist ein großer Herr!“

Höflich? O, Vida verstand auch das. Sie schnitt eine Spalte Nettich ab, steckte sie auf die Messerspitze und überreichte sie in Begleitung eines artigen Knickses dem hohen Herrn.

Eines Tages wieder kam eine alte Frau in das Atelier. Eine weißhaarige, schöne alte Frau, mit strengen Mienen, ganz in Trauer gekleidet. Im Garten wartete ein Dienstmann mit einer Reisetasche in der Hand.

Mit weit geöffneten Augen durchforschte die Frau den von exotischem Kram so bunten Raum, dann redete sie Vida hochfahrend an: „Ich scheine den richtigen Weg verfehlt zu haben. Ich suche Van, Herrn Van, den Maler, den Künstler —“

„Van ist nicht zu Hause. Vielleicht abends —“

„Er wohnt also hier? Und Sie, was suchen Sie hier?“

Vida ahnte in der zornig dreinschauenden, alten Frau instinktiv eine Feindin. Herausfordernd hob sie das Haupt mit dem wirren Haare empor: „Ich bin zu Hause, denn ich wohne hier.“

„Sie wohnen hier?“ fragte die Frau empört. „Sind Sie denn Vans Frau?“

Eine seltsame Bitterkeit bemächtigte sich des Mädchens.

„Ich bin mehr als seine Frau. Ich bin sein Modell, seine Magd, seine Pflegerin, sein Alles. Und mich wird von hier niemand verjagen.“

Die Frau machte eine feindselige Geste mit dem Sonnenschirm; sie schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber und verließ plötzlich wortlos das Zimmer.

Das Mädchen aber warf sich der Länge nach auf das Bärenfell und wartete voll Ungeduld auf Van. Als die Dämmerung heranbrach, überkam Lida in dem grobstrigen Raume das Gefühl arger Verlassenheit; Sie hätte weinen mögen, ohne recht zu wissen weshalb.

Endlich trat Van ins Zimmer. Wortlos warf er seinen Hut auf den Tisch.

„Meine Mutter war hier,“ sagte er nach einer längeren Pause in düsterem Tone.

„Und nun willst du mich davonjagen?“ rief das Mädchen aufspringend.

Der Maler blieb eine Weile die Antwort schuldig.

„So darfst du nicht sprechen,“ sagte er endlich. „Ich jage dich nicht weg; dazu waren wir viel zu gute Freunde. Wir werden es auch künftighin bleiben. Allein, du weißt, meine Mutter ist eine Provinzfrau. Dann hat sie auch recht: ich muß ein ordentliches Leben beginnen —“

„O, mich braucht man nicht davonzujagen, ich kann auch selbst weggehen.“

Van ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Nicht so, Lida. Sprechen wir heute gar nicht davon — morgen wird sich das weitere finden.“

Der Gedanke, daß sie die Nacht noch hier verbringen sollte, trieb ihr das Blut ins Gesicht.

Sie blieb keine Stunde länger. Nachdem sie ihre Sachen zusammengesucht hatte, ging sie. —

Ihre sämtlichen Habseligkeiten hatten in einem großen Tuche Platz. Ihren neuen Hut (es war der erste, den sie

in ihrem Leben getragen) packte sie auch in das Tuch. Um den Kopf band sie sich ein weißes Foulardtuch.

„Nun gehe ich —“

Ban erhob sich von seinem Sessel.

„Halt, Lida. Du hast so viel für mich gethan, hast dich so viel für mich geplagt — es wäre mir lieb, dir alles das mit etwas erwidern zu können. Ich hätte gern, daß du etwas von mir annähmest —“

Er suchte in seinen Taschen. Was er darin an Banknoten fand, knüllte er zusammen und drückte es Lida in die Hand.

„Sei vernünftig, Lida. Du machst mich böse, wenn du es nicht annimmst.“

Lida machte ihn nicht böse. Gesenkten Hauptes verließ sie mit dem Gelde in der Hand die Wohnung. Ban wollte ihr noch etwas nachrufen, er besann sich aber eines Besseren. Wenn es schon sein muß, ist es gescheiter, man macht es kurz.

Der Maler verbrachte die Nacht sehr unruhig. Möglicherweise schlief er überhaupt nicht. Gegen Morgen fiel ihm seine Mutter ein. Er stand auf und kleidete sich an, um sie im Gasthose zu besuchen. Als er die Thür öffnete, die aus dem Atelier nach dem kleinen Garten führte, blieb er betroffen stehen.

„Lida!“

Lida saß auf der Treppe, das Haupt auf die Hand gebeugt. Zusammengekauert saß sie da, in dumpfer Verzweiflung, krank, und zitternd vor Kälte, wie ein frierender Vogel, der den Wanderzug versäumt hat. Ihr Gesicht war erschreckend fahl.

„Lida, Lida, du bist doch nicht die ganze Nacht hier gesessen?“

„Ich dachte, du würdest mich schon zurückrufen. Ich wartete und wartete —“

Sie sprach in leisem Tone und ihre Stimme klang so schwach, als ob sie aus einem tiefen Keller käme.

Ban half ihr auf, umfaßte sie und geleitete sie langsam ins Zimmer. Ihr Antlitz hatte sich während dieser Nacht sehr verändert. Ban fand es beinahe fremd.

„Meine Kleider sind draußen auf der Treppe; bringe auch sie herein, daß sie niemand davonträgt.“

Was an warmen Decken nur im Hause war, das breitete Ban alles über sie. Und trotzdem fror sie. Dazu sagte sie fortwährend: „Die Nacht war so lang! Ich habe bisher nicht gewußt, daß eine Nacht so lange währen kann —“

Zu Mittag wollte sie aufstehen, um das Mahl zu bereiten, sank aber kraftlos auf den Diwan zurück. Bisher hatte sie immer über Kälte geklagt, gegen Abend brannte ihre Stirn in Fieber und ihre Augen glänzten.

Ban wich Tag und Nacht nicht von ihrer Seite. Wohl zehnmal fragte er sie: „Du bist mir nicht böse, nicht wahr, Lida, du bist mir nicht böse?“

„Nein — aber laß mich nicht ins Spital bringen!“

Vor dem Spital hatte sie große Angst. Sie kannte es als ein großes, düsteres Haus, in das man die Leute lebend hinein- und tot heraus trägt.

„Ich lasse dich nicht mehr von mir, nie, nie mehr!“ versicherte ihr Ban.

Lida zwinkerte glücklich mit den Augen. Bald darauf versank sie in fieberisches Träumen. In ihrer Phantasie erschien ihr eine zornig blickende, alte Frau, die sie auf die Straße hinausjagen wollte.

Zeitweilig fuhr sie aus diesen Träumen empor. Da sagte sie dann allemal zu Ban: „Nicht wahr, ich bin dumm?“

Einmal bei Nacht erklärte sie, daß sie sich schon wohler fühle. Sie fühle keine Schmerzen, nur noch ein wenig Mattigkeit. Ban atmete erleichtert auf. Nach langem Nachtwachen legte er sich dann endlich auch einmal nieder.

Als er beim Morgengrauen zu Lida hinging, lag das Mädchen, die Arme auf die Decke gestreckt, regungslos in ihrem Bette. Die arme Lida sah aus wie eine Tote.

„Lida, Lida!“

Sie rührte sich nicht. Ihre Hand war kalt und starr. Lida war gestorben.

Der Maler empfand etwas, wie wenn ein schwerer Schlag auf seinen Kopf herniedersauste. Er fiel auf die Kniee und rief unter erstickendem Schluchzen das Mädchen beim Namen.

Als er aus seiner ersten Verzweiflung erwachte, betrachtete er lange aufmerksam das Gesicht Lidas. Eine edle, reine Ruhe lag auf demselben, um ihre Lippen spielte das geheimnisvolle Lächeln der Toten.

Damals sagte Ban zum erstenmal, was er später, zur Verwunderung seiner Freunde, über diese von der Straße aufgelesene, kleine Landstreicherin so oft wiederholte: „Sie war so gut, so schön und rein wie eine Heilige!“

Die räthelhafte Witwe.

1.

Dobozy und Angyal saßen beim Scheine der rotschirmigen Lampe auf dem Diwan des Rauchzimmers und unterhielten sich über eine blonde Frau. Die nächtliche Stille, die seltsame Beleuchtung, welche auf die Schilde und Streitärzte an der Wand einen purpurnen Widerschein warf, dann der starke syrische Tabak, dessen Qualm das Zimmer erfüllte, übten auf beide eine solche Wirkung, daß sich ihre Phantasie nach geheimnisvollen Regionen zu sehnen begann.

Angyal besaß hierzu ein Recht, sein Freund Dobozy, der Grundbesitzer, schon weniger. Sie unterhielten sich von recht abstrakten Dingen, wiewohl von einer blonden Frau die Rede war, die mit ihren hübschen Füßchen gar sicher auf dem Boden des Realen stand.

„Ich will dir etwas sagen,“ sagte Dobozy nach einer langen Pause. „Du wirst mich nicht für indiscret halten und sie deshalb nicht geringer schätzen; sie ist ja eine tugendhafte Frau —“

„Tugendhaft! Sonst nichts? Was ist Tugend, was ist Sünde? Ein Wort, eine Vorstellung — Ansichtssache.“

„Schon gut. Du weißt, daß ich ihr hofiere. Das heißt, so weit man einer solch unzuverlässigen, unberechenbaren Frau hofieren kann. Ich liebe sie zum Verrücktwerden, beobachte jedoch ihr gegenüber eine zuwartende Haltung. In dem Augenblicke, da sie es will, werfe ich mich ihr zu Füßen, aber nur, wenn sie es will. Blamieren mag ich mich nicht.“

„Richtig. Und dann?“

„Vorgestern schien es mir, daß sie es nun schon wolle. Wir machten einen Ausflug zur türkischen Ruine, und als wir zurückkehrten, war es dunkel geworden. Wir beide gingen

der Gesellschaft voraus und machten auf der Steinbrücke Halt, um die übrigen zu erwarten. Es war schon ganz finster, die Fichten am Ufer verhüllten den Mond und unter uns erglänzte nur zeitweilig der weiße Schaum des rauschenden Wildbaches. Am Brückengeländer standen wir nebeneinander — da fühle ich auf einmal, wie die Frau ihre Hand auf meinen Arm legt. Leise sagte sie zu mir: „Ich sehe Ihnen jetzt in die Seele hinein, lieber Freund, als ob sie aus Glas wäre. Und auch Sie lesen in der meinigen, nicht wahr? Sprechen Sie nicht — es ist alles gut!“

„Eine sonderbare Rede, nicht wahr? Ich erwiderte nichts. Die anderen hatten uns indessen eingeholt. Später saßen wir im Kurhotel beim Abendmahl beisammen. Die Frau nahm kaum etwas zu sich und war auffallend still. Eine Art süßer Schlassheit bemächtigte sich ihrer sonst so lebhaften Schelmenlaune. Sie lächelte zuweilen und blickte mich verstohlen an. Aus all dem durfte ich wohl mit Recht folgern, daß sie nun schon wolle, nicht wahr?“

„Was geschah weiter?“ fragte der Schriftsteller.

„Für gestern verabredeten wir einen neuen Ausflug und zwar ins Bocksthal. Die Gesellschaft machte sich in sechs Wagen auf den Weg. In einem derselben saß ich mit der schönen Frau. Sie war unterwegs entzückend lieb. Auch draußen war sie bis zur Pause in der prächtigsten Laune. Da begannen die Zigeuner ein dummes ekliges Lied zu spielen:

„Meine Mutter ist an allem schuld —“

Die Frau lauschte lange träumerisch dem Liede. Sie lauschte und gab auf meine Fragen nur kurze traurige Antworten.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte ich teilnehmend.

„Nichts!“

Ihr Gesicht war bleich, nervös nagte sie an ihren Lippen. Ich wagte sie nicht mehr anzureden, denn ich fühlte, das sich ihre Seele allmählich mit unendlicher Bitterkeit füllte. Es verletzte sie meine Stimme, jede meiner Bewegungen; sie

findet mich unausstehlich, albern und hassenswert. — Sie erhob sich, verließ die Gesellschaft und setzte sich allein auf einer entfernten Bank nieder. Ich folgte ihr und sah betroffen, daß ihr Thränen in den Augen standen und ihr Gesicht in namenlosem Schmerze zuckte.

„Irma, um Himmels willen, was ist Ihnen?“

„Lassen Sie mich!“ zischte sie erregt.

Sie stand auf und brach zu meiner großen Überraschung in Weinen aus. Ich nahm sie bei der Hand, sie stieß mich zurück. Nun gewann der männliche Stolz in mir die Oberhand und ich näherte mich ihr nicht mehr —“

„Und dann?“ forschte der Schriftsteller.

„Eine halbe Stunde später bestieg sie auf einmal ihren Wagen und fuhr, ohne von jemand recht Abschied zu nehmen, allein nach Hause. — Aber das ist noch nicht alles. Als wir abends zurückkehrten, fuhren wir an ihrer Villa vorbei. Die Frau war mit ihrer Schwester auf dem Balkon und lachte uns fröhlich entgegen. Als sie meines Wagens ansichtig wurde, warf sie mir eine Handvoll Rosen nach und rief mir heiter zu: „Gute Nacht, Dobozy!“ — Nun, Freund, was sagst du dazu? Was soll ich von dieser plötzlichen Veränderung halten, was verursachte dieselbe? Sie dürfte ein Geheimnis haben, das sich mir vielleicht niemals enthüllen wird. Ihre Mutter ist an allem schuld. Woran mag sie schuld sein?“

Erregt sprang Dobozy von dem einen Diwan auf, um sich auf dem anderen niederzulassen. Ungyal bewahrte indessen seine Gelassenheit. Nachdenklich sagte er: „Zedensfalls ist sie eine sehr interessante Individualität. Ein Einblick in ihre Seele würde sich lohnen. In dieser Seele sind geheimnisvolle Kräfte thätig, die der Frau selbst unbekannt sind. Diese seelischen Strömungen leiten sie und sind auf sie von größerem Einfluß, als die Eindrücke der äußeren Welt und ihre natürlichen Instinkte. Sie haben mehr Einfluß auf sie als Hunger, Liebe, Kälte und Hitze. Hast du

noch nicht bemerkt, daß zeitweilig auch ihr Antlitz müde und traurig ist wie ein Herbstabend, ein andermal wieder frisch und jungfräulich wie ein Frühlingsmorgen? Auch ihr Haar ist einmal goldgelb, dann wieder ganz fahl. Und erst ihre Augen? Ich habe ihre Augen beobachtet und fand sie bald gütig und rein, bald wieder bössartig und gefährlich. Diese Augen sind übrigens einmal grünlich-gelb, dann wieder grau oder blau. Auf der Iris schlängeln sich bisweilen winzige Goldreptilien hin, ein andermal ist sie wieder glanzlos und kalt wie ein Glasauge. Was ist das? Weshalb ist das so?"

Verstimmt unterbrach ihn Dobozy.

„Sie hat Launen, das ist alles.“

„Nur das glaube nicht“, sagte Angyal. „Wie in allem, so herrscht auch in dieser Frauenseele Logik, nur verstehen wir sie nicht. Würde ich sie näher kennen, so fände ich vielleicht den Schlüssel ihrer Seele und könnte dir das Problem lösen.“

2.

Hier die Lösung des Problems.

Als die Gesellschaft am Tage vorher sich zum Ausfluge nach dem Bocksthal vorbereitete, wartete die blonde Frau voll Ungeduld auf ihren Schuster. Der Schuster erschien auch, und die blonde Frau fiel ihm vor Freude fast um den Hals.

„Sie kommen gerade zurecht, Herr Meister; wenn Sie sich noch um eine halbe Stunde verspäteten, hätte ich in den Strümpfen nach dem Bocksthal fahren können; der Buda-
pester Halunke hat mir die Schuhe nicht geschickt, mein letztes Paar aber ist gestern zu Grunde gegangen, als ich in den Bach hineinpatzte. Lassen Sie mich das Meisterwerk sehen!“

Für Provinzschuhe waren sie hübsch genug. Die Frau zog sie an und spazierte mit geräuschvollen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Na, sie sind nicht einmal so schlecht! Ob sie aber nicht zu kurz sein werden?“

Der Meister drehte sich den Schnurrbart und sagte: „Sie

passen Ihnen so gut, gnädige Frau, als ob sie Ihnen auf den Fuß gegossen wären. Ein gut zugeschnittener Schuh kann die Zehen auch später nicht klemmen, denn der Fuß steht darin fest und gleitet nicht nach vorne.“

Dann wollte er der gnädigen Frau noch ein Kompliment zu ihrem Fuße machen und noch ein paar Bissigkeiten auf die hauptstädtischen Schuster sagen, die blonde Frau eilte indes schon zu ihrem Wagen, der unter dem Fenster bereit stand.

Bis zur Pause ging alles gut, dann aber — nun ja, dann fühlte die blonde Frau auf einmal, daß sie sich kaum auf den Füßen zu erhalten vermag, so sehr drückten sie die neuen Schuhe. Der linke begann ihre Zehen auf einmal grausam zu pressen, der andere aber wollte hinter seinem Genossen nicht zurückstehen, so daß die blonde Frau die Empfindung hatte, als säße sie am offenen Krater eines Vulkans, ihre armen Füßchen in der glühenden Lava badend. Sie vermochte vor Schmerz kaum Atem zu holen und es fehlte nicht viel, so wäre sie in Thränen ausgebrochen. Sie hätte den elenden Pfuscher, der sich den Schustertitel beizulegen wagte, ermorden mögen — am liebsten aber hätte sie die Schuhe sofort von den Füßen gezogen.

Die Leute mochten ihrem Gesicht etwas angesehen haben, denn man begann sie alsbald mit Fragen zu quälen. Vor allen Dobozzy. Ob sie sich unwohl fühle? Ob ihr etwas fehle? O, die blonde Frau fühlte, daß man sie mit diesen entsetzlich albernen Fragen töten werde, wenn diese mörderischen Schuhe dieses traurige Werk nicht schon früher vollbringen.

Sie vermochte diese teilnahmsvollen Gesichter nicht länger anzusehen. Sie stand auf und schleppte sich zu einer entfernten Bank hin. Unterwegs kam ihr ein Bild in den Sinn, das sie im Saale des Budapester Schwurgerichtes gesehen hatte: man läßt eine barfüßige Dame über glühende Eisenplatten spazieren. — Das mag auch nicht sehr angenehm gewesen sein!

Mit schmerzvollem Reide sah sie den jungen Leuten zu, wie

sie sich in ihrem bequemen Schuhwerk auf dem Rasen herumtummelten. Dann malte sie sich, wiewohl sie sonst ein Herz voll Erbarmen hatte, mit grausamer Wonne die Strafe aus, die sie dem niederträchtigen Schuster angedeihen lassen würde, wenn es in ihrer Macht stünde. Eiserne Schraubenstiefel ließe sie ihm anlegen und selbe aufs engste zusammenziehen.

Und wieder kam ihr Dobozy auf den Hals. Die Frau brach in nervöses Weinen aus, bestieg dann rasch entschlossen ihren Wagen und fuhr nach Hause.

Nach Hause! Als sie sich da die beiden Folterinstrumente durch das Stubenmädchen von den Füßen ziehen ließ, breitete die blonde Frau die Arme aus und rief in wonnigem Kausche: „Aaah!“

3.

Drei Tage später promenierte die blonde Frau, lächelnd und reizend wie immer, im Parke. Ihre Füße steckten in hübschen, beschnallten Lackschuhen; auf den ersten Blick konnte man daran das Werk des hauptstädtischen Künstlers erkennen. Es waren schmale, anliegende Schuhe, aber dennoch so bequem, daß man darin mit den Zehen hätte Klavier spielen können.

Vor dem Musikpavillon traf die blonde Frau mit Dobozy zusammen. Der junge Mann wagte sich ängstlich in ihre Nähe, das sonnige Lächeln der Frau verlieh ihm aber bald seinen gewohnten Mut.

Sie gingen eine gute Stunde miteinander spazieren. Danach suchte Dobozy, mit einer Rose im Knopfloche, die des Morgens an dem Busen der blonden Frau geduftet hatte, seinen Freund auf. Geraume Zeit sprachen sie über gleichgültige Dinge, endlich aber rückte Dobozy mit seinem Geheimnis heraus: „Wir sind schon in Ordnung, ich und Irma. Sie hat eingewilligt, meine Frau zu werden.“

„Ich gratuliere.“

Das Problem der jungen Witwe aber hatte dennoch keiner gelöst.

Baron Rebus und andere Novelletten.

Inhalt.

	Seite
Baron Rebus	3
Frau Lieutenant	14
Der letzte Ball	23
◀ Wechselfieber	30
Der Seeräuber	43
◀ Ein Schönheitsfehler	50
Wiß Miß	57
Frühlingsfieber	64
Fräulein Iza	69
Das Ballkleid	75
Der Sekretär	82
Die bequeme Frau	89
◀ Die Heilige	94
Die rätselhafte Witwe	102



Humoristische Werke

aus Ph. Reclams Universal-Bibliothek.

- Balázs, Alexander**, Heitere Lebensbilder. Humoresken. Aus dem Magyarischen von Dr. Adolph Kohut. Preis 20 Pf.
- Bandslow, H.**, Stratenfegels. Humoristische Geschichten. 2 Bde. à 20 Pf.
- Berczik, Arpád von**, Ehestandsgeschichten und andere Humoresken. Deutsch v. Dr. A. Kohut. 20 Pf.
- Berger, Ernst, L. M.**, Ehe man Ehemann wird und andere Humoresken. 20 Pfennig.
- Berges, Amerikana.** Humoristische Skizzen aus dem amerikanischen Leben. 4 Bände. à 20 Pf.
- Beetschen, Alfr.**, Flegeljahre der Liebe. 20 Pf.
- Blumauer, Alois**, Virgils Aeneis. Travestie. 40 Pf. — In elegantem Leinenband 80 Pf.
- Bögh, Erik**, Humoristische Vorlesungen. Aus dem Dänischen von Wilhelm Lange. 2 Bände. à 20 Pf.
- , Der Theaterfobold. Humoreske. 20 Pf.
- Bornstein, A.**, Der Theaterarzt und andere Humoresken. 20 Pf.
- Bötticher, Georg**, Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Neue Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Bunte Reihe. Humoresken. 20 Pfennig.
- , Schnurrige Kerle und andere Humoresken Mit drei Illustrationen von Jul. Kleinmichel. Preis: 20 Pf.
- Brentano, Frik**, Heitere Geschichten. 4 Bde. à 20 Pf.
- Bürger, G. A.**, Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Preis: 20 Pf. — In Leinenband 60 Pf.
- Crome-Schwiening, C.**, Allerhand Humoristische Kleinigkeiten. Novelletten und Skizzen. Preis: 20 Pf.
- Cronheim, R.**, Fähnrichsgeschichten. Humoresken. 20 Pf.
- Daudet, Alphonse**, Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon. Preis: 20 Pf.
- Degen, Alex. von**, In der Kaserne. Aus den Memoiren eines Reservisten. Preis: 20 Pf.
- , Aus dem Militärleben. 4 Bände. à 20 Pf.
- Denison, M. A.**, So'n Mann wie mein Mann. Eine Ehestands-Humoreske. Preis: 40 Pf. — In Leinenband 80 Pf.
- Detmold, Joh. Herm.**, Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerschaft. Satiren. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Eckstein, E.**, Humoresken. 2 Bände. à 20 Pf.
- , Besuch im Carcer. Humoreske. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Fischart, Johann**, Die Flohhaß. Humoristisches Gedicht. Erneut und erläutert von Karl Pannier. Preis: 20 Pf.

- Fischart, J.**, Das Jesuiterhüllein. Satirisches Gedicht. Erneut und erläutert v. Karl Pannier. Preis: 20 Pf.
- , Das glücklichste Schiff von Zürich, nebst dem Schmachspruch und Rehrab und einigen verwandten Gedichten. Erneut und erläutert von Karl Pannier. Preis: 20 Pf.
- Fließ, Erich**, Außer Reih und Glied. Humoresken 20 Pf.
- Gandy, Fr. Frhr.**, Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. 20 Pf. — In eleg. Leinenband 60 Pf.
- , Schülerliebe und andere Humoresken. Preis: 20 Pf.
- Gabberton, John**, Helene's Kinderchen. Humoreske. Deutsch von M. Greif. 40 Pf. — In eleg. Leinenband 80 Pf.
- , Andrer Leute Kinder oder Bob und Teddi in der Fremde. Deutsch von M. Greif. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- (Beide vorgenannte Werke in einem höchst eleg. Ganzleinenband mit Goldschnitt 2 M.)
- , Frau Marburgs Zwillinge oder Mütterchens Leiden und Freuden. Deutsch v. M. Greif. 20 Pf. Geb. 40 Pf.
- Jahn, Ernst Reinh.**, Humoristische Erzählungen. Pr.: 20 Pf.
- Jerrold, Douglas**, Frau Raubels Gardinenpredigten. Deutsch von Dr. Carl Tornow. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- Junggesellenbrevier**. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Kunige, Adolph Freiherr**, Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer Roman. Preis: 20 Pf.
- Kock, Paul de**, Der bucklige Laquinet. Komischer Roman. Deutsch von S. Denhardt. Preis: 40 Pf.
- , Herr Krautkopf sucht seine Frau. Roman. Pr.: 20 Pf.
- Köhler, Br.**, Dies und Das. Humoresken. Preis: 20 Pf.
- Kortum, Dr. Carl Arnold**, Die Jobstade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen. Mit einer literarhistorischen Einleitung von Friedrich Schnettler. 60 Pf. — Geb. 1 M.
- Kracowizer, Dr.**, Naturgeschichte des österreichischen Studenten. Gymnasial-Humoresken. Preis: 20 Pf.
- Krahnigg, Rudolf**, Militär-Erinnerungen eines österreichischen Artilleristen. Skizzen und Bilder. Pr.: 20 Pf.
- Kraus, Oskar**, ΜΕΤΡΙΑΣ. Die Metheriade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben. Preis: 20 Pf.
- Lennig, Friedrich**, Etwas zum Lachen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- Lenz, Philipp**, Militärische Humoresken. 5 Bände. à 20 Pf. — Zus. in 1 eleganten Leinenband 1 M. 20 Pf.
- Lichtenberg, Georg Christ.**, Ausgewählte Schriften. Herausgegeben u. mit Anmerkungen von Eugen Reichel (Eugen Leyden). Preis: 80 Pf. — In eleg. Leinenband 1 M. 20 Pf.
- Liebesbrevier**. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

- Mark Twain**, Ausgewählte Skizzen. 5 Bde. à 20 Pf.
Maurit jun., J. van, Ein Journalistenstreich u. andere Humoresken. Aus dem Holländischen übersetzt von C. Otten. 20 Pf.
Märzroth, Dr., Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Geschichten. 4 Bände. à 20 Pf.
Merth, Volksschullehrers Freud und Leid. 20 Pf.
Meschtscherzki, W. P., Einer von unsern Moltkes. Skizzen aus dem serbisch-türkischen Krieg. 40 Pf.
Mikulitsch, W., Mimis Badereise. 20 Pf.
Müller, Joh. Gottw., Siegfried von Lindenberg. 20 Pf.
Nötel, Louis, Vom Theater. Humoristische Erzählungen. 5 Bände. à 20 Pf.
Pohl, Rob., Pappis Soldat und andere heitere Bilder und Geschichten. 20 Pf.
Pauli, R., Theater-Humoresken. Mit 5 Illustrationen. 20 Pf.
Pöhl, Eduard, Kriminal-Humoresken. Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichtssälen. 3 Bändchen. à 20 Pf. Alle 3 Bde. mit 8 Abbildungen zus. in 1 Bd. gebunden 1 M.
 —, Der Herr v. Niglerl u. andere humor. Skizzen. Preis: 40 Pf.
 —, Rund um den Stephansturm. Preis: 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
 —, Wien. 1. Bd. Skizzen von E. Pöhl. 2. Bd. Mit Wiener Studien von E. Hoffmann. 3. Bd. Neues humoristisches Skizzenbuch von E. Pöhl. 3 Bände. à 20 Pf.
 —, Die Leute von Wien. Neue Folge ausgewählter Skizzen. Preis: 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Rákosy, B., Mein Dorf und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
Roe, Edwin P., Wie sich jemand in seine Frau verliebt. Eine amerikanische Dorfgeschichte. Preis: 20 Pf.
Roehl, Freilichtbilder. Humoresken. 20 Pf.
Saphir, Meine Memoiren und anderes. Preis: 20 Pf.
 —, Humoristische Vorlesungen. 3 Bände. à 20 Pf.
 —, Humorist.-satir. Novelletten u. Bluetten. Preis: 40 Pf.
Schlicht, Frhr. von, Militaria. Heitere Soldatengeschichten. Preis: 20 Pf.
Schnadahüpfel, Tausend. Gesammelt u. mit Einleitung, erklärendem Wörterverzeichnis und acht Singweisen herausgegeben von Fritz Gundlach. Geb. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Schonthan, Franz und Paul von, Kleine Humoresken. 4 Bände. à 20 Pf.
 —, Paul von, Kindermund. Gesammelte Aussprüche und Scenen aus dem Kinderleben. Preis: 20 Pf. — In elegantem Leinenband 60 Pf.
 —, Paul von, Der Ruß. Gereimtes und Ungereimtes über den Ruß. Pr.: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

- Schröder, Willem**, De Plattdüdsche Sprüchwörder=Schatz, d. i. Duſend plattdüdsche Sprüchwörders van A — Z, Oſtfreſſiſche, Oldenborgiſche, Hannoversche, Holſteeniſche, Medlenbörgiſche u. A. En ſpaſig un lehrriek Boek för lütje un groote Lühbe. Preis: 20 Pf.
- , Plattdüdsche Leeder un Döntjes. 20 Pf.
- , W. und A., Humoresken. 7 Bände. à 20 Pf.
- Sienkiewicz, S.**, Die Dritte. Eine heitere Erzählung aus dem Künſtlerleben. 20 Pf.
- Stell, Luſtigi Thurgauer Geſchichte.** Humoresken in Thurgauer Mundart. Preis: 20 Pf.
- , Studentenrache und andere heitere Geſchichten. 20 Pf.
- Sterne, Laurence**, Empfindſame Reiſe durch Frankreich und Italien. Dſch. v. Fr. Hörſek. Preis: 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
- , Leben und Meinungen des Herrn Triſtram Shandy. Dſch. v. A. Seubert. Preis: 1 M. — In eleg. Zubd. 1 M. 50 Pf.
- Tagebuch eines böſen Buben.** Geb. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
- Tann-Bergler, Ottokar**, Alt-Wiener Ränke u. Schwänke. Ein Duzend Hiſtorietten. Preis: 20 Pf.
- Tewſik, Mehemed**, Die Schwänke des Naſr-ed-din und Buadem. Deutſch von Dr. E. Müllendorff. Preis: 20 Pf.
- Tillier, Claude**, Mein Onkel Benjamin. Social-Roman. Deutſch von S. Denhardt. Preis: 40 Pf.
- Vacano, E. M.**, Humbug. Eine wunderliche Hiſtorie. Preis: 20 Pf.
- , Komödianten. Erzählung. Preis: 20 Pf.
- Velde, C. F. van der**, Das Liebhaber-Theater. Humoreſke. aus dem erſten Zehntel des 19. Jahrhunderts. Preis: 20 Pf.
- Viola, Max**, Die Nadel der Kleopatra u. andere Humoreſken. Preis: 20 Pf.
- Volger, Eduard**, Allerhand Dummheiten. 20 Pf.
- Webers Demokritos.** 1. Bb.: Das Lachen. 2. Bb.: Was iſt lächerlich? 3. Bb.: Das Weib. 4. Bb.: Der Humor. Preis: à Band 20 Pf.
- Weißfog**, Das große Loos. In eglischen anmuthigen Hiſtorien. 20 Pf.
- Weiß, Juſtan**, Von der heiteren Seite. Deutſche Humoreſken aus Ungarn. Preis: 20 Pf.
- Wolzogen, Alfred Freiherr von**, Zwei Humoreſken. (Die Unke. — Lori.) Preis: 20 Pf.
- Zacharia, J. F. Willh.**, Der Renommist. Ein ſcherzhaftes Heldengebicht. Preis: 20 Pf.
- Ziſchoffe, Heinrich**, Tantchen Roſmarin. — Das blaue Wunder. Zwei Humoreſken. Preis: 20 Pf.